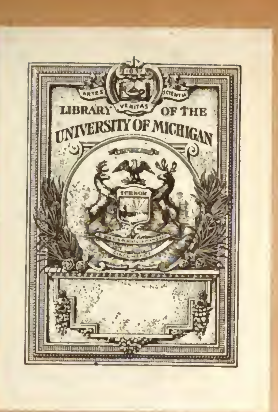




ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN



Gotthold Ephraim Lessings

sämtliche Schriften.

Fünfter Band.

Gotthold Ephraim Lessings

sämtliche Schriften.

Herausgegeben von

Karl Lachmann.

Dritte, auf's neue durchgesehene und vermehrte Auflage,

besorgt durch

Franz Muncker.

Fünfter Band.

Stuttgart.
G. J. Göschen'sche Verlagshandlung.
1890.

K. Hofbuchdruckerei Zu Guttenberg (Carl Grüninger) in Stuttgart.
Papier von der G. Haindl'schen Papierfabrik in Augsburg.

Vorrede.

Der fünfte Band enthält den größten Teil der prosaischen Schriften Lessings, welche in den Jahren 1752—1754 erschienen. Es sind dies mehrere Vorreden zu Übersetzungen, zahlreiche Aufsätze in der „Berlinischen privilegirten Zeitung“, das „Vademecum für Lange“ und namentlich die im zweiten und dritten Bande der Lessingischen „Schriften“ von 1753 und 1754 enthaltenen „Briefe“ und „Rettungen“.

Über die kritische Behandlung des Textes konnte bei den erstern kein Zweifel bestehen: es durften nur die von Lessing selbst besorgten ersten Drucke, die freilich nicht völlig frei von Fehlern sind, zu Rate gezogen werden. Nicht so einfach ist die Sache bei den „Briefen“, dem „Vademecum“ und den „Rettungen“. Diese wurden bald nach Lessings Tod in seinen „Vermischten (sämtlichen) Schriften“ wieder abgedruckt und zwar die ersten acht „Briefe“ und die „Rettungen“ 1784 im dritten Teil, die übrigen „Briefe“ (außer dem zweiundzwanzigsten und dreiundzwanzigsten, welche beide erst 1786 im „Theatralischen Nachlaß“ Aufnahme fanden) und das „Vademecum“ 1785 im vierten Teil derselben. Diese spätere Ausgabe ist zwar nicht mehr unter Lessings eignen Augen veranstaltet, sondern von seinem Bruder Karl besorgt. Aber wie schon der Vorbericht des letztern zum zweiten Teile lehrt, so hatte Lessing selbst noch den Inhalt für die einzelnen Bände der „Vermischten Schriften“ bestimmt. Er hat noch mehr gethan. Mehrere der „Briefe“ sind in dem späteren Abdrucke mit Anmerkungen begleitet, die 1753 fehlen und von Karl Lessing ausdrücklich als Zusätze seines Bruders bezeichnet werden. Desgleichen weist die spätere Ausgabe noch weitere Änderungen auf, die ebenfalls von dem Verfasser selbst herrühren müssen. Karl Lessing hat im allgemeinen mit musterhafter Pietät die Schriften seines Bruders genau so abgedruckt, wie er sie vorfand. Er hat gelegentlich wohl einmal eine veraltete Sprachform modernisiert oder es dem Setzer nachgesehen, wenn er in die ursprüngliche Vorlage hier ein stummes e einfügte, dort eines aus ihr wegließ, z. B. statt gehn einmal gehen und statt gehen ein ander Mal gehn druckte; aber er hat, zumal bei diesen „Vermischten Schriften“, deren Ausgabe sein Bruder selbst noch begonnen hatte, nie willkürlich ein Wort oder eine Wendung

des Satzes in dem ursprünglichen Texte verändert. Beides ist aber 1784 und 1785 öfters geschehen. Namentlich sind die Eigennamen, bei denen sich Lessing 1753 meistens der lateinischen Form bediente, jetzt fast durchweg deutsch geworden; statt Lutherus, Albertus, Mäcenas, Lemnio u. dgl. ist Luther, Albrecht, Mäcen, dem Lemnius gesetzt. Eine genaue Untersuchung der einzelnen Fälle machte es höchst wahrscheinlich, daß Lessing selbst noch Exemplare seiner „Schriften“ und des „Vademecum“ für die spätere Ausgabe durchkorrigiert und daß sein Bruder diese Exemplare 1784 und 1785 dem neuen Abdruck gewissenhaft zu Grunde gelegt hat. Aber Lessing scheint seine Änderungen nicht nur in verschiedne Exemplare eingetragen zu haben, sondern mitunter auch etwas flüchtiger dabei verfahren zu sein. Er sah z. B. die ersten „Briefe“ sorgfältiger durch als die späteren und korrigierte demgemäß in jenen mehr lateinische Namensformen als in diesen. Da mag nun allerdings Karl geglaubt haben im Sinne seines Bruders zu handeln, wenn er auf die von diesem übersehenen Stellen die gleichen Grundsätze anwende, und so mag hie und da in den Text der „Vermischten Schriften“ eine Änderung hereingekommen sein, die wir kaum auf Rechnung des Verfassers schreiben dürfen. Die Umwandlung des lateinischen Namens Henricus Stephanus z. B. in den deutschen Heinrich Stephan (im achten Briefe) wird man nicht wohl Lessing selbst zutrauen; denn er hätte sich gewiß erinnert, daß der gelehrte Buchhändler und Philologe Henri Etienne hieß und niemals einen deutschen Namen führte. Dazu kamen die oben schon erwähnten Fälle, in welchen Karl Lessing oder auch der Setzer geringfügige Modernisierungen und sonstige Änderungen der Wörter sich erlaubte. In jedem einzelnen Falle hier mit unbedingter Sicherheit zu bestimmen, ob Lessing selbst oder erst sein Bruder oder gar dessen Setzer geändert habe, ist nicht möglich, so lange wir nicht die dem Druck in den „Vermischten Schriften“ zu Grunde liegenden Exemplare selbst vor Augen haben. Hier mußte sich also der neue Herausgeber bisweilen auf sein kritisches Gefühl verlassen. Ich hielt mich in allem, was Interpunktion, Orthographie und gleichgültige Wortformen betrifft, streng an die alten Drucke von 1753 und 1754 und verwies alle irrtümlichen oder irgendwie willkürlich scheinenden Änderungen der „Vermischten Schriften“ in die Anmerkungen, nahm aber nicht, wie Lachmann und die folgenden Herausgeber, nur die Zusätze Lessings, sondern auch die übrigen von ihm herrührenden Verbesserungen der spätern Ausgabe in den Text auf. Im allgemeinen, hoffe ich, wird eine sorgfältig nachprüfende Kritik mein Verfahren billigen, wenn auch vielleicht in einigen wenigen Einzelfällen andre anders urteilen werden als ich. Hingegen durfte ich in der Anordnung mich nicht an die „Vermischten Schriften“ halten. Für mich mußte die zeitliche Reihenfolge maßgebend sein, in welcher die „Briefe“, das „Vademecum“ und die „Rettungen“ erschienen, und diese wird in jener spätern Sammlung ganz zerstört. Zudem geht die Anordnung in den „Vermischten Schriften“ zwar im allgemeinen auf Winke Lessings zurück, wurde aber im einzelnen Fall erst von seinem Bruder durchgeführt; im Vorbericht zum vierten Teile derselben betont Karl wiederholt, daß er — hierin vermutlich un-

abhängig von dem Verfasser — das „Vademecum“ unter die „Briefe“ aufgenommen, die Bruchstücke des Trauerspiels „Henzi“ aber daraus weggelassen habe.

Unter den Übersetzungen, deren Titel und Vorreden in diesen fünften Band aufgenommen sind, könnte nur die der „Geheiligten Andachts-Uebungen“ von Frau Rowe Anstoß erregen. Nach einer Angabe in Meusels „Gelehrtem Teutschland“, Band VIII, Seite 416 hat Lessing den Anfang dieses Buches verdeutscht, den Rest sein Freund Christian Felix Weiße. In der gedruckten Übertragung ist jedoch Lessings Stil nirgends deutlich wahrzunehmen; die Vorrede rührt allem Anscheine nach auch von Weiße nicht her. Gleichwohl wollte ich den Titel des überaus seltnen Buches nicht unverzeichnet lassen, weil ich jene Angabe Meusels wissenschaftlich nicht zu entkräften vermag; es wäre ja immerhin denkbar, daß der Fortsetzer der Lessingischen Arbeit, der dann freilich kaum Weiße sein könnte, das eigentümliche Stilgepräge seines Vorgängers an den bezeichnendsten Stellen verwischt hätte.

Auf den Titel dieser Übersetzung hätte ich vielleicht zunächst die „Theatralische Bibliothek“ und dann erst die Aufsätze in der „Berlinischen Zeitung“ von 1754 folgen lassen sollen. Da indes nur das erste Stück der „Theatralischen Bibliothek“ in der That noch 1754 erschien, die drei folgenden aber erst 1755 und 1759 herauskamen, so hielt ich es für geraten, die „Berlinische Zeitung“ von 1754 vorauszustellen, um so mehr, als äußere Gründe mich zu dieser Anordnung beinahe nötigten. Es schien mir nämlich nicht zweckmäßig, die einzelnen Stücke der „Theatralischen Bibliothek“ von einander zu trennen; dies hätte ich aber thun und sogar Stück 1 in den fünften, Stück 2—4 hingegen in den sechsten Band verweisen müssen, wenn ich nicht lieber die Aufsätze der „Berlinischen Zeitung“ von 1754 vorausstellen wollte.

Die Beiträge Lessings zur „Berlinischen privilegirten Zeitung“ aus den Jahren 1752—1754 bringt die neue Ausgabe vollständiger als jede frühere. Da Lessing als Redakteur des gelehrten Artikels jener Zeitung nach der Sitte der Zeit die meisten Bücheranzeigen darin selbst zu verfassen hatte, durfte ich ihm wieder, wie vorher bei den Recensionen des Jahres 1751, nur diejenigen absprechen, deren Form oder Inhalt geradezu gegen seine Autorschaft zu zeugen schien. Sämtliche von mir neu aufgenommene Aufsätze tragen aber auch positive Merkmale ihrer Echtheit. Der Inhalt der darin beurteilten Bücher, der Gedankengang, die Tendenz, nicht zum wenigsten der Stil und die Sprache dieser Kritiken weist, bald mehr, bald weniger bestimmt, auf Lessing hin. Die Recensionen beziehen sich auf Schriftsteller des Altertums oder auf religiöse und philosophische Fragen, mit denen Lessing sich besonders eingehend beschäftigte; sie bekunden ein Interesse an der Gelehrtengeschichte oder eine Sorgfalt in philologischen Dingen, wie wir sie gerade an ihm gewöhnt sind; sie heben Männer, die er ungemein schätzte, wie Kästner und Prémontval, besonders hervor; sie eifern in seinem Sinne gegen Dummköpfe, die sich als Freigeister aufspielen, um als Philosophen zu gelten, gegen Geistliche, welche die Anzahl der zu ihrer Konfession Gehörigen um jeden Preis vermehrt wissen wollen ohne Rücksicht auf den

sittlichen Wert der neuen Mitglieder, gegen diktatorisch auftretende junge Gelehrte und gegen elegante lateinische Stilisten, die den antiken Meistern statt der schönen Gedanken nur die schönen Worte abgelernt haben, gegen ausgelassen frivole Schriftsteller und den Beifall, den der augenblickliche Modegeschmack ihnen sichert; sie zeigen endlich Lessings epigrammatisch zugespitzte Rede und bildliche Ausdrucksweise. Mehrmals handelt es sich dabei auch um Vossische Verlagswerke. Noch andre äußere Gründe kommen dazu; so spielt Lessing z. B. in der schon längst ihm zugeschriebenen Anzeige der Briefe des Grafen Cataneo an Voltaire (im 32. Stück des Jahrgangs 1754) deutlich auf die von mir neu aufgenommene Besprechung der „Lettres Bérybériennes“ (im 17. Stück desselben Jahrgangs) an.

Verhältnismäßig am reichlichsten vermehrte ich die Beiträge zur „Berlinischen Zeitung“ vom Jahr 1752. Während die letzten Herausgeber vor mir Lessings Mitarbeit an diesem Jahrgang erst mit dem 23. November beginnen lassen, möchte ich ihm schon zwei Aufsätze vom 7. und 16. November zuschreiben. Form und Inhalt deuten hier gleichmäßig auf Lessing; die zweite der neu aufgenommenen Anzeigen betrifft überdies einen Stoff aus der neueren Kirchengeschichte, welchen ein Wittenberger Professor behandelt hatte, ein Mann also, der gerade damals Lessing noch besonders im Andenken sein mußte. Gleichfalls zu Wittenberg wurde die Dissertation geschichtlichen Inhalts verteidigt, welche ein Aufsatz der „Berlinischen Zeitung“ vom 30. December 1752 bespricht. Aber auch zwei Recensionen aus der Zeit, die Lessing zweifellos fern von Berlin in Wittenberg zubrachte, glaubte ich ihm zuweisen zu dürfen. Die meisten gelehrten Beiträge zur „Berlinischen Zeitung“ aus diesen Monaten zeigen schon durch ihren Stil, daß Lessing nicht ihr Verfasser ist. Der Aufsatz aber über Naumanns „Nimrod“, der stellenweise fast wörtlich mit dem Brief über das gleiche Gedicht im Decemberheft des „Neuesten aus dem Reiche des Witzes“ übereinstimmt, und ebenso der über den dritten Gesang des „Wurmsamens“, auf den B. A. Wagner bereits hinwies, trägt sichtlich den Stempel Lessings. Wie leicht konnte dieser auch aus alter Anhänglichkeit von Wittenberg her einen Beitrag an die „Berlinische Zeitung“ senden oder auch bei seinem Abschied von Berlin eine Recension zurücklassen, die erst später daselbst zum Abdrucke kam! Dagegen scheinen mir die zwei von B. A. Wagner abgedruckten kurzen Besprechungen aus der „Berlinischen Zeitung“ vom 13. April 1752 so wenig Lessingisch, daß ich sie gleich meinen Vorgängern aus meiner Ausgabe ohne weiteres ausschloß.

Bei keiner der in diesem fünften Bande mitgeteilten Arbeiten Lessings lag mir eine Handschrift des Verfassers vor; hingegen konnte ich sämtliche Originaldrucke selbst vergleichen. An sie hielt ich mich sorgfältig; aus ihnen rechtfertigt sich auch, was beim ersten Anblick etwa befremden könnte, z. B. die ungewöhnliche Schreibung bei Diphthongen in griechischen Wörtern wie ἐιπειο, ἀυθις, ὀυκ u. dgl.

Nicht immer waren diese Originaldrucke leicht zu erlangen, und ohne die bereitwillige Hilfe von öffentlichen Bibliotheken und Fachgenossen wäre hier öfters alle meine Mühe vergeblich gewesen. Namentlich nach den „Geheiligten Andachts-Uebungen“ der Frau Rowe suchte ich ziemlich in allen deutschen Biblio-

theken, bis ich endlich aus der großherzoglich hessischen Hofbibliothek zu Darmstadt die Erfurter Originalausgabe und aus der Hamburger Stadtbibliothek einen Nachdruck derselben von 1754 zur Vergleichung erhielt. Einen zweiten Nachdruck von 1756 stellte mir mein Freund Max Koch in Breslau zur Verfügung. Gleichfalls erst nach längerem Suchen machte ich die Originalausgabe des „Ineptus Religiosus“ ausfindig, aus welcher ein Druckfehler des Lessingischen Textes zu verbessern war; Herr Superintendent Em. Quandt, erster Direktor des kgl. Predigerseminars in Wittenberg, hatte die Güte, die fragliche Stelle des seltenen Büchleins für mich abschreiben zu lassen. Er machte mich zugleich darauf aufmerksam, daß auf dem Titelblatte des Wittenberger Exemplars die Jahrszahl 1652 in 1662 korrigiert sei; mit welchem Rechte, vermag ich nicht zu bestimmen. Die Jahrgänge 1752—1754 der „Berlinischen Zeitung“ erhielt ich durch Vermittlung der hiesigen kgl. Hof- und Staatsbibliothek von der königlichen Bibliothek in Berlin auf mehrere Wochen zur Vergleichung hieher gesandt. Für alle diese mannigfache Unterstützung meiner Arbeit sei auch hier öffentlich Dank gesagt. Nicht minder dankbar habe ich das fördernde Entgegenkommen des Verlegers zu rühmen. Er sandte mir unter anderm auch die Vorarbeiten, welche der frühere Besitzer der G. J. Göschen'schen Buchhandlung, Herr Ferdinand Weibert, für diesen wie für die folgenden Bände der neuen Ausgabe bereits gemacht hatte, namentlich sorgfältige Vergleichungen der meisten Lessingischen Schriften mit den Originaldrucken. Indem ich diese Vorarbeiten — natürlich ganz selbständig — benützte, konnte ich meinem Texte hie und da noch einen höhern Grad von Zuverlässigkeit geben.

Schließlich bitte ich den Leser, auf Seite 136, Zeile 17 den Druckfehler Abudarnus in Abudacnus zu verbessern.

München, am 31. März 1890.

Franz Muncker.

Inhalt.

(Die mit * bezeichneten Aufsätze fehlen in allen früheren Ausgaben.)

Seite

Des

Herrn von Voltaire
Kleinere
Historische
Schriften.

Aus dem Französischen übersetzt.

Rostock,

verlegts Johann Christian Koppe.

1752.[1]

Vorrede des Uebersetzers.

Der Herr von Voltaire hat sich der Welt als eine [illegible] einen Geist zeigen wollen. Nicht zufrieden, die ersten Lorbeern auf dem französischen Parnasse mit erlanget zu haben, ist er die Bahn eines Newtons gelaufen, so stark, versteht sich, als ein Dichter von seinem Fluge sie laufen kann; und durch die tiefsinnige Weltweisheit ermüdet, hat er sich durch die Geschichte mehr zu erholen, als zu beschäfftigen geschienen.

Man kennt sein Leben Carls des XIIten. Einige haben es für einen schönen Roman angesehen, welcher dem Curtius den Rang streitig mache. Alle Uebertreibung bey Seite, lasset uns gestehen, daß der Grund überall darinne wahr ist, nur daß der Herr von Voltaire überall die theatralische Verschönerung angebracht hat, die er nur zu

[1] [4 unpaginierte Blätter und 366 Seiten 8°; die Übersetzung erschien in der Michaelismesse 1751.]

wohl versteht, um die Zuschauer für einen Helden auf der Bühne einzunehmen.

Seine übrigen historischen Aufsätze sind unter uns weniger bekannt worden, und hätten es vielleicht mehr verdienet. Wir hoffen, daß es nicht unangenehm seyn wird, sie hier in einer Uebersetzung beysammen zu finden.

Er hat überall gesuchet, sich von dem gemeinen Haufen der Geschichtschreiber zu entfernen. Trockne Tagebücher, welche Kleinigkeiten und wichtige Vorfälle aufzeichnen, die das Gedächtniß füllen wollen, ohne den Geist zu erleuchten, und das Herz zu ordnen, die menschlichen Handlungen beschreiben, ohne die Menschen kennen zu lehren, sind niemals nach seinem Geschmacke gewesen. Man sehe seine Betrachtungen über die Geschichte davon nach, die in dieser Sammlung den ersten Platz einnehmen.

Der Versuch über das Jahrhundert Ludewigs des XIVten ist ein Plan, der Bewunderung verdiente, wenn er auch unausgeführet bliebe. Wann wir nun dem Leser sagten, daß er es nicht geblieben ist? Noch ist zwar dieses wichtige Werk nicht öffentlich erschienen, es ist aber, wie wir gewiß wissen, fertig, und eine Frucht der ruhmvollen Ruhe, in welche der Verfasser nur durch einen Friedrich versetzet werden konnte.

Er hat fast immer in der großen Welt gelebet, und daher kommen ihm die unzähligen Anekdoten, die er überall einstreuet. Er scheint viele davon unter gewisse Titel gebracht zu haben, zum Exempel, der gedruckten Lügen, der Thorheiten auf beyden Theilen; daß man also mit Recht diese und dergleichen Aufsätze zu den historischen hat ziehen müssen.

Man hat keine Ordnung unter denselben beobachtet. Es wäre leicht gewesen, sie zu beobachten. Allein man muß nicht alles thun, was leicht ist, saget der Herr von Voltaire. Zum Nutzen des Lesers würde eine chronologische Ordnung nichts beygetragen haben, da er die Epochen solcher wichtigen Gegenstände, wie sie der Herr von Voltaire meistens gewählet, ohnedem wissen wird; zum Vergnügen auch nichts, denn das Vergnügen wächst durch das Regellose.

An verschiedenen Orten hätte der Uebersetzer Anmerkungen machen können; und wer weiß, ob man es ihm nicht übel nimmt, sie nicht

gemacht zu haben? Er würde es wenigstens manchem geschwornen Anmerkungsschmierer nicht übel nehmen, wenn er seinem Exempel folgete.

Man wird einige Aufsätze hier antreffen, welche in der neuesten Ausgabe der Werke unsers Verfassers sich nicht befinden. Diese hat man hier und da zusammen gesucht.

Der Herr von Voltaire besitzt nicht allein die Kunst, schön zu schreiben, sondern auch, wie Pope saget,

The last and greatest Art, the Art to blot.

Er ist unermüdet in Ausbesserung seiner Werke. Wir haben das Glück gehabt, eines der mit der Feder verbesserten Exemplare seiner Werke zu Rathe ziehen zu können, und wir können versichern, daß nichts wichtiges in diesen historischen Aufsätzen dazu gekommen, oder darinne verändert worden ist, welches wir sollten übergangen haben.

Man empfiehlt sich und diese Arbeit dem Wohlwollen der Leser.

Berlin, 1751 L.

—

Johann Huarts Prüfung der Köpfe zu den Wissenschaften

Worinne er die
Verschiedenen Fähigkeiten die in den Menschen liegen
zeigt
Einer jeden den Theil der Gelehrsamkeit bestimmt
der für sie eigentlich gehöret
Und endlich den Aeltern Anschläge ertheilt wie sie fähige
und zu den Wissenschaften aufgelegte Söhne
erhalten können

Aus dem Spanischen übersetzt von

Gotthold Ephraim Leßing.

ZERBST

In der Zimmermannischen Buchhandlung. 1752.[1]

Vorrede des Uebersetzers.

Von den spanischen Gelehrten werden wenige unter uns so bekannt seyn als Johann Huart, nicht sowohl nach seiner Person, als nach seinem Werke dessen Uebersetzung wir hier liefern: denn in Ansehung jener trift der Ausspruch des Seneca, oder wenn man ihn lieber einem Franzosen zuschreiben will, des Herrn de la Bruyere, auch an ihm ein: viele kennt man und viele sollte man kennen. Unzählige Halbgelehrte haben sich mit ihren Geburtstägen und Sterbestunden, mit ihren Weibern und Kindern, mit ihren Schriften und Schriftchen in die Register der Unsterblichkeit eingeschlichen: nur einen Mann, der

[1] [16 unpaginierte Blätter und 456 Seiten 8"; zur Ostermesse 1752 erschienen. Eine „Zweyte verbesserte, mit Anmerkungen und Zusätzen vermehrte Auflage" der Übersetzung gab Johann Jakob Ebert, Professor der Mathematik zu Wittenberg, 1785 heraus (Wittenberg und Zerbst bey Samuel Gottfried Zimmermann). Auch in der Lessingischen Vorrede sind hier mehrere Sprachformen modernisiert.]

über die Grenzen seines Jahrhunderts hinaus dachte, der sich mit nichts gemeinem beschäftigte und kühn genug war neue Wege zu bahnen, findet man kaum dem Namen nach darinne, da doch die geringsten seiner Lebensumstände auf den und jenen Theil seines Werks ein sehr artiges Licht werfen könnten. Unterdessen können gleichwohl meine Leser mit Recht von mir verlangen, ihnen davon so viele mitzutheilen, als sich hier und da auftreiben lassen. Ich will es thun; man schreibe mir es aber nicht zu, wann sie nur allzutrocken und unzulänglich scheinen sollten.

Johann Huart wurde zu St. Jean Pie de Port, einer kleinen Stadt in dem niedern Navarra, an dem Flusse Neve, gebohren. Dieser Umstand ist gewiß, weil er sich selbst auf dem Titel seines Werks natural de sant Juan del pie del Puerto genennt hat. Seine Geburtszeit ist desto ungewisser; und Antonius in seiner spanischen Bibliothek weiß selbst nichts mehr zu sagen, als daß er um 1580 gelebet habe. Wer sie ein klein wenig näher wissen will, der begnüge sich mit folgender Muthmassung. Das Bücherschreiben, sagt er gleich im Anfange dieses Werks, sollte man bis in dasjenige Alter versparen in welchem der Verstand alle diejenige Stärcke erlangt hat, deren er fähig ist. Er setzt dieses Alter zwischen das einunddreyßigste bis zum einundfunfzigsten Jahre. Wann man nun glaubt, wie man es mit größter Wahrscheinlichkeit glauben kann, der welcher diese Regel giebt, werde sie selbst beobachtet haben, so kann man, von dem Jahre 1566, in welchem er dieses sein einziges Werk zum erstenmale herausgegeben hat, zurückgerechnet, unmaßgeblich behaupten, daß er gegen das Jahr 1520 gebohren sey. Und wenn man sich auf die Umstände dieser Zeit und der vorhergehenden Jahre besinnt, so wird es nicht schwer fallen eine wahrscheinliche Muthmassung anzugeben, wie unser Huart als ein Spanier, ausser seinem Vaterlande, zu St. Jean Pie de Port, welches jetzt der Krone Frankreich zustehet, damals aber zu dem Königreiche Navarra gehörte, sey gebohren worden. Wer weiß nämlich nicht, daß um das Jahr 1512 der König von Spanien Ferdinandus Katholicus den päbstlichen Bann an dem Könige Johannes Labretanus vollzogen und sich in den Besitz des ganzen Königreichs Navarra setzte? Wie leicht kann es also nicht seyn, daß die Aeltern unsers Huarts mit der spanischen Armee in diese Gegend kamen?

Daß er in Alcala de Henares studirt habe, ist aus dem einigermassen zu schliessen was er von dem Leichenredner des Antonius Nebrissensis erzehlt; ob es gleich nach dem Jahre welches wir unterdessen für sein Geburtsjahr angenommen haben, nicht wohl möglich ist, daß er selbst könne dabey gewesen seyn, indem Antonius schon 1522 gestorben ist. Er mag nun aber hier oder in Salamanca studirt haben, so ist es doch gewiß, daß er sich besonders der Arzneykunst gewidmet und in dieser Facultät die Würde eines Doctors angenommen hat. Er hat hierauf practicirt und sich größten Theils in Madrid aufgehalten, wo er ohne Zweifel auch gestorben ist. Von der Zeit seines Todes aber weiß ich nichts als daß er um das Jahr 1590 nicht mehr gelebt hat.

Und das ist es alles was ich von seinem Leben sagen kann. Eine Kleinigkeit will ich noch beyfügen, welche wenigstens ihres Lächerlichen wegen, angemerkt zu werden verdienet. Huart hat das Unglück gehabt unter die Wahnwitzigen gerechnet zu werden, und zwar von dem D. Seligman welcher in seiner sciagraphia virium imaginationis, von ihm schreibt: Huartus Hispanus se regem in delirio arbitratus prudentissimos de regimine faciebat discursus. Diesen wunderlichen Irrthum zu widerlegen darf ich den Leser nur auf das verweisen was Huart auf der 56 Seite von einem wahnwitzigen Pagen erzehlt; und sogleich wird man ohne mein Erinnern sehen, daß der welcher erzehlt mit dem von welchem erzehlt wird, entweder von dem D. Seligman selbst, oder dem le Grand auf dessen natürliche Geschichte er sich beruft, sey verwechselt worden.

So wenig ich von des Huarts Leben zu sagen gehabt, so viel würde ich von seinem Werke sagen können, wann es die Zeit und die Grenzen einer Vorrede erlaubten. Er hat es in seiner Sprache Examen de Ingenios para las sciencias überschrieben. In Deutschland ist es unter dem Namen Scrutinium ingeniorum bekannt geworden. Dieses nämlich ist der Titel der lateinischen Uebersetzung welche Joachim Cäsar, oder, wie er sich durch die Buchstabenversetzung nennt, Aeschacius Major, 1612. herausgegeben. Dieser Mann hat seine Sachen allzugut machen wollen, indem er die spanischen Ausgaben, so viel er deren habhaft werden können, nicht allein mit einander vergliche, sondern auch alle zugleich zum Grunde seiner Uebersetzung gelegt hat. Huart

war einer von denjenigen Gelehrten welche von ihren Schriften niemals die Hand abzuziehen wissen. So oft seine Prüfung aufgelegt wurde, so oft sahe sich die eine Ausgabe der andern fast nicht mehr ähnlich. Er änderte, er strich aus, er zog ins Enge, er setzte hinzu. Anstatt nun, daß sich der lateinische Uebersetzer bloß nach der letzten Ausgabe hätte richten sollen, so hat er alle in eine zusammen geworffen, und an den meisten Orten das Werk so dunkel, verwirrt und widersprechend gemacht, daß man es nicht anders als mit Eckel lesen kann. Darf man sich also wundern, daß er sich durch dieses Verfahren so gar in den Verdacht gesetzt, als habe er sein Original verfälscht und von dem seinigen vieles hinzugesetzt? Ich würde ihm über dieses noch Schuld geben, daß er an unzählichen Orten den Sinn des Spaniers verfehlt habe, wenn man dieses nicht für einen Kunstgrif, meiner Arbeit dadurch einen Vorzug zu geben, ansehen möchte. Wenigstens aber wird mir dieses zu sagen vergönnt seyn, daß eine von den vornehmsten Ursachen, warum ich mich an eine deutsche Uebersetzung gemacht, eben der geringe Werth der lateinischen an der man sich bisher hat müssen begnügen lassen, gewesen sey. Das Buch an sich selbst hat seine Vortreflichkeit noch nicht verloren, ob gleich die Art zu philosophiren welche man darinnen antrift jetzo ziemlich aus der Mode gekommen ist. Es ist immer noch das einzige welches wir von dieser Materie, deren Einfluß in die ganze Gelehrsamkeit ganz unbeschreiblich ist, haben. Und so gewiß es ist, daß Väter und Lehrer unzählige Wahrheiten, welche viel zu fein sind als daß sie durchgängig bekannt seyn sollten, daraus lernen können, so gewiß ist es auch, daß man mir nicht etwas überflüßiges gethan zu haben vorwerfen kann.

Wann übrigens Huart auf der 88. Seite dieses Werks behauptet, daß es nur den grossen und erfindenden Genies erlaubt seyn solle, Bücher zu schreiben, so muß er sich ohne Zweifel selbst für ein solches gehalten haben. Sollte man ihn nun nach seinen eignen Grundsätzen beschreiben, so würde man von ihm sagen müssen: er ist kühn, er verfährt nie nach den gemeinen Meinungen, er beurtheilt und treibt alles auf eine besondre Art, er entdecket alle seine Gedanken frey und ist sich selbst sein eigner Führer. Man weiß aber wohl daß solche Geister auch auf unzählige Paradoxa verfallen; und der billige Leser wird sich deren eine ziemliche Anzahl auch hier anzutreffen, nicht

wundern. Man überlege das Jahrhundert des Verfassers, man überlege seine Religion, so wird man auch von seinen Irrthümern nicht anders als gut urtheilen können. Mit den allzugroben aber, welche so beschaffen sind, daß sie bey der jetzt weit erleuchtetern Zeit gleich in die Augen fallen und daher der Kürze wegen hier übergangen werden, wird man Mitleiden haben. Ich vergleiche ihn übrigens einem muthigen Pferde, das niemals mehr Feuer aus den Steinen schlägt, als wenn es stolpert.

Aus:

Berlinische privilegirte Staats- und gelehrte Zeitung.

Im Jahr 1752.[1]

Nimrod,[2] ein Heldengedichte in vier und zwanzig Büchern, von einem Ehrenmitgliede der K. Großb. Deutschen Gesellschaft zu Göttingen. Frankfurth und Leipzig. In Commißion bey Daniel Christian Hechtel, 1752. In Oct. 1 Alph. 16 Bogen. Der Verfasser dieses Heldengedichts, Herr M. Naumann, hat dasselbe, wie wir zuverläßig wissen, schon fast vor zehn Jahren fertig gehabt und das nonum prematur in annum, vielleicht aus Vorsichtigkeit, vielleicht auch aus Mangel eines Verlegers, genau beobachtet. Hier erscheint es endlich und stellt sich dem Meßias beherzt entgegen. Man weis, daß von Nimrod nichts bekannt ist, als daß er ein gewaltiger Jäger vor dem Herrn gewesen, und die erste Monarchie gestiftet haben soll. Dieser Mangel an der Geschichte hat dem unerschöpflichen Witze des Herrn Verfassers ein unendliches Feld von Episoden eröfnet, welche er unter die Haupthandlung, daß Nimrod aus Herrschsucht große Kriege geführet und die unter sein Joch gebrachten Völker endlich davon wieder befreyet worden, künstlich mit eingestreuet hat. Man kann ihm den Ruhm eines sehr lebhaften Witzes und wirklich poetischen Geistes nicht absprechen, und es ist gewiß, was ein großer Kenner geurtheilet hat, daß im Nimrod mehr Schönheiten und im Hermann weniger Fehler sind: allein er hat sich auch gar nicht übel genommen, sich um die Hauptregeln der Epopee wenig zu bekümmern; auch wird er nicht läugnen können, daß er fast auf allen Seiten Delphinum sylvis adpingit, fluctibus aprum, und daß seine Hexameter über-

[1] [167 Stücke zu je 2 Blättern 4°. Das 1. Stück (Sonnabend, den 1. Jan.) wird durch eine Neujahrsode Lessings eröffnet; vgl. Bd. I, S. 135 f.]
[2] [28 Stück Sonnabend, den 4 März.]

aus hart und meistens ganz falsch sind. Ohne Zweifel würde ihm ein poßierlich Heldengedicht besser gerathen: nur müßte er sich nicht vornehmen, poßierlich zu schreiben, sonst ist zu fürchten, es möchte zu ernsthaft werden. Kostet in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 1 Thlr. 4 Gr.

Der Wurmsaamen,[1] ein Heldengedicht. Dritter Gesang. Oder: Klopstock und die Klopstockische Secte, besungen von B. Frankfurt am Mayn, 1752. In Quart. 1 Bogen. Der Verfasser dieses dritten Gesanges vom Wurmsaamen (denn jeder Gesang hat wohl seinen besondern Verfasser) sucht den Herrn Klopstock dadurch zu beschämen, daß er seine Hexameter reimt, die aber im übrigen ungereimt genug sind. Die beygefügte Ode mag der Verfasser wohl bey dem Leipziger Gesundbrunnen, dieser Stötteritzer Hippokrene, gemacht haben. Er legt darinne sein poetisches Glaubensbekenntniß ab, indem er sich zugleich Hallern, Neukirchen und Gottscheden, welche ihm alle gleich gut sind, zu Mustern vorstellet, erhaben wie Brockes, und natürlich, wie Triller (natürlich genug!) schreiben will, und, wenn ihn der Teufel reuten sollte, ein Heldengedichte zu machen, es kein Haar anders klingen soll, als der Hermann der bewußten hochfreyherrlichen Feder. Ist in den Voßischen Buchhandlungen hier und in Potsdam für 1 Gr. zu haben.

Die närrische Welt in ihrer Narrheit,[2] oder entdeckte Quellen der Atheisterey und Freydenkerey, zu Widerlegung ihrer wichtigsten Irrthümer und Verwahrung guter Seelen, aufs deutlichste entworfen von Johann Meyern, Mittags-Prediger in Bernstadt. Breslau und Leipzig, verlegts Daniel Pietsch, Buchhändler. 1752. In Quart 2 Alph. 6 Bogen. Es giebt freylich viel Narren in der Welt, und dieses ist auch von vielen Schriftstellern, welche zum Theil selbst Narren gewesen, gesagt worden. Herr Meyer erkläret sich sogleich in seiner Vorrede, daß er nicht eben alle Menschen für Narren, sich armen Mann selbst allein aber für klug halte, sondern daß er sich vielmehr seiner Schwachheit bewußt sey. Er hält nur solche Leute für Narren,

[1] [86. Stück. Sonnabend, den 15. Julius.]

[2] [134 Stück. Dienstag, den 7. Nov]

welche sagen: Es ist kein Gott, im 14 Psalm, und welche des rechten Weges verfehlen, Buch der Weish. 5. Kurz, er bemühet sich, die Atheisten und Freydenker zu bekehren, und dieses mit vielem Eifer. Ein Strom hört auf zu fließen, wenn seine Quelle verstopft wird, und der Verfasser bemühet sich, die Ströme der Atheisterey und Freydenkerey zu verstopfen, indem er die Quellen derselben zu verstopfen sucht. Er bedienet sich dazu der Vernunft sowohl, als der Schrift, wobey er in vielen Anmerkungen auch seine Belesenheit zeigt. Ist in den Voßischen Buchhandlungen hier und in Potsdam für 16 Gr. zu haben.

Ad Epistolam publicam[1] *Eminentissimi E. R. Purpurati Principis Biblioth. Vatic. Praefecti Episcopi Brixiens. Angeli Mariae Quirini Responsio Georg. Guil. Kirchmaieri, Consiliar. Reg. I. Prof. publ. et Academiae Witteberg. Senioris, de Luthero opt. max. Religionis Emendatore, ratione tum doctrinae tum sanctimoniae, cum oratione publica de eius πολυμαθειᾳ in libro postumo, qui colloqu. symp. Germanice Tischreden inscribitur. Responsioni inseritur quid de reverendiss. Archiep. Pr. Trautson. I. Epistola pastor. nupera et pro Gregor. Rothfischero V. C. Wittebergae Sax. An. CIↃIↃCCLII, apud Gottl. Henr. Schwarzium. Ex officina Tzschedrichiana.* In Quart, 8 Bogen. Der gelehrte Herr Rath und Professor Kirchmaier in Wittenberg fand einen eifrigen Gegner an dem Herrn Cardinal Quirini, als er unseres großen Luthers Gelehrsamkeit und Frömmigkeit so nachdrücklich vertheidiget hatte. Er hatte sich auf eines Catholicken, des Cochläus, und auf des Herrn Professor Formey Zeugnisse unter andern berufen, und diese Zeugnisse greift der Herr Cardinal Quirini in seinem Briefe an den Herrn Rath Kirchmaier, welcher dessen seiner Beantwortung vorgesetzt ist, hauptsächlich an. Der Herr Rath Kirchmaier beantwortet diese Einwürfe eben so gelehrt und gründlich, als übereilt und hitzig ihm sein Gegner widersprochen hatte, und zeigt klärlich, daß die von dem Herrn Quirini so sehr gerühmten Contarenus, Polus und Sadoletus bey weitem nicht mit der Gelehrsamkeit und Frömmigkeit unseres Glaubensverbesserers zu vergleichen sind. Der allzu enge Raum dieser Blätter verbiethet uns, alle Gründe und Gegengründe, und was sonst der Herr Rath Kirchmaier gutes gesagt, anzuführen. Wir zweifeln nicht, daß die Schrift viele und

[1] [138. Stück. Donnerstag, den 16. Nov.]

begierige Leser finden werde. Ist in den Voßischen Buchhandlungen hier und in Potsdam für 3 Gr. zu haben.

Lettres[1] *de Madame de Maintenon en II Tomes. A Nancy. chez Deilleau Imprimeur du Roi 1752.* In 12mo. auf 19 Bogen. Dem Leser einen Begrif von diesen Briefen zu machen, darf ich ihm nur, nach Art der Mathematiker, eine genetische Definition davon geben. Man stelle sich also einen verdorbenen Sprachmeister vor, welcher mit seinen Schülern bis auf das französische Briefschreiben gekommen ist. Voiture, Fontenelle, Bussy, Sevigne, Crebillon sind ihm zu schlecht, und nur was aus seiner Feder fließt sind Meisterstücke. Von ohngefähr geht er die Geschichte durch, so weit er sie von seiner Wärterin in der Jugend gelernt; und da fällt ihm das Leben der Madame Maintenon ein. O, denkt er, das ist vortreflich, einen cursum epistolarem daraus zu machen! Gedacht, gethan; er sagt seinen Schülern den Inhalt von jedem Briefe; diese arbeiten ihn aus; er verbessert die Sprachfehler; trägt sie aufs reine zusammen; er kommt durch; er läßt sie drucken. Man weiß wohl, daß die genetischen Definitions nichts reelles hinter sich haben, und nur deßwegen gegeben werden, daß man die Eigenschaften der erklärten Sache leichter einsehen könne. Man darf also nicht glauben, als wenn ich den Verfasser wirklich zu einem Sprachmeister machte. Er ist es vielleicht nicht, und wer weis was er ist. Sein Name ist de la Beaumelle. So leichte er von seiner wenigen Geschicklichkeit hätte überzeiget seyn können, so untersteht er sich doch mit einer Frechheit, die kaum an dem größten Geiste zu dulden seyn würde, in der Vorrede zu sagen: man würde in Zukunft die Madame Maintenon nothwendig unter die vortreflichsten Schriftsteller der Regierung Ludewigs des XIV. zehlen müssen. Sonst hat er sich der Welt schon gezeigt, durch die Schrift nemlich mes pensees; und droht sich ihr nächstens noch mehr zu zeigen, durch das Leben der Madame Maintenon, in welchem er seine Briefe in einen historischen Vortrag umschmelzen wird. Diese Briefe kosten in den Voßischen Buchläden 20 Gr. und diejenigen werden sie mit Nutzen brauchen können, welche die vortheilhafte Meinung von dem Witze der Maintenon, die sie vielleicht aus glaubwürdigen Geschichtschreibern geschöpft haben, vertilgen wollen. Wenigstens werden sie daraus die Er-

[1] [141. Stück. Donnerstag, den 23. Nov.]

zehlung, daß sich diese Dame zuerst durch verschiedene witzige Handbriefe, die sie in Namen der Montespan hat schreiben müssen, bey dem Könige bekannt gemacht habe, vor eine Lügen halten lernen. Unterdessen aber kann man nicht leugnen, daß nicht verschiedene Anekdoten, wenn sie anders wahr sind, einige Aufmerksamkeit verdienen sollten.

Die Harmonie,[1] eine Rede. Aus dem französischen des Herrn Gressets übersetzt. Berlin bey Chr. Friedr. Voss. 1752. in 4t. auf 5½ Bogen. Unter den schönen Geistern, welche noch jetzt die Zierde Frankreichs sind, kan man mit Recht dem Hrn. Gresset eine von den obern Stellen einräumen. In seinen kleinern scherzenden Gedichten hat er einen biegsamen und unschuldigen Witz; und in seinen Eklogen eine tieffe Kenntniß der Alten, nebst einem nach diesen ewigen Mustern gebildeten Geschmack bewiesen. In seinem Sidney zeigt er sich als einen Meister die verborgensten Falten des Herzens zu entwickeln, und die geheimsten Springfedern desselben wirksam zu machen. In dieser Rede aber wird man in ihm einen Mann finden, der alle Zaubereyen der Beredsamkeit in seiner Gewalt hat. Er theilt sie in zwey Theile. In dem ersten handelt er von der Vortreflichkeit der Harmonie; in dem zweyten von dem Nutzen derselben. Die Vortreflichkeit beweiset er aus dem Alterthume ihres Ursprungs, aus ihrer bewiesenen Macht, und aus der Ehrerbietung der Völker. Den Nutzen der Harmonie betrachtet er nach der doppelten Seite, nach welcher man den Staat betrachten kan. Er zeigt also, daß die Harmonie zur Glückseeligkeit des politischen Staats, die Sitten reinige und verbeßere, die Leidenschaften mäßige und läutere, die Gemüther der Bürger vereinige und verbinde; und daß sie zum Ruhme des gelehrten Staats, die gelehrten Künste bereichre, befördre und ausziere. Hieher rechnet er so gar die Gassenhauer, welche wider schlechte Schriftsteller verfertiget würden; allein werden nicht eben so viel ja noch weit mehr schimpfliche Lieder auch wider gute Schriftsteller in Frankreich verfertiget? = = Man darf es überhaupt bey dieser Rede nicht lange erinnern, daß sie in vielen Stellen übertrieben sey; da sie eine Lobrede ist. Was die Uebersetzung anbelangt, so ist sie wohl gerathen, und der Herr Verfasser verdient, nicht nur von der Musikübendengesellschaft, der er seine Arbeit zu-

[1] [142. Stück. Sonnabend, den 25. Nov.]

geschrieben hat, sondern auch von dem Publico Dank. Kostet in den Voßischen Buchhandlungen hier und in Potsdam 3 Gr.

Satyrische und lehrreiche Erzehlungen[1] des Michel de Cervantes Saavedra, Verfasser der Geschichte des Don Quischotts; nebst dem Leben dieses berühmten Schriftstellers, wegen ihrer besondern Annehmlichkeiten in das Teutsche übersetzt. Frankfurt und Leipzig. In der Knoch und Eßlingerischen Buchhandlung. in 8t. 1 Alphb. 13 Bogen. Der Name des Verfassers wird dieses Werk mehr anpreisen, als wir es mit aller Beredsamkeit, zu thun im Stande wären. Es sind Erzehlungen, oder, wie sie Cervantes in seiner Sprache nennt, neue Beyspiele, in deren keinem man weder seinen seinen Witz, noch seine lachende Satyre vermissen wird. Wir wollten nur wünschen, daß diese Uebersetzung nach dem spanischen Originale wäre gemacht worden; anstatt daß man die ungetreue französische Uebersetzung übersetzt hat. Der Nutzen hiervon wäre nicht nur dieser gewesen, daß sich der Geist des Spaniers an unzählichen Orten in einer weit reitzendern Stärke würde gezeigt haben; sondern vornehmlich auch dieser, daß man keine fremden Werke dem Cervantes untergeschoben hätte, wie es gleich mit der ersten Erzehlung Ruis Dias und Quipaire, ergangen ist. Die übrigen, welche in diesem ersten Theile (ob man es gleich auf dem Titel nicht sagt daß es nur der erste Theil sey) enthalten sind, heissen 2) die berühmte Fregonne. 3) Der freygebige Liebhaber. 4) Die Egypterin (das ist französisch Deutsch; es sollte die Zigeunerin heissen) 5) Die Kraft des Geblüts. 6) Die betrügliche Heyrath. 7) Das Gespräch zweyer Hunde. Diese letztern sechse sind ohne Widerspruch von dem Cervantes und des Verfassers des Don Quischotts vollkommen würdig. Kosten in den Vossischen Buchläden 12 Gr.

Amalie[2] *ou le Duc de Fois, Tragedie de Monsieur de Voltaire, Gentilhomme ordinaire de la chambre du Roi de France et Chambelan du Roi de Prusse. à Dresde 1752. chez G. C. Walther, Libraire du Roi*, in gr. 8v. auf 5 Bogen. Einen Voltaire loben ist eben so was unnöthiges, als einen Hancken tadeln. Ein grosser Geist hat nun ein-

[1] [149. Stück. Dienstag, den 12. Dec.]
[2] [150. Stück. Donnerstag, den 14. Dec.]

mal das Recht, daß nichts aus seiner Feder kommen kan, als was mit dem Stempel des Besten bezeichnet ist.

Was ihn bewegt, bewegt; was ihm gefällt, gefällt.
Sein glücklicher Geschmak ist der Geschmak der Welt.

Was für ein Dichter! welcher auch in seinem Alter das Feuer seiner Jugend beybehalten hat; so wie er in seiner Jugend die bedächtliche Critik des Alters gleichsam sich im voraus weggenommen hatte. Man besorge nur nicht, daß er wohl noch das Schicksaal des grossen Corneille haben könne. Und gesezt; was wäre es mehr? Sind nicht auch in den jüngsten Stücken dieses Dichters tausend Stellen, wovon eine einzige einen ganzen Collignÿ werth ist? = = Doch weit ist Amalie noch von diesem Falle entfernt, und wie gesichert ist sie, auch von dem partheylichsten Kunstrichter weder ein Helas noch ein Holla! zu hören. Sie hat nicht nur schöne Stellen; sie ist durchaus schön, und die Thränen eines fühlenden Lesers werden unser Urtheil rechtfertigen. Der Stof ist aus der Geschichte der mittlern Zeit genommen. Es würde eine sehr trockene und überflüßige Untersuchung werden, das wahre und das erdichtete davon zu bestimmen. Wie leicht könnte es kommen, daß das leztere das erstere verschlänge? Noch thörigter würde es seyn, wenn wir den Innhalt hier verrathen wollten. Wir wollen den Lesern das Vergnügen das aus dem Unerwarteten entsteht ganz gönnen, und ihnen weiter nichts sagen, als daß es ein Trauerspiel ohne Blut, zugleich aber ein lehrendes Muster sey, daß das tragische in etwas mehr als in der blossen Vergiessung des Bluts bestehe. Was für Stellungen! Was für Empfindungen! Lisois, was für ein Charakter! Es ist vielleicht verwegen zu sagen, der Dichter habe sich selbst darinne übertroffen. Doch es sey verwegen; giebt es nicht auch verwegene Wahrheiten? = = Kostet in den Vossischen Buchläden 6 Gr.

Peter Ahlwardts,[1] öffentlichen Lehrers der Weltweisheit auf der hohen Schule zu Greifswald, Einleitung in die dogmatische Gottesgelahrtheit. Greifswald bey Joh. Jac. Weitbrecht, Universitätsbuchhändler 1753. in 8v. 1 Alph. 4 Bogen. Daß der Herr Prof. Ahlwardt kein Gottesgelehrter aus der Menge sey, hat man schon vorlängst aus seinen vor-

[1] [151. Stück. Sonnabend, den 16. Dec.]

treflichen Betrachtungen über die Augspurgische Confeßion erkannt. Gegenwärtige Einleitung in die dogmatische Gottesgelahrtheit wird diesen Ruhm nicht schmälern. Sie wird ihn vielmehr bey denjenigen vermehren, welche überall in der Theologie eine strenge Verbindung mit der Weltweisheit lieben. Der Herr Prof. hat sie eigentlich zum Gebrauche seines Privatunterrichts ausgearbeitet; wir müssen aber bekennen, daß ihr fast alle gewöhnliche Eigenschaften von Büchern dieser Art fehlen. Man wird vergebens das trockne, das unzulängliche, das einer nähern Erklärung bedürfende, lauter schöne Tugenden der meisten Schriften, die bey Vorlesungen zum Grunde gelegt werden, darinne suchen. Er hat das ganze Werk in nicht mehr als sechs Hauptstücke und einen Vorbericht abgetheilet. Der Vorbericht handelt von der heiligen Schrift und der geoffenbarten Gottesgelahrtheit überhaupt. Hierinne glauben wir, mit Erlaubniß des Herrn Prof. etwas anstößiges angemerkt zu haben. Es betrift nehmlich die Eingebung der heiligen Schrift, welche er in dem 7. §. ausdrücklich nur auf den Willen Gottes von der Menschen Seligkeit und auf alle damit verknüpfte Wahrheiten einschränkt. Wo bleiben hier die historischen und chronologischen Wahrheiten, welche überall in der Bibel eingestreuet sind und die er nimmermehr unter die mit der Seligkeit der Menschen verknüpften Wahrheiten bringen kann? Was hilft es mir, z. E. zu meiner Seligkeit, daß Tubal Cain das Eisenwerk erfunden? Was nützen andere solche Nachrichten dazu, die aber gleichwohl eben so gewiß von dem heiligen Geiste eingegeben sind, als die wichtigsten Grundwahrheiten des Glaubens? Hätte der Herr Verfasser also nicht seine Erklärung etwas weiter ausdehnen sollen? Was er in eben diesem Vorberichte im 11. §. sagt, daß Gott aus besondrer Weisheit die Bücher des N. Testaments insgesamt in der griechischen Sprache absassen lassen, möchte vielleicht einer Einschränkung bedürfen. Uns scheint das Gegentheil beynahe erwiesen zu seyn, und die größten Gelehrten haben es allezeit für höchst wahrscheinlich angesehen. Das 1. Hauptst. handelt von Gott sowohl nach seinem Wesen, als nach den dreyen Personen. Das 2te von dem Menschen, wie derselbe von Gott erschaffen und durch die Sünde verdorben ist. Das 3te von der Wiederversöhnung der gefallenen Menschen durch die Erlösung des Mittlers, das 4te von der Ordnung und den Gnadenwirkungen des h. Geistes, in welcher, und durch welche wir der Erlösung Jesu zur Seligkeit theilhaftig werden können und sollen. Das

5te von den Mitteln, wodurch uns die Erlösung Christi angeboten wird, und wir der anwendenden Gnade theilhaftig werden sollen und können. Das 6te endlich von den letzten Dingen wie auch von der ewigen Seeligkeit und Verdammniß. Aus diesen Ueberschriften wird man leicht erkennen, daß der Hr. Prof. alles in der besten Ordnung müsse abgehandelt haben. Kostet in den Voßischen Buchläden 10 Gr.

Begebenheiten Eduard Wallsons[1] *eines Engelländers, aus dem Englischen übersetzt. Erstes Buch. Anno 1752 in 8v. 15 Bogen.* Wir können diese Begebenheiten einer mittlern Sorte von Lesern anpreisen, welche entweder zu träge oder zu unfähig sind, *Clarissen* zu empfinden, gleichwohl aber auch keinen *reisenden Schneidergesellen* lesen wollen. Sie werden darinne das Leben eines Menschen von guter Geburth finden, welcher durch die häufigen Unglücksfälle seiner Mutter, so weit zurück gekommen, daß er sein Brod in Herren Diensten suchen müssen. Die Abentheuer die ihm darinne vorgestoßen, sind oft sehr traurig und oft sehr lustig, und scheinen in so weit dem menschlichen Leben ganz ähnlich. Der Leser wird ihn zum Schlusse dieses Theils noch als Bedienten verlassen; er wird aber auch hoffentlich merken, daß der Autor Mine macht, ihn in der Fortsetzung eine größre Rolle spielen zu lassen. Etwas besonders hat diese Uebersetzung; dieses nehmlich, daß sie auf dem Titel weniger verspricht als in dem Werk selbst geliefert wird. Es heißt *erstes Buch*, und gleichwohl wird man auch das *zweyte* finden. Ohne Zweifel ist es ein Druckfehler und soll *erster Theil* anstatt *erstes Buch* heißen. Kostet in den Voßischen Buchläden 1 Gr.

Idomeneus,[1] *ein Trauerspiel des Hrn. Crebillon. Stralsund und Leipzig bey Joh. Jacob Weitbrecht. 1752.* Von dem Trauerspiele selbst ist nichts zu sagen. Wer kennt den blutigen Cothurn eines grausamen Crebillon nicht? Die Uebersetzung ist in reimlosen Zeilen, mit abwechselnder Versart. Warum der Uebersetzer den Reim verbannt habe, zeigt er in der Vorrede an: *weil man mitten in dem Sturme der Leidenschaften stets durch sein widerliches und unnatürliches Geklapper erinnert werde, man sey nur auf dem Schauplatze.* Vortrefliche Ursache! Hieraus würde

[1] [152. Stück Dienstag, den 19. Dec.]

folgen, daß man mit verbundenen Augen in den Schauplatz gehen müsse. Jedes Licht, jede Verzierung der Scenen, jede Verkleidung der Schauspieler, erinnert mich weit mehr, als der Reim, daß ich nur auf dem Schauplatze bin; indem alles, was ich mit den Augen sehe, einen weit schärfern Eindruck macht, als was flüchtig durch die Ohren rauscht. Warum ist man nun nicht aufrichtig mit der Welt? Warum sagt man ihr nicht gleich? ich hatte große Lust dieses Trauerspiel zu übersetzen, ich war aber zu faul oder zu ungeschickt, die Schwierigkeiten des Reims, so wie etwa Schlegel (siehe die Vorrede zu seinen theatralischen Werken) zu übersteigen; und habe also den Reim an Galgen heißen gehen. = = Ob er in der Wahl der jedesmaligen Versart, sagt der Herr Uebersetzer, glücklich gewesen oder nicht, werde die Aufführung dieses Stücks am besten zeigen können. Ins Ohr, mein Herr! Ihre Uebersetzung möchte wohl nimmermehr aufgeführt werden; es müßte denn von einer Gesellschaft seyn, die Sie ausdrücklich dazu erbeten. Fragen Sie nur einen Schauspieler, was für Dienste ihm der Reim bey dem memoriren leiste? Sie werden alsdann aus seiner Antwort schliessen können, ob Sie ihm durch Ihre Neuerung eine große Gefälligkeit erzeigt haben. Werffen Sie mir nicht hönisch ein, er habe Ihre Verse nur als Prosa zu lernen. Sie irren sich; in der Prosa kan er hier und da ein Wort, ohne Nachtheil der Stärke der Gedanken versetzen, welches er in Ihren Versen unterlassen muß, wann sie anders Verse bleiben sollen. = = Kostet in den Voßischen Buchläden 4 Gr.

Elemens de la Philosophie moderne,[1] *qui contiennent la Pneumatique, la Metaphysique, la Physique expérimentale, le Systéme du Monde, suivant les nouvelles decouvertes. Ouvrage enrichi de Figures. Par Mr. Pierre Massuet, Docteur en Medicine. en II Tomes.* in 12. 1 Alph. 16 Bogen, nebst 5 Bogen Kupfer. Der Herr Massuet ist zwar nicht der erste, welcher die neuere Weltweisheit nach dem Begriffe eines jeden vorzutragen sucht; er ist aber unwidersprechlich der glücklichste. Die übrigen alle haben einer gewissen Philosophie geschworen, und theilen ihren Lesern von den neuen Entdeckungen nur diejenigen mit, welche in ihr Lehrgebäude passen. Wie viel verliert man also nicht bey diesen Herren, welche die Natur nach ihren Ideen, nicht aber ihre Ideen nach

[1] [154. Stück. Sonnabend, den 23. Dec.]

der Natur einrichten wollen? Und wie viel aufrichtiger ist Herr Massuet, welcher in allen den Stücken, worinne die Weltweisen uneinig sind, auf keines Seite trit; die Gründe für und wieder in aller ihrer Stärke vorträgt, und es dem Leser überläßt, seinen Beyfall fest zu setzen, oder welches immer das beste ist, so lange zu verschieben, bis neue Erfahrungen ein größeres Licht, in der streitigen Sache, anzünden. Diese Entfernung von allen Sekten ist ein großer Vorzug gegenwärtiger Anfangsgründe; er ist aber bey weitem nicht der einzige. Die ungemeine Deutlichkeit, und die sorgfältige Vermeidung aller unnützen Spitzfindigkeiten, hätten wir zuerst rühmen sollen. Nach dem Eingange, welcher von der Weltweisheit überhaupt handelt, theilt Hr. Massuet die ganze Philosophie in nicht mehr als drey Bücher. In dem ersten handelt er die Pnevmatik, in dem andern die Metaphysik und in dem dritten die Experimentalphysik ab. Was werden aber unsere tiefsinnigen Terminologisten sagen, wann sie sehen werden, daß der Verfasser ihre Königin der Wissenschaften in zehen kleinen Hauptstücken abgefertiget, der Naturlehre hingegen ganzer 88 Kapitel gewidmet hat? Sie werden ohne Zweifel in der barbarischsten Sprache über Barbarey schreien, und aus Rache (wo es nur nicht auch aus Unwissenheit geschieht) in ihren nächsten Lehrbüchern der Physik die wenigsten Blätter einräumen; ja sie noch dazu so vortragen, daß man auch diese, wie gewöhnlich, ganz und gar wird überschlagen müssen. = = Sonst hat es dem Hrn. Massuet gefallen, sich der Methode durch Frag und Antwort zu bedienen; und hoffentlich wird man sich nicht daran stoßen, weil er diese Lehrart, weder von einem Hübner, noch von einem Reimann gelernt hat. Kostet in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 2 Thlr. 16 Gr.

Dissertatio[1] *de Electione Henrici VII ejusque regia potestate quam praeside Joanne Daniele Rittero D. S. R. M. a consiliis aul. et histor. prof. publ. ordin. in academia Vitembergensi, anno 1752 defendit Carolus Beniaminus Aeoluthus AA. LL. M. Accedunt sigilla Henrici et Monogramma in aes incisa. Vitembergae et Servestae apud S. J. Zimmermann.* In 4t. auf 7½ Bogen. Man ist es von dem berühmten Verfasser dieser akademischen Abhandlung gewohnt, in seinen Schriften nichts gemeines zu suchen. Auch hier bringt er einen Punkt aus der Geschichte

[1] [157. Stück. Sonnabend, den 30. Dec.]

der mittlern Zeiten aufs reine, welchen vielleicht wenige von unsern größten Geschichtskundigen so gründlich zu retten im Stande gewesen wären. Er streitet vornehmlich wider den Verfasser des magni chronici belgici welcher den siebenden Heinrich aus dem Verzeichnisse der römischen Könige, ganz ohne Grund, ausstreicht. Nach einer kurzen Einleitung von den Aeltern dieses Heinrichs, worinne er, besonders wieder Struven, Pfeffingern und andre, zeigt, daß dessen Mutter Constantia nicht eine Tochter sondern eine Enkelin der Kikissa, Gemahlin des siebenden Alphonsus Königs von Castilien, gewesen sey; beweiset er also, daß Heinrich der siebende nicht nur einmüthig von dem Reiche 1220 erwehlt, und 1222 von dem Erzbischofe zu Cölln, Engilbertus, zu Aachen gekrönt worden; sondern daß er auch wirklich, wann sich sein Vater in Italien, Sicilien oder dem gelobten Lande befunden, in dessen Abwesenheit das Reich, auf die königlichste Art, bis in das Jahr 1235 verwaltet, sich in seinen Urkunden, deren uns die Geschichtschreiber nicht eine, sondern verschiedene aufbehalten haben, römischen König genennet, in denselben das Majestätssiegel gebraucht, und die Jahre seiner Regierung gezehlt habe. Seine Verwaltung des Reichs beweisen die häufigen Reichstäge die er angestellt, die Achtserklärungen welche er ausgeübt, die Bündnisse welche er geschlossen, die Gesandten, welche er geschickt und angenommen, die Belehnungen welche er ertheilet, der Zuwachs welchen das Reich durch ihn bekommen, die Privilegia welche er gegeben, worunter sich so gar Schutzprivilegia befinden, die er nehmlich 1233 der Stadt Straßburg und dem Bischofe daselbst zukommen lassen, die Jurisdiction die er über geistliche Personen ausgeübt, die Vertheidigung der Freyheit der deutschen Kirche, und noch viel andre Stücke, welche alle der Hr. Hofrath auf denjenigen Grad der Gewißheit setzt, deßen historische Sachen nur fähig seyn können. = = = Diese nebst einer andern Dissertation de Haereticis Halensibus welche unter dem Hrn. M. Acoluth gehalten worden, kostet in den Vossischen Buchläden 4 Gr. Man sollte beynahe aus dieser, vielleicht nur dem Buchhändler beliebigen Verbindung, schließen, daß erwehnte Dissertation gleichfalls aus der Feder des Hrn. Hofrath Ritters geflossen sey. Und wenn wir urtheilen dürfen, so wären die darinne enthaltenen Sachen (wir sagen mit Fleiß nur: die Sachen) seiner Gelehrsamkeit auch nicht unwürdig.

Schreiben an das Publicum.

Aus dem Französischen.

BERLIN 1753.

Zweytes Schreiben an das Publicum.

Aus dem Französischen.

BERLIN 1753.

Drittes Schreiben an das Publicum.

Aus dem Französischen.

BERLIN 1753.[1]

---

[1] [Jedes dieser drei Schreiben ist, den Titel mit gerechnet, 16 Oktavseiten stark. Sie kamen einzeln heraus; das erste wurde in der Berlinischen Zeitung am 10., das zweite am 17., alle drei zusammen am 20. März angekündigt. Nach dem Meßkatalog erschienen sie zur Ostermesse 1753 bei Chr. Friedr. Voß. Die Originale Lettres au public sind in der Ausgabe der Oeuvres de Frédéric le Grand, Berlin 1850, Bd. XV, S. 65—79 abgedruckt. Über die Übersetzung vgl. Lessings Brief an seinen Vater vom 29. Mai 1753]

AN IMPARTIAL FOREIGNER'S REMARKS UPON THE PRESENT DISPUTE BETWEEN ENGLAND AND PRUSSIA,

IN A LETTRE

FROM A GENTLEMAN AT THE HAGUE TO HIS FRIEND IN LONDON.

Anmerkungen

eines unpartheyischen Fremden über die gegenwärtige Streitigkeit zwischen England und Preussen;

in einem Briefe

eines Edelmanns in dem Haag an seinen Freund in London.

Aus dem Englischen.

gedruckt im Jahre 1753.[1]

---

[1] [24 Seiten in 4°. Neben der deutschen Übersetzung ist der englische Originaltext gedruckt. Außer dieser englisch-deutschen Ausgabe erschien gleichzeitig eine englisch-französische, ebenfalls 24 Seiten in 4°, deren „Avantpropos du traducteur" genau mit dem „Vorbericht des Uebersetzers" in jener übereinstimmt. Und zwar scheint der französische „Avantpropos" der ursprüngliche und der deutsche „Vorbericht" nur daraus übersetzt zu sein. Der letztere lautet:]

Vorbericht des Uebersetzers

Da die obschwebende Streitigkeit zwischen England und Preussen, unter dasjenige gehört, was jetzo die politische Neugierde am meisten beschäftiget, so hat uns gegenwärtiger Brief, wovon uns das auf einem Bogen in 8 gedruckte Englische Original von ohngefehr in die Hände gefallen ist, bekannter gemacht zu werden, würdig geschienen. Uebrigens haben wir der Uebersetzung die Grundsprache deswegen beyfügen wollen, damit ein jeder, welcher dazu geschickt ist, aus der Schreibart urtheilen könne, ob es wahrscheinlicher sey, daß dieser Brief, wie der Titel sagt, von einem Holländischen Edelmanne aus dem Haag komme, oder ob er sich nicht vielmehr von einem Engländer selbst herschreibe? An der Sache selbst nehmen wir keinen Antheil.

Des Abts von Marigny Geschichte der Araber unter der Regierung der Califen.

Aus dem Französischen.

Erster Theil.

Berlin und Potsdam, bey Christian Friedrich Voß. 1753.[1]

Vorrede des Uebersetzers.

Die Ursachen, welche der Abt von Marigny gehabt hat, diese Geschichte der Araber zu schreiben, sind eben die Ursachen, welche mich bewogen haben, seine Arbeit zu übersetzen.

Er fand in seiner Sprache sehr wenig Nachrichten von einem Volke, dessen Thaten unsrer Neugierde nicht unwürdiger sind, als die Thaten der Griechen und Römer: ich fand in der meinigen fast gar keine.

Was er in andern, besonders in den gelehrten, Sprachen davon fand, waren zerstreuete Glieder. Er gerieth auf den Einfall, ein ganzes daraus zu machen; und vielleicht würde ich selbst darauf gerathen seyn, wann er mir nicht zuvor gekommen wäre.

Er stellte sich dabey einen Rollin zum Muster vor. Und schon dieses Muster kan ein gutes Vorurtheil für ihn erwecken. Er suchte die bequemsten Quellen; er zog nichts daraus, was er nicht für eben so ergötzend als lehrreich hielt; er brachte alles in eine Ordnung, welche den Leser nirgends den Faden der Geschichte verlieren läßt; er vermied alle gelehrte Untersuchungen, die nur denen angenehm seyn können, welche die Historie als ihr Hauptwerk treiben. Daß er über dieses die Kunst wohl zu erzehlen, und die edle Einfalt in Worten und Ausdrücken, werde in seiner Gewalt gehabt haben, läßt sich schon daraus schliessen, weil er ein Franzose ist. Man lasse uns dieser Nation wenigstens den Ruhm nicht streitig machen, daß die allermeisten von

[1] [36 unpaginierte Blätter und 480 Seiten in 8°; zur Ostermesse 1753 erschienen. Die Übersetzung enthält außer der Vorrede keinerlei Zusätze Lessings. Dieser übertrug außer dem ersten Bande noch den größten Teil des zweiten; den Rest des zweiten Teils (etwa von Seite 300 an) und den ganzen dritten Teil (beide erschienen 1754) bearbeitete ein andrer Übersetzer, der auch eigne Anmerkungen und eine weitere Vorrede dem Werke beifügte.]

ihren Schriften, wann sie schon mit keiner schweren Gelehrsamkeit prahlen, dennoch von einem guten Geschmacke zeigen.

Hieraus wird man also leicht sehen, für wen unser Abt eigentlich geschrieben. Er schrieb nicht, um selbst eine Quelle in der arabischen Geschichte zu werden. Und wie hätte er dieses werden können, da er seine Unwissenheit in der arabischen Sprache selbst gestehet? Er schrieb nicht, um sein Werk zu einer Vorrathskammer aller chronologischen Widersprüche, aller verschiednen Erzehlungen, aller auch der geringsten Umstände zu machen, mit welchen eine Begebenheit zwar in den Zeitungen, nicht aber in vernünftig geschriebnen Geschichtbüchern, aufgezeichnet wird.

Er schrieb nur für die, welche aus der Geschichte jene grosse Veränderungen, die einen Einfluß auf die ganze Welt gehabt, und jene grosse Männer, die diese Veränderungen verursacht, auf eine Art wollen kennen lernen, die nicht nur die Neugierde und das Gedächtniß, sondern auch den Verstand beschäftiget. Er schrieb insbesondre für Leute, welche deßwegen, weil sie keine Gelehrte von Profeßion sind, von Lesung der Bücher, und besonders historischer Schriften, eben nicht wollen ausgeschlossen seyn. Er schrieb für die Jugend, bey welcher man damit anfangen muß, daß man ihr erst das wesentlichste bey den wichtigsten Epochen bekannt macht.

Alles dieses giebt unser Verfasser in seiner Vorrede deutlich genug zu verstehen; und es hat an Männern nicht gefehlt, welche seine Absicht, und die Art, wie er sie zu erreichen gesucht, gelobt haben.

Diese Lobsprüche anzuführen, würde man einem Ueberseßer, welcher sein Original gerne geltend machen will, erlauben müssen. Allein ich habe nicht Lust, mir diese Begünstigung zu Nutze zu machen; ich will vielmehr gleich das Gegentheil thun, und dasjenige anführen, was man an dieser Geschichte der Araber unter der Regierung der Califen ausgesetzt hat.

Der Herr D. Baumgarten, ein Mann, welcher sich mit Recht beynahe ein dictatorisches Ansehen in der Geschichte, und in der Beurtheilung ihrer Schriftsteller erworben, hat bey Gelegenheit seine Gedanken über den Abt von Marigny auf eine Art entdeckt, welche für ihn nichts weniger als vortheilhaft ist. Beynahe hätte mich der Tadel dieses Gelehrten, dessen Verdienste vielleicht niemand höher schätzt

als ich, mitten in meiner Uebersetzung zurückgehalten; und ohne Zweifel denkt mancher, daß es sehr gut gewesen wäre. Muß ich mich nicht also rechtfertigen, wenn man mich nicht für einen Menschen halten soll, dem es nur darum zu thun ist, daß er übersetzt, es mag nun das, was er übersetzt, erbärmlich oder gut seyn?

Der Herr D. Baumgarten legt in dem 34sten Stücke der Hällischen Anzeigen vom Jahre 1751., unserm Verfasser dreyerley zur Last. Er erinnert verschiednes wegen seiner Quellen; er beschuldiget ihn einer Zerstümmlung seiner Geschichte; er giebt ihm die augenscheinlichsten und gröbsten Fehler Schuld. Ist wohl noch ein viertes Stück übrig, den Charakter eines elenden Geschichtschreibers vollkommen zu machen?

Der erste Punkt betrift die Quellen. „In der Geschichte der „Araber, sagt der Herr D., sind zwar D. Herbelot, und „die Uebersetzung vom Ockley und Elmacin seine besten „Quellen, doch verachtet er den ersten auf Renaudots „Versicherung bey aller Gelegenheit, und zieht dieses „letztern weit unrichtigere Erzehlungen den Nachrichten „des erstern vor, den andern aber verschweigt er sorg„fältig, und führt den Alvakedi an dessen Statt an, ohn„erachtet er bey der gänzlichen Unfähigkeit, arabische „Schriftsteller zu Rathe zu ziehen, aus Assemanni, Schul„tens, Salems und anderer Arbeiten richtigere und frucht„barere Hülfsmittel entlehnen können.“ Hier liegen in der That eine Menge Beschuldigungen beysammen, welche aber so in einander verwickelt sind, daß ich fast nicht weiß, wie ich ordentlich darauf antworten soll. Ich will es durch Fragen versuchen. Ist es denn nicht wahr, daß die orientalische Bibliothek des Herbelot ein Werk ist, wo man fast auf allen Seiten Fehler und Widersprechungen antrift? Ist denn Renaudot der einzige, der dieses gesagt hat? Muß man eben so stark in den orientalischen Sprachen seyn, als Herbelot war, um seine Unrichtigkeiten wahrzunehmen? Oder fallen nicht unzählige schon einem jeden Lesenden, wann er ihn nur mit sich selbst vergleicht, in die Augen? Haben nicht Sale und Ockley schon unzähliges an ihm ausgesetzt? Und ist es denn wahr, daß ihn Marigny bey aller Gelegenheit verachtet? Bedient er sich nicht seiner Nachrichten an sehr

vielen Stellen? Thut er etwas anders, als daß er, nach Maaßgebung des Renaudots, in der Vorrede erinnert, man habe ihn mit Behutsamkeit zu lesen, weil er nicht selbst die letzte Hand an sein Werk habe legen können? Ferner: wo zieht denn Marigny die Nachrichten des Elmacins den Nachrichten des Herbelots vor? Ist dieses nicht eine offenbar falsche Beschuldigung? Macht er jenen in seiner Vorrede, auf Versicherung seines Renaudots nicht weit verdächtiger, als diesen, indem er ihn als eine von den falschen Quellen anführt, aus welcher Herbelot verschiedne Irrthümer geschöpft? Woher weiß man, daß er die Schriften eines Assemanni, eines Schultens, eines Salems ganz und gar nicht gebraucht? Vielleicht weil er sie in der Vorrede nicht anführt, oder weil er den Rand nicht mit Citaten angefüllt hat? Ist es denn wahr, daß Herbelot, Ockley und Elmacin seine besten Quellen sind? Sind denn Renaudot, Abulpharagius selbst, und andre, die er sich weit mehr als jene zu Nutze gemacht hat, nicht eben so gute Quellen? Ist es denn seine Absicht gewesen, alles zusammen zu tragen? Das einzige, was unter allen diesen Beschuldigungen Grund hat, ist dieses, daß er den Alvakedi anstatt des Ockley angeführt hat. Doch auch hierinne ist er zu entschuldigen; denn da er seine Unwissenheit in der arabischen Sprache nicht leugnet, so kan er es unmöglich aus Stolz gethan haben, um den Leser zu überreden, als habe er selbst die Handschrift dieses Geschichtschreibers zu Rathe gezogen; er muß es vielmehr deßwegen gethan haben, um ohne Umschweife sogleich den eigentlichen Währmann seiner Erzehlungen anzuführen. Gesetzt aber, er hätte es aus Eitelkeit gethan, so würde mehr sein moralischer Charakter, als die Güte seiner Schrift, darunter leiden. Und ist es denn so etwas unerhörtes, wann ein Gelehrter seine nächsten Quellen verschweiget, und wann er sich wohl gar Mühe giebt, sie so wenig bekannt werden zu lassen, als möglich?

Ich komme zu dem zweyten Punkte, worüber sich der Herr D. Baumgarten folgender Maaßen erklärt: „Der Innhalt der „Geschichte der Araber unter den Califen, ist der Aufschrift gar nicht gemäß: indem er weder von den Veränderungen im eigentlichen Arabien unter der Regierung der abassidischen Califen zu Bagdad, noch auch „von der ommiadischen Geschlechtsfolge der Califen in

„Spanien, ingleichen den Aliden, Moraviden, oder Marabuts, und andern Reichen der Araber, auch nur so „viel Nachricht giebt, als er aus Büchern nehmen können, „die in jedermanns Händen sind, und der Aufschrift zu „Folge alhier billig erwartet wird." Auf diese Beschuldigungen überhaupt zu antworten, so bitte ich zu erwegen, was für eine Verwirrung in dem Werke des Marigny nothwendig würde müssen geherrscht haben, wann er ihnen hätte ausweichen wollen? Doch ich will mich Stückweise einlassen. Was ging denn in dem eigentlichen Arabien unter der Geschlechtsfolge der Abbaßiden so wichtiges vor, daß er deswegen den Faden der Hauptgeschichte hätte abreissen sollen? Nimmt er denn das Wort Araber in einem so engen Verstande, daß er niemals die wirklichen gebohrnen Araber aus dem Gesichte lassen müssen? Oder versteht er vielmehr unter den Arabern diejenigen orientalischen Völker, welche sich zu dem Glauben des Mahomets bekannten, und diesen mit dem Schwerdte ausbreiteten? War es also nicht nothwendiger, daß er, nach der Folge ihrer rechtmäßigen Regenten, (das ist, derjenigen, welche von dem größten und vornehmsten Theile der Muselmänner für rechtmäßig erkannt wurden) vielmehr ihre auswärtigen Eroberungen, als ihre innerlichen Unruhen und Trennungen erzehlte? Ist es nicht genug, wenn er dieser kurz erwähnt, und ihrer nicht weiter gedenkt, als in so ferne sie einen Einfluß in die Reihe der eigentlichen Nachfolger des Mahomets gehabt haben? Was besonders die Moraviden anbelangt, so kommt mir dieser Einwurf nicht anders vor, als wenn man es einem, welcher die Geschichte der Sachsen zu beschreiben unternimmt, zur Last legen wollte, daß er nicht, aus der Geschichte von England, die sieben sächsischen Königreiche zugleich mit beschrieben habe.

Doch es scheint, als ob der Herr D. Baumgarten selbst diese anscheinende Unvollständigkeit für keinen wirklichen Fehler halte, weil er gleich darauf fortfährt, daß diese Zerstümmlung noch erträglich seyn würde, wann die gelieferten Theile derselben nicht mit den unverantwortlichsten Unrichtigkeiten angefüllt wären. Das ist viel: Doch der Hr. D. ist kein Mann, der etwas ohne Beweis vorzugeben pflegt, er rechtfertiget also diesen Vorwurf folgender Gestalt. Nur eine, sagt er, der augenscheinlichsten und gröbsten anzuführen, so

wird im 2ten Theile S. 488. Ibrahim Ebn Mohammed für einen Aliden, oder Nachkommen des Ali ausgegeben, auch versichert, daß die Anhänger des Ali sowohl als des Abbas, denselben für den ächten Imam erkannt haben: da nicht nur dieser Ibrahim unter die 12. Imams der Anhänger Ali gar nicht gehöret, sondern auch unstreitig ein Abaßide, und des ersten abaßidischen Califen, Abdalla Muhammed Abulabas, leiblicher Bruder gewesen. Welcher Irrthum aller Wahrscheinlichkeit nach daher gekommen, daß der Verfasser irgendwo gefunden, dieser Ibrahim sey Muhammeds Sohn, Ali Enkel, gewesen; daher er ihn für einen Aliden ausgegeben, welche damals den Giafar Sadik für ihren Imam erkannt haben. Ich würde ein verzweifelter Wagehals seyn, wenn ich behaupten wollte, daß Marigny gar keine Fehler gemacht habe; aber dieses kan ich ganz sicher behaupten, daß die Critik des Hr. D. Baumgarten hier auf eine Stelle gefallen ist, die man den Augenblick rechtfertigen kan. Es ist wahr, Ibrahim Ebn Mohammed war ein Bruder des ersten Abbaßidischen Califen. Marigny weiß dieses selbst, (s. 2. Th. S. 493.) und muß es also gewußt haben, daß er seiner Geburth nach kein Nachkomme des Ali seyn konnte. Warum begeht er aber gleichwohl an dem von dem Hn. D. Baumgarten angeführten Orte diesen Fehler, und nennt ihn einen Aliden? Ich begreiffe nicht, wie sich ein so gelehrter Mann an eine so bekannte Zweydeutigkeit hat stossen können. Heißt denn ein Alide bloß ein Nachkomme des Ali, oder bedeut es auch einen, welcher des Ali Parthey hält, und nur diesen für den ersten rechtmäßigen Nachfolger des Mahomet erkennet? Brauchten die Abbaßiden bey der Empörung wider die Ommiaden nicht die Ermordung des Ali zum Vorwande, so wie die Ommiaden die Ermordung des Othmans vorgeschützt hatten? Und sind in dem letzten Verstande nicht jetzt noch alle Perser Aliden, ohne daß sie wirkliche Nachkommen des Ali sind? Diese Entschuldigung ist zu überzeugend, als daß ich mich länger dabey aufhalten dürfte.

Ich wiederhole es noch einmal, daß ich sehr viel wagen würde, wenn ich den Marigny von allen Fehlern frey sprechen wollte; von allen groben und unverantwortlichen Fehlern aber getraue ich mir es

in der That zu thun. Will man wissen, wie diese in der arabischen Geschichte aussehen, so darf man nur die chronologische Tafeln des Dufresnoy, welche uns der Hr. D. Baumgarten im vorigen Jahre mit einer Vorrede verdeutscht geliefert hat, nachsehen. Es wird nicht viel fehlen, daß nicht in jeder Zeile, die von den Saracenen handelt, ein heßlicher Fehler liegen sollte. Da soll Abubeker den Izdegerd geschlagen, getödtet und sich seines Reichs bemächtiget haben; da soll die Stadt Damascus von dem Omar seyn erobert und geplündert worden; da sollen die Saracenen in Aegypten eher eingedrungen seyn, als sie Jerusalem belagert haben; da hat ein Sklave den Omar in der Moschee zu Jerusalem ermordet, und was dergleichen unsinnige Verfälschungen mehr sind. Der Hr. D. Baumgarten muß sie alle wahrgenommen haben, und gleichwohl versichert er uns, daß die Compilation des Dufresnoy schön und nützlich sey. Mit wie viel besserm Grunde wird man, bey einigen unendlich kleinern Fehlern, nicht eben diese Versicherung von gegenwärtiger Geschichte des Abts Marigny geben können?

Ich will wünschen, daß der Beyfall der Leser meiner Versicherung nicht widersprechen möge. Das Publicum ist in solchen Sachen immer der beste Richter.

Noch zwey Worte will ich von der Uebersetzung selbst hinzu thun, und schliessen: Das Original bestehet aus vier Octavbänden, welche man in dreye zu bringen für gut befunden hat. In den nächst folgenden Leipziger Messen sollen die übrigen zwey erscheinen. Einige Druckfehler, die in diesem eingeschlichen sind, und welches vielleicht auch Schreibefehler können gewesen seyn, wird der Leser so gut seyn und übersehen. Ich will ihm dafür die Schmeicheley machen, daß ich ihn viel zu scharfsichtig halte, als daß es nöthig seyn sollte, ihm erst lange ein Verzeichniß davon zu geben.

M. L. A.

G. E. Leßings
Schrifften.

Erster Theil.

Berlin,
bey C. F. Voß.
1753.

[Der erste Teil der *Schrifften* erschien in drei Drucken, von denen sowohl der zweite (1753b) als auch der dritte (1753c) unmittelbar auf den ersten (1753a) zurückgeht. Er enthält außer der *Vorrede Lieder, Oden, Fabeln* in Versen und in Prosa, deutsche und lateinische *Sinngedichte* und *Fragmente*; vgl. den ersten Band dieser Ausgabe. Dem folgenden Abdrucke der Vorrede liegt 1753c zu Grunde.]

Vorrede.

So sind die Schriftsteller. Das Publicum giebt ihnen einen Finger, und sie nehmen die Hand.

Meine Freunde — — es versteht sich, daß meine Eigenliebe mit darunter gehört — — wollen mich bereden, daß einige Bogen von mir den Beyfall der Kenner erlangt hätten. Daß ich es glaube, weil ich meine Rechnung dabey finde, ist natürlich. Und daß ich mich jezt der Gefahr aussetze, dasjenige Alphabetweise zu verlieren, was ich Bogenweise gewonnen habe, ist zwar auch natürlich, ob es aber eben so gar klug sey, das ist eine andere Frage. Wann der Hund, der in der Fabel nach dem Schatten schnappt, auch zu meinem Vorbilde wird, so mag ich es haben.

Die Bogen, deren ich jezt gedacht, sind eine Sammlung kleiner Lieder. Sie erschienen vor zwey Jahren unter dem Titel Kleinigkeiten. Man darf nicht glauben, daß ich sie eben deßwegen so nennte, damit ich der unerbittlichen Critik mit Höflichkeit den Dolch aus den Händen winden möchte. Ich erklärte schon damals, daß ich der erste seyn wolle, dasjenige mit zu verdammen, was sie verdammt; sie, der zum Verdruß ich wohl einige mittelmäßige Stücke könnte gemacht haben; der zum Trotze ich aber nie diese mittelmäßige Stücke für schön erkennen würde. Ich grif ihr so gar vor, und bat meine Leser gewisse Blätter zu überschlagen, die ich damit entschuldigte, daß die Handschrift schon seit drey Jahren nicht mehr in meiner Gewalt gewesen sey.

Ob diese Versicherung unter die Autorstreiche gehörte, wird man jetzt aus dem zweyten Drucke sehen. Ich habe geändert; ich habe weggeworfen, und bin so strenge gewesen, als es nur immer meine Einsicht hat zulassen wollen. Es ist wahr, ich hätte noch strenger seyn können; wenn ich nehmlich alles durchgestrichen, oder wenigstens alles, ohne mich jemals zu entdecken, so wie es war, gelassen hätte: Denn

das elende streicht sich selbst durch, und schlechte Verse, die niemand lieset, sind so gut, als wären sie nicht gemacht worden. Doch es mag drum seyn; ich bekenne es, daß ich gegen die kleinen Denkmähler meiner Arbeit nicht ganz ohne Zärtlichkeit bin; und daß sich diese Zärtlichkeit doppelt fühlen läßt, wenn ich sie namenlos ein Raub des ersten des besten werden sehe.

Aber überlege ich es auch? Diese Lieder enthalten nichts, als Wein und Liebe, nichts als Freude und Genuß; und ich wage es, ihnen vor den Augen der ernsthaften Welt meinen Namen zu geben? Was wird man von mir denken? — — Was man will. Man nenne sie jugendliche Aufwallungen einer leichtsinnigen Moral, oder man nenne sie poetische Nachbildungen niemals gefühlter Regungen; man sage, ich habe meine Ausschweifungen darinne verewigen wollen, oder man sage, ich rühme mich darinne solcher Ausschweifungen, zu welchen ich nicht einmal geschickt sey; man gebe ihnen entweder einen allzuwahren Grund, oder man gebe ihnen gar keinen: alles wird mir einerley seyn. Genug sie sind da, und ich glaube, daß man sich dieser Art von Gedichten, so wenig als einer andern, zu schämen hat.

Ich weis, daß auch andre so denken, und wenigstens bin ich es von einem gewissen Herrn H** überzeugt. Dieser Herr hat meine Kleinigkeiten mit dem allerausserordentlichsten Beyfalle beehrt, indem er sie für seine Arbeit ausgegeben. Und wann es nicht darauf ankäme, daß entweder er oder ich ein Lügner seyn müßte, so würde ich mir ein Vergnügen daraus gemacht haben, ihm niemals zu widersprechen: denn die Ehre, die ihm daraus hätte zuflieſſen können, wäre ohne Zweifel so klein gewesen, daß sie meinen Neid nicht würde erweckt haben. Damit ich ihn aber nicht durch diese Erklärung gänzlich zu Schanden mache, so will ich ihm dasjenige, was er sich wider mein Wissen angemaßt hat, hier vor den Augen der ganzen Welt schenken. Ich würde dieses am besten in einer Zueignungsschrift haben thun können, und würde es auch wirklich gethan haben, wann ich von dem Zueignen nicht ein allzu abgesagter Feind wäre. Diese Schenkung, wann es ihm beliebt, kann er auch auf alles das übrige erstrecken, und ich will gar nicht böse werden, wenn ich höre, daß auch meine Oden, meine Fabeln, meine Sinnschriften, und meine Briefe ein andrer gemacht hat.

Doch ich eile von diesen allen meinen Lesern nur einige Worte zu sagen. Wann durch das Ausstreichen in den Liedern keine Lücken entstanden wären, und wann ich diese Lücken zu erfüllen nicht meinen ganzen poetischen Vorrath hätte durchlaufen müssen, so würde ich vielleicht an eine Sammlung aller meiner Versuche noch lange nicht gedacht haben; und sie würden noch lange zerstreut und verstümmelt in der Irre und im Vergessen geblieben seyn. Doch so gehts; wenn man ein Schriftsteller werden soll, so muß sich alles schicken. Die väterliche Liebe ward auf einmal bey mir rege, und ich wünschte meine Geburthen beysammen zu sehen. Ich weis nicht was es für ein Geschicke ist, daß solche Wünsche immer am ersten erfüllt werden; das aber weis ich, daß wir oft durch die Erfüllung unsrer Wünsche gestraft werden. Ob mir es auch so gehen soll, wird die Aufnahme dieser zwey Theile entscheiden, von welchen ich dem Publico ganz im Vertrauen eröfne, daß sie nichts als ein Paar verwegne Kundschafter sind.

Der erste enthält dasjenige, was ich in den kleinen Gattungen von Gedichten versucht habe. Der Lieder habe ich schon gedacht, und die verschiedenen neuen Stücke, welche darzu gekommen sind, haben mich genöthiget, sie in zwey Büchern abzutheilen. Für diese bin ich am wenigsten besorgt, weil sie grösten Theils das Licht schon kennen, und bey diesem Abdrucke mehr gewonnen, als verlohren haben.

Den wenigen Oden, welche darauf folgen, gebe ich nur mit Zittern diesen Namen. Sie sind zwar von einem stärkern Geiste als die Lieder, und haben ernsthaftere Gegenstände; allein ich kenne die Muster in dieser Art gar zu gut, als daß ich nicht einsehen sollte, wie tief mein Flug unter dem ihrigen ist. Und wenn zum Unglücke gar etwa nur das Oden seyn sollten, was ich, der schmalen Zeilen ungeachtet, für Lehrgedichte halte, die man anstatt der Paragraphen in Strophen eingetheilet hat; so werde ich vollends Ursache mich zu schämen haben.

Die Fabeln, die ich gemacht habe, sind von verschiedener Art, und ich begreiffe unter diesem Namen auch die Erzehlungen, weil ich finde, daß sie selbst Phädrus mit darunter begriffen hat. Andere mögen dem Beyspiele des Fontaine folgen, welcher freylich Ursache hatte, seine Erzehlungen, von den Fabeln, die der Unterweisung gewidmet sind, zu unterscheiden. Die ganze Sache ist eine Kleinigkeit. In Ansehung der

Erfindung, glaube ich, werden sie größtentheils neu seyn, und ich will es andern überlassen, dasjenige noch besser zu erzehlen, was hundert andere schon gut erzehlt haben. Was wird man aber von dem Ausdrucke sagen? Ich hätte der Art des nur gedachten französischen Dichters folgen müssen, wann ich die Mode hätte mitmachen wollen. Allein ich fand, daß unzählige, weil sie ihm ohne Geschicklichkeit nachgeahmet haben, so läppisch geworden sind, daß man sie eher für alte Weiber, als für Sittenlehrer halten könnte; ich sahe, daß es nur einem Gellert gegeben sey, in seine Fußstapfen glücklich zu treten. Ich band mich also lieber an nichts; und schrieb sie so auf, wie es mir jedesmal am besten gefiel. Daher kommt[1] es, daß einige niedrig genung[2] sind; andere aber ein wenig zu poetisch. Daher kommt[1] es so gar, daß ich verschiedene lieber in Prosa habe erzehlen wollen, als in Versen, zu welchen ich vielleicht damals nicht aufgelegt war.

Ich komme auf die Sinngedichte. Ich habe hierinne keinen andern Lehrmeister als den Martial gehabt, und erkenne auch keinen andern, es müßten denn die seyn, die er für die seinigen erkannt hat, und von welchen uns die Anthologie einen so vortreflichen Schatz derselben aufbehalten. Aus ihm also und aus dieser Sammlung, wird man verschiedene übersetzt, und sehr viele nachgeahmt finden. Daß ich zu beissend und zu frey darinne bin, wird man mir wohl nicht vorwerfen können; ob ich gleich beynahe in der Meinung stehe, daß man beydes in Sinnschriften nicht genung seyn kann. Ich habe bey den wenigsten gewisse Personen im Sinne gehabt, und ich verbitte also im voraus alle Erklärungen.

Den Schluß in dem ersten Theile machen Fragmente; solche Stücke nehmlich die ich entweder nicht ganz zu Stande gebracht habe, oder die ich dem Leser nicht ganz mitzutheilen für gut befinde. Ich hätte sie also wohl ganz und gar zurück behalten können? Vielleicht; und es kömmt darauf an, ob man nicht etwas darunter findet, welches gleichwohl der Erhaltung nicht unwerth ist.

Anfangs war ich willens einige kleine Stücke durch ein Zeichen merklich zu machen. Diejenigen nehmlich, die ich mir nicht ganz zuschreiben kann, und wovon ich die Anlage aus dem oder jenem französischen Dichter geborgt zu haben, mir nicht verbergen kann. Doch

[1] kömmt [1753 ab]   [2] genug [1753 ab]

da dieser Zeichen nur sehr wenige geworden wären, und ich ausserdem überlegte, daß es dem Leser sehr gleichgültig sey, wem er eigentlich einen Einfall zu danken hat, wenn der Einfall ihm nur Vergnügen macht; so habe ich es gar unterlassen. Ich werde ohnedem der Gefahr nicht ausgesezt seyn, daß man auch aus meinen Poesien, zur Ehre des deutschen Witzes, Proben ins Französische übersezt, und zum Unglück gleich auf solche fällt, die von einem Franzosen entlehnt sind.

Der zweyte Theil enthält Briefe. Man wird ohne Zweifel galante Briefe vermuthen. Allein ich muß bekennen, daß ich noch bis jezt keine Gelegenheit gehabt habe, dergleichen zu schreiben. Mir Correspondentinnen zu erdichten, und an Schönheiten zu schreiben, die nicht existiren, schien mir in Prosa ein wenig zu poetisch zu seyn. Es sind also nichts als Briefe an Freunde, und zwar an solche, an die ich etwas mehr als Complimente zu schreiben gewohnt bin. Ich schmeichle mir so gar, daß in den meisten etwas enthalten ist, was die Mühe sie zu lesen belohnt. Wenn man an Freunde schreibt, so schreibt man ohne ängstlichen Zwang, und ohne Zurückhaltung. Beydes wird man auch in meinen Briefen finden, und ich will lieber, ein wenig nachläßig und frey scheinen, als ihnen diese Merkmahle abwischen, welche sie von erdichteten Briefen unterscheiden müssen. Ich habe ihrer einen ziemlichen Vorrath, und die welche ich hier ohne Wahl, so wie sie mir in die Hände gerathen, mitgetheilt, sind die wenigsten. Es wird mir angenehm seyn, wenn meine Freunde nicht die einzigen sind, die etwas darinne zu finden glauben.

Ich habe gesagt, daß diese beyden Theile nichts als Kundschafter sind. Einige ernsthafte Abhandlungen, und verschiedene größre Poesien, wozu ich die dramatischen Stücke vornehmlich rechne, möchten ihnen gerne folgen. Unter den lezten sind einige, welche schon die Probe der öffentlichen Vorstellung ausgehalten, und wenn ich sie selbst rühmen darf, auch Beyfall gefunden haben. Die Probe des Drucks ist die lezte und wichtigste.

Ich kann hier meine Vorrede beschliessen, und muß den Leser um Verzeihung bitten, daß ich von nichts als von mir geredet habe.

G. E. Leßings
Schrifften.

Zweyter Theil.

Berlin,
bey C. F. Voß.
1753.

[Der zweite Teil der *Schrifften*, gleich dem ersten 1753 in drei Drucken herausgegeben, enthält die *Briefe*, die dann wieder 1784 und 1785 im dritten und vierten Teil der von Karl G. Lessing besorgten *vermischten* (*sämtlichen*) *Schriften* erschienen, hier jedoch anders geordnet und mit mehrfachen Zusätzen und Veränderungen im einzelnen. Die neue Anordnung, nach welcher Brief 1—8 in den dritten, Brief 9—21, 24 und 25 in den vierten Teil der vermischten Schriften, Brief 22 und 23 aber in den zweiten Teil des *theatralischen Nachlasses* (Berlin 1786, S. 81 ff.) und in die Vorrede dazu (S. XVIII ff.) kamen, geht zwar im allgemeinen auf Winke Lessings zurück, wurde aber im einzelnen Fall erst von seinem Bruder durchgeführt und konnte daher, wie auch aus andern Gründen, für unsere Ausgabe nicht gelten. Hingegen benützte Karl G. Lessing 1784—1786 Exemplare der Schrifften von 1753, die ohne Zweifel von dem Verfasser selbst durchkorrigiert waren. Diese von Lessing selbst noch herrührenden Zusätze und Veränderungen der Ausgaben 1784—1786 mußte ich in den Text einfügen; die übrigen kleinen Abweichungen des späteren Druckes, die zum Teil auf die Willkür des Setzers, zum Teil auch auf Irrtümer Karl Lessings zurückzuführen sind, verwies ich in die Anmerkungen, so daß dem folgenden Abdruck, namentlich was Orthographie, Interpunktion und gleichgültige Wortformen betrifft, doch im allgemeinen die dritte Ausgabe der Schrifften (1753c) zu Grunde liegt. 1753c selbst wurde nach 1753b gedruckt; Karl Lessing jedoch benützte bald Exemplare von 1753a, bald solche von 1753b. So wurden die ersten Briefe (wenigstens bis Brief 12) und ebenso die prosaischen Abschnitte des 22. Briefes 1784 und in den folgenden Jahren nach 1753a, das Übrige nach 1753b gedruckt. Es muß also Lessing seine Verbesserungen für den geplanten letzten Abdruck in verschiedene Exemplare eingetragen haben.]

Briefe.

Aperto pectore ostiria pura miscemus. Nihil in conscientia latet, quod scriptorum cuniculis occulatur.

Symmachus.[1]

Erster Brief.

An den Herrn P.

Schon seit vierzehn Tagen hätte ich Ihnen Ihren Aufsaz[2] von den unglücklichen Dichtern wieder zurück schicken können, weil ich ihn[3] gleich in den ersten Abenden durchgelesen hatte. Allein ich glaubte diese Eilfertigkeit würde nicht gelehrt genug lassen; wenigstens nicht freundschaftlich genug. Denn nicht wahr, entweder Sie hätten gedacht: nun wahrhaftig der muß sehr viel müßige Stunden haben, daß er sich so gleich hat darüber machen können! oder: ja, in der kurzen Zeit mag er auch viel gelesen haben; über alles läuft er doch weg, wie der Hahn über die Kohlen! Die eine Vermuthung sowohl als die andre war mir ungelegen; mir, der ich so gerne immer beschäftiget[4] scheinen will; mir, der ich auf nichts aufmerksamer bin, als auf die Geburthen meiner Freunde. Ich würde also ganz gewiß Ihr Werk wenigstens noch acht Tage auf meinem Tische haben rasten lassen; doch Sie fordern es selbst zurück, und hier ist es. Nun? aber ohne Beurtheilung, werden Sie sagen? Als wenn Sie es nicht schon wüßten, daß ich durchaus über nichts urtheilen will. Wollen Sie aber mit so etwas zufrieden seyn, das aufs höchste einer Meinung ähnlich sieht, so bin ich zu Ihren Diensten. Sie zeigen eine sehr weitläuftige Belesenheit, die ich sehr hoch schätze, wenn es Ihnen anders nicht viel Mühe

---

[1] [Das Motto aus Symmachus fehlt 1784 f.; die ersten acht Briefe haben 1784 noch die gemeinsame Überschrift:] Rettung des Lemnius in acht Briefen [2] Ihre Handschrift [1753] [3] sie [1753] [4] beschäftigt [1753 ab. 1784]

gekostet hat, sie zu zeigen. Gott weis, wo Sie alle die unglücklichen Dichter aufgetrieben haben! Was für tragische Scenen ziehen Sie Ihren Lesern auf! Hier sitzt einer in einer ewigen Finsterniß, und sieht das Licht nicht, welches gleich ihm alles belebet; dort schmachtet einer auf einem Lager, das er seit Jahren nicht verlassen. Jener stirbt, fern von seinem Vaterlande und seinen Freunden, unter Barbaren, zu welchen ihn die Empfindlichkeit eines Grossen verwiesen; dieser in seiner Vaterstadt, mitten unter den Bewundrern seiner Muse, im Hospitale. Dort sehe ich einen — — welche Erniedrigung für euch ihr Musen! — — am Galgen; und hier einen, gegen welches der Galgen noch ein Kinderspiel ist, mit einem Teufel vom Weibe verheyrathet. Die moralischen Züge welche Sie mit unterstreuen sind gut; ich hätte aber gewünscht, daß sie häufiger wären, daß sie aus Ihren Erzählungen ungezwungener flößen, und in einem minder schulmäßigen Tone daher-tönten. Auch das gefällt mir nicht, daß Sie keine Klassen unter den unglücklichen Dichtern machen. Diejenigen, welche so zu reden die Natur unglücklich gemacht hat, als die Blinden, gehören eigentlich gar nicht darunter, weil sie unglücklich würden gewesen seyn, wenn sie auch keine Dichter geworden wären. Andre haben ihre übeln Eigenschaften un-glücklich gemacht, und auch diese sind nicht als unglückliche Dichter, sondern als Bösewichter, oder wenigstens als Thoren anzusehen. Die einzigen,[1] die diesen Namen verdienen, sind diejenigen, welche eine unschuldige Ausübung der Dichtkunst, oder eine allzueifrige Beschäftigung mit derselben, die uns gemeiniglich zu allen andern Verrichtungen un-geschickt läßt, ihr Glück zu machen verhindert hat. Und in diesem Ver-stande ist ihre Anzahl sehr klein. Ja sie wird noch kleiner, wenn man ihr vorgebliches Unglück in der Nähe mit gesunden Augen, und nicht in einer ungewissen Ferne, durch das Vergrösserungsglas ihrer eigenen[2] mit allen Figuren angefüllten Klagen betrachtet. Ist es nicht ärger-lich, wenn man einen Saint Amant, einen Neukirch, einen Günther so bitter, so ausschweifend, so verzweifelnd über ihre, in Vergleichung andrer, noch sehr erträgliche Armuth wimmern hört? Und sie, die Armuth, ist sie denn etwa nur das Schicksal der Dichter und nicht viel mehr auch aller andern Gelehrten? So viel Sie mir arme Dichter nennen können, eben so viel will ich Ihnen arme Weltweise, arme

[1] Die einzige [1735a] [2] eignen [1753 ab. 1784]

Aerzte, arme Sternkundige ꝛc. nennen. Aus diesem Gesichtspuncte also, mein Herr, betrachten Sie, wann ich Ihnen rathen soll, Ihre Materie etwas aufmerksamer, und vielleicht finden Sie zuletzt, daß Sie ganz unrecht gethan haben, ich weis nicht was für einen gewissen Stern zu erdichten, der sich ein Vergnügen daraus macht, die Säuglinge der Musen zu tyrannisiren. — — — Sind Sie meiner Erinnerungen bald satt? Doch, noch eine. Ich finde, daß Sie in Ihrem Verzeichniß[1] einen Mann ausgelassen haben, der vor zwanzig andern eine Stelle darinne[2] verdienet; den armen Simon Lemnius. Sie kennen ihn doch wohl? Ich bin ꝛc.[3]

Zweyter Brief.

An ebendenselben.

Wahrhaftig, ich bewundre Sie! Ein Beywort, an dessen Nachdruck ich nicht einmal gedacht hatte,[4] legen Sie mir in allem Ernste zur Last? Ich fürchte, ich fürchte, wir werden über den armen Simon Lemnius in einen kleinen Zank gerathen. Und da sehen Sie es, daß ich das Herz habe, ihn noch einmahl so zu nennen, ob Sie ihn gleich den verleumderischen, den boshaften, den meineidigen, den unzüchtigen heissen. Aber sagen Sie mir doch, geben Sie ihm diese Benennungen, weil Sie seine Aufführung untersucht haben, oder weil sie ihm von andern gegeben werden? Ich befürchte das letztere, und muß also den armen Lemnius doppelt[5] beklagen. War es nicht genug, daß ihn Luther[6] verfolgte, und muß sein Andenken auch noch von der Nachwelt befeindet werden? Aber Sie erstaunen; Luther[6] und verfolgen, scheinen Ihnen zwey Begriffe zu seyn, die sich widersprechen. Geduld! Wann Sie wollen, so will ich Ihnen alles erzählen; und alsdann urtheilen Sie. Vorher aber muß ich Sie um alles was heilig ist bitten, mich nicht für einen elenden Feind eines der größten Männer, die jemals die Welt gesehen hat, zu halten. Luther[6] stehet[7] bey mir in einer solchen Verehrung, daß es mir, alles wohl überlegt, recht lieb ist, einige kleine Mängel an ihm entdeckt zu haben, weil ich in der That der Gefahr sonst nahe war, ihn zu vergöttern. Die

[1] Verzeichnisse [1784] [2] darinn [so regelmäßig 1784] [3] Ich bin ꝛc. [fehlt 1784] [4] hätte, [1753a. 1784] [5] gedoppelt [1753] [6] Lutherus [1753] [7] steht [1753ab. 1784]

Spuren der Menschheit, die ich an ihm finde, sind mir so kostbar, als die blendendste seiner Vollkommenheiten. Sie sind so gar für mich lehrreicher, als alle diese zusammen genommen; und ich werde mir ein Verdienst daraus machen, sie Ihnen zu zeigen.*) — — Zur Sache also! Lemnius, oder wie er auf Deutsch heißt, Lemichen, lag den Wissenschaften in Wittenberg ob, eben als das Werk der Reformation am feurigsten getrieben ward. Sein Genie trieb ihn zur römischen Dichtkunst, und mit einer ziemlich beträchtlichen Stärke darinne verband er eine gute Kenntniß der griechischen Sprache, welches damals noch etwas seltnes war. Sein muntrer Kopf und seine Wissenschaften erwarben ihm die Freundschaft des Melanchthons, welcher ihn mit Wohlthaten überhäufte. Sabinus, der Schwiegersohn des Melanchthons, befand sich damals auch in Wittenberg. Zwey gleiche Köpfe auf einer hohen Schule werden sich leicht finden, und Freunde werden. Sabinus und Lemnius wurden es auf die ausnehmendste Weise, und ich finde, daß auch die darauf folgenden Händel ihre Freundschaft nicht geendet haben. Im Jahre 1538 kam es dem Lemnius[1] ein, zwey Bücher lateinischer Sinnschriften drucken zu lassen. Er ließ sie also unter seinem Namen drucken; er ließ sie in Wittenberg drucken, und brachte sie vorher, wie ich es höchst wahrscheinlich zeigen kann, dem Melanchthon zur Beurtheilung. Diese drey Umstände, mein Herr, erwägen Sie wohl; sie beweisen schon so viel, daß Lemnius ein gut Gewissen muß gehabt haben. Melanchthon fand nichts anstößiges darinne, wie es Sabinus dem Drucker versicherte. Nun-

*) So[2] muß der sprechen, der aus Ueberzeugung und nicht aus Heucheley lobt.

Aus dieser letztern Quelle sind, leider ein großer Theil der uneingeschränkten Lobsprüche geflossen, die Luthern von unsern Theologen beygelegt werden.

Denn loben ihn nicht auch diejenigen, deren ganzen, losem Geitze und Ehrgeitze man es nur allzuwohl anmerkt, daß sie im Grunde ihres Herzens, nichts weniger als mit Luthern zufrieden sind? die ihn heimlich verwünschen, daß er sich auf Unkosten seiner Amtsbrüder groß gemacht, daß er die Gewalt und den Reichthum der Kirche den Regenten in die Hände gespielt, und den geistlichen Stand dem weltlichen Preis gegeben, da doch dieser so manche Jahrhunderte jenes Sklave gewesen?

[1] kam es Lemnio [1753] [2] [Die Anmerkung, von Karl Lessing ausdrücklich als „Anm. d. Verf." bezeichnet, fehlt 1753]

mehr wurden sie bekannt gemacht; aber kaum waren sie einige Tage in den Händen der Leser gewesen, als Luther auf einmal ein entsetzliches Ungewitter wider sie, und ihren Verfasser erregte. Und warum? Fand er etwa jene lascivam verborum licentiam darinne? Diese wäre vielleicht zu entschuldigen gewesen, weil sie der Meister in dieser Art des Witzes, Martial, Epigrammaton linguam nennt. Oder fand er, daß sie giftige Verleumdungen enthielten, die Ehre eines unschuldigen Nächsten zu brandmahlen? oder fand er gar seine eigene[1] Person darinne beleidigt? Nein; alles das, weßwegen Sinnschriften mißfallen können, mißfiel Luthern nicht, weil es nicht darinne anzutreffen war; sondern das mißfiel ihm, was wahrhaftig an den Sinnschriften das anstößige sonst nicht ist: einige Lobeserhebungen. Unter den damaligen Beförderern der Gelehrsamkeit war der Churfürst von Maynz Albrecht[2] einer der vornehmsten. Lemnius hatte Wohlthaten von ihm empfangen, und mit was kann sich ein Dichter sonst erkenntlich erzeigen, als mit seinen Versen? Er machte also deren eine ziemliche Menge zu seinem Ruhme; er lobte ihn als einen gelehrten Prinzen, und als einen guten Regenten. Er nahm sich aber wohl in Acht, es nicht auf Luthers Unkosten zu thun, welcher an dem Albrecht[2] einen Gegner hatte. Er gedachte seines Eifers für die Religion nicht mit einem Worte, und begnügte sich, seine Dankbarkeit mit ganz allgemeinen, ob gleich hin und wieder übertriebenen Schmeicheleyen[3] an den Tag zu legen. Gleichwohl verdroß es Luthern; und einen katholischen Prinzen, in Wittenberg, vor seinem Angesichte zu loben, schien ihm ein unvergebliches Verbrechen.*) Ich dichte diesem grossen Manne hierdurch nichts an, und berufe mich deswegen auf sein eigen Programma, welches er gegen den Dichter anschlagen ließ, und das Sie, mein Herr, in dem 6ten Tome seiner Schriften, Altenburgischer Ausgabe, nachlesen können. Hier werden Sie seine Ge-

*) Es[4] war den ersten Reformatoren sehr schwer, dem Geiste des Pabstthums gänzlich zu entsagen. Die Lehre von der Toleranz, welche doch eine wesentliche Lehre der christlichen Religion ist, war ihnen weder recht bekannt, noch recht behäglich. Und gleichwohl ist jede Religion und Sekte, die von keiner Toleranz wissen will, ein Pabstthum.

[1] eigne [1753a] [2] Albertus [1753] [3] Schmeichleyen [1753a] [4] [Die Anmerkung, von Karl Lessing ausdrücklich als „Anmerk. d. Verf." bezeichnet, fehlt 1753]

sinnungen in den trockensten Worten finden; Gesinnungen, welche man noch bis auf den heutigen Tag auf dieser hohen Schule beyzubehalten scheinet. Luther donnerte also mündlich und schriftlich wider den unbehutsamen Epigrammatisten, und brachte es in der ersten Hitze so gleich dahin, daß ihm Stubenarrest angekündigt ward. Ich habe immer gehört, daß ein Poet eine furchtsame Kreatur ist; und hier sehe ich es auch. Lemnius erschrack desto heftiger, je unvermutheter dieser Streich auf ihn fiel; er hörte, daß man allerhand falsche Beschuldigungen wider ihn schmiedete, und daß Luther die ganze Akademie mit seinem Eifer ansteckte; seine Freunde machten ihm Angst, und prophezeyten ihm lauter Unglück, anstatt ihm Muth einzusprechen; seine Gönner waren erkaltet; seine Richter waren eingenommen. Sich einer nahen Beschimpfung, einer unverdienten Beschimpfung zu entziehen, was sollte er thun? Man rieth ihm zur Flucht; und die Furcht ließ ihm nicht Zeit zu überlegen, daß die Flucht seiner guten Sache nachtheilig seyn werde. Er floh; er ward citirt; er erschien nicht;*) er ward verdammet; er ward erbittert; er fing an seine Verdammung zu verdienen, und that, was er noch nicht gethan hatte; er vertheidigte sich, so bald er sich in Sicherheit sahe; er schimpfte; er schmähte; er lästerte. — — Soll ich in meinen künftigen Briefen fortfahren, Ihnen mehr davon zu sagen? Ich bin ꝛc.[1]

Dritter Brief.

An ebendenselben.

Ehe ich fortfahre, soll ich Ihnen auf verschiedene Puncte antworten. Wohl! Der erste ist dieser: Sie behaupten die Lobeserhebungen

*) Lemnius[2] hätte, wie Alcibiades, den die Athenienser zurückberiefen, um sich gegen seine Ankläger zu vertheidigen, antworten können:

Ἐυηθες, τον ἐχοντα δικην ζητειν ἀποφυγειν, ἐνον φυγειν.

Und als man den Alcibiades fragte, ob er seinem Vaterlande (τῃ πατριδι) nicht zutraue, daß es gerecht seyn werde, antwortete er: auch meinem Mutterlande nicht (τῃ μητριδι). Wie leicht kann es nicht aus Irrthum oder Unwissenheit ein schwarzes Steinchen für ein weisses greifen.

In der Nachricht, daß ihn seine Landesleute zu Tode verurtheilt, sprach er: wir wollen ihnen zeigen, daß wir noch leben. Er ging zu den Lacedemoniern und erregte den Atheniensern den dekelikischen Krieg. Aelian. XIII. c. 38.

[1] Ich bin ꝛc. [fehlt 1784] [2] [Die Anmerkung fehlt 1753]

des Albrechts[1] wären nicht das einzige gewesen, was Luthern wider den Lemnius aufgebracht; sondern verschiedne bittre Anzüglichkeiten wider den und jenen ehrlichen Mann hätten das ihre dazu beygetragen. Sie berufen sich dieserwegen auf des Matthesius und[2] Luthers eigenes[3] Zeugniß. Allein wie schwer wird es Ihnen fallen, wenn Sie diese Anzüglichkeiten in den ersten zwey Büchern, von welchen allein jetzo die Rede ist, werden erhärten sollen! Wenn Lemnius spottet, so spottet er über die allergemeinsten Laster und Thorheiten; er braucht niemals andre[4] als poetische Namen; und das Beissende ist sein Fehler so wenig, daß ich ihm gar wohl einen stärkern Vorrath davon gewünscht hätte; gesetzt auch, daß das Bißchen Ehre dieses oder jenes Thoren draufgegangen wäre. Ich behaupte also kühnlich, daß Lemnius so wenig ein Verleumder ist, daß ich ihn nicht einmal für einen guten Epigrammatisten halten kann, welcher das Salz mit weit freygebigern Händen ausstreuet, ohne sich zu bekümmern, auf welchen empfindlichen Schaden es fallen wird. Aber hier sind sie ja, ruffen Sie, die gottlosen Sinnschriften, welche eine solche Ahndung gar wohl verdienten. Hat sie nicht Schellhorn angeführt? Und sollten Sie sie nicht gelesen haben? — — — Ja, mein Herr, ich habe sie gelesen; und diese eben sind es, wo ich Sie erwartete, um Ihnen unwidersprechlich zu zeigen, wie unbillig die Aufbürdungen waren, welche man dem Lemnius[5] machte. Martial bittet in der Vorrede zu seinen Sinnschriften: absit à jocorum nostrorum simplicitate malignus interpres, nec Epigrammata mea scribat. — — Und daß sie bey dem Geyer wären, die verdammten Ausleger! Bald wird man vor diesem Geschmeisse keinen Einfall mehr haben dürfen! — — Jedoch ich erzürne mich, und zum Beweisen braucht man kaltes Blut. Lassen Sie uns also ganz gelassen anfangen; und zwar bey dem Midas. Der Rang gehet[6] nach den Ohren! Das Sinngedichte, das Lemnius auf ihn gemacht hat, enthält ungefehr dieses: Midas, spricht er; wann schon dein Haus auf Marmorseulen ruhte; wann du in deinen Kasten gleich venetianische Schätze verschlossen hättest; so bist du doch ungelehrt, und nichts besser als ein Bauer. Denn was du bist, kann der

[1] des Albertus [1753] [2] und auf [1753 b] [3] eignes [1753 ab. 1784] [4] niemals keine andre [1753 ab. 1784] [5] man Lemnio [1753] [6] geht [1753 ab. 1784]

geringste aus dem Pöbel seyn. Wen muß er wohl mit dieser Sinnschrift gemeint haben? Einen reichen Edelmann ohne Zweifel, dessen ganzer Verstand der Goldklumpen war; oder wohl gar, wenn es dergleichen schon damals gegeben hat, einen dummen Grafen, den man mit seinem Hofebauer vermengen würde, wenn ihn nicht das reiche Kleid kenntlich machte. — — Ach, was Edelmann? Was Graf? Hier ist ein ganz andrer gemeint. Der Dichter ist ein Majestätsschänder, und er meint niemand geringern, als den Churfürsten von Sachsen. — — Wen? Den großmüthigen Johann Friedrich? Wie ist das möglich? — — Möglich, oder nicht; kurz es ist klar; lesen Sie doch nur das Original:

In Midam

Extent marmoreis tibi splendida tecta columnis,
Et tibi vel Venetas arca recondat opes;
Aurifer et nitidis tibi serviat Albis arenis,
Serviat et culti plurima gleba soli;
Multaque florentes pascant armenta per agros,
Tondeat et teneros rustica villa greges:
Es tamen indoctus; rides? es rusticus idem;
Id quod es, e populo quilibet esse potest.

Nun, finden Sie es noch nicht, daß der Churfürst von Sachsen gemeint ist? O, Sie sind muthwillig blind! Glauben Sie mir nur, die Zeile

Aurifer et nitidis tibi serviat Albis arenis,

ist nicht umsonst. Wo fließt denn die Elbe? Wem dienet denn dieser Fluß? — — — Doch es fällt mir unmöglich in diesem Tone länger fortzufahren. Im Ernste also: kann eine Beschuldigung boshafter und zugleich ungegründeter seyn? Von allen den übrigen Sinnschriften, die man ihm zur Last legt, werde ich ein gleiches sagen müssen. Er schildert einen Thraso, welcher nicht eher Muth hat, als bis er ihn aus den Gläsern in sich gegossen: und das soll der Commendant in Wittenberg seyn. Er mahlet einen Rabulisten ab, dessen nichts bedeutendes Gewäsche er verlacht: und muß den Kanzler Pontanus getroffen haben. Auf ein ehrliches Frauenzimmer sollen folgende Zeilen gehn:

Cur vites semper communia balnea dicam,
Quod sis nigra scio, quod scabiosa puto.

Und was ist gleichwohl klärer, als daß dieses ein Frauenzimmer seyn

muß, welches nirgends als in der Einbildung des Dichters anzutreffen? Hatte denn Wittenberg damals öffentliche Bäder, welche das Mannsvolk und das Frauenzimmer ohne Unterscheid[1] zugleich besuchen durfte? Oder hat dergleichen jemals eine christliche Stadt gehabt? Erlauben Sie mir also, mein Herr, daß ich die übrigen Vorwürfe von dieser Art übergehe; und suchen Sie, wenn Sie können, in den ersten zwey Büchern stärkere[2] und der Wahrheit gemässere Beyspiele auf, um mich zu überzeugen. Finden Sie aber deren keine; so seyn Sie gelehrig, und erlauben, daß ich Sie überzeugen darf. Wollen Sie mir etwan einwenden: Lemnius könne allerdings auf den und jenen gezielet[3] haben, ob es uns gleich jetzo,[4] wegen Entfernung der Zeit, und aus Mangel gewisser kleinen Nachrichten, unmerklich wäre; genug, daß doch damals seine Stiche geblutet hätten, wie man aus dem Zeugnisse der Zeitverwandten sehen könne. — — — Ich will mich dieses zu widerlegen nicht dabey aufhalten, was ich von den Grenzen einer erlaubten Satyre hernehmen könnte; sondern ich will mich gleich zu dem Zeugnisse selbst wenden, auf welches Sie sich berufen. Lassen Sie uns also die Stelle aus des Matthesius Predigten über das Leben unsers Luthers näher betrachten. Hier ist sie: „Im 38 Jar thet sich „herfür ein Poetaster, Simon Lemchen genant: der fing „an, viel guter Leut mit schendlichen und lesterlichen „Versen zu schmehen, und die grossen Verfolger des „Evangelii mit seiner Poeterey zu preisen, auch unsern „Doctor in seiner Krankheit zu verhöhnen, dazu ihm „grosser Leut Verwandten halffen, daß soche Schmeh„schriften gedruckt, und heimlich ausgestreuet wurden, „wie auch dieser Lemnius hernach eine Nisianische und „greuliche Lesterschrift, die er den Hurenkrieg nennet, „dem heiligen Ehestand und der Kirchendiener Ehe, und „viel erbaren Frauen zu Unehren ließ ausgehen ꝛc." Als Prediger, bin ich hier mit dem guten Matthesius recht wohl zufrieden, aber als Geschichtschreiber gar nicht. Eine einzige Anmerkung wird seine Glaubwürdigkeit verdächtig machen. Er sagt, Lemnius habe Luthern in seiner Krankheit verhöhnt. Wo finden Sie in den ersten zwey Büchern die geringste Spur davon? Suchen Sie, so viel

[1] Unterschied [1784] [2] stärkre [1753 a. 1784] [3] gezielt [1753 ab. 1784] [4] jetzt, [1784]

Sie wollen! Matthesius begeht hier ein Hysteronproteron, welches gar nicht fein ist. Lemnius hat Luthers eher mit keinem Worte im Bösen gedacht, als bis er es an Ihm erhohlte. Das Sinngedichte, auf welches Matthesius hier zielt, stehet in dem dritten Buche, in welchem freylich sehr viel nichtswürdige Sachen stehen, die aber durchaus nicht zur Ursache seiner Verdammung können gemacht werden, weil er sie erst nach derselben den beyden ersten Büchern beyfügte. Es ist zwar so schmutzig und so niederträchtig, daß ich mich mehr als die beyden ersten Zeilen, welches folgende sind:

In M. Lutherum

Ipse dysenteriam pateris clamasque cacando
Quamque aliis optas evenit illa tibi etc.

anzuführen scheue: wann es aber auch noch schmutziger, noch niederträchtiger wäre, so würde es dennoch dem Matthesius sehr übel zu nehmen seyn, daß er den Lemnius verhaßt zu machen, zu Falschheiten seine Zuflucht nimt, und dasjenige zum Hauptverbrechen macht, was nichts als die Wirkung eines verbitterten Gemüths war. Da er sich aber hier auf dem fahlen Pferde finden läßt, wie kann man ihm in den übrigen trauen? Werden die schändlichen und lästerlichen Verse auf viel gute Leute, nicht eben so erdichtet, wenigstens zu früh vorweg genommen seyn, als die Verhöhnung des kranken Luthers? Und sie sind es auch allerdings, weil, was ich schon mehr als einmal gesaget[1] habe, in den ganzen beyden ersten Büchern keine Spur davon anzutreffen ist. Es bleibt also auch in diesem Zeugnisse dem Lemnius weiter nichts zur Last, als daß er, wie Matthesius sagt, die grossen Verfolger des Evangelii mit seiner Poeterey gepriesen hat. Aber auch das ist nicht eigentlich wahr, weil er den Churfürsten Albrecht zwar lobt, aber stets bloß als einen Beförderer der Wissenschaften und als einen Beschützer der Gelehrten, welches auch Erasmus und Hutten gethan haben, niemals aber als einen Feind der damals neu aufkeimenden reinern Lehre. Kaum daß er ganz von weiten, so viel ich mich erinnere, an einer einzigen Stelle, auf seine Liebe gegen die alte Religion zielt — — Auf ihren ersten Einwurf, mein Herr, glaube[2] ich Ihnen also genug gethan zu haben. Ich hätte noch den zweyten zu beantworten, allein ich will es[3] lieber

[1] gesagt [1753 ab. 1784] [2] glaubte [1753 ab. 1784] [3] ihn [1753]

versparen und Sie argwohnen lassen, daß ich nicht sogleich etwas dagegen erwiedern könnte, als durch einen unbändig langen Brief Ihre Aufmerksamkeit schwächen. Ich bin ꝛc.[1]

Vierter Brief.

An ebendenselben.

Ich bin Ihnen noch die Antwort auf einen zweyten Einwurf schuldig. Sie behaupten, Lemnius habe seine Sinnschriften verstohlner Weise drucken lassen; ich hingegen habe gesagt, es sey höchst wahrscheinlich, daß er sie dem Melanchthon vorher zur Beurtheilung übergeben. Sie berufen sich auf ein Schreiben des letztern an den Churfürsten, dessen Innhalt Seckendorf anführt; und ich bin kühn genug eben dieses Schreiben für mich zu gebrauchen. Melanchthon schreibt also an den Churfürsten, welchem ohne Zweifel Luther diese Kleinigkeit auf der allerschwärzesten Seite vorgestellet[2] hatte: „Was „er dabey versehen habe, sey ohne Vorsatz geschehen; Lemnius habe „ihm für seine erwiesene Wohlthaten schlecht gedankt, und ihn selbst „an zwey Stellen sehr schimpflich durchgezogen. Er habe die Sinn„schriften nicht eher zu sehen bekommen, als da sie schon abgedruckt „gewesen. Weil er viel Anzüglichkeiten gegen Privatpersonen darinne „gefunden, habe er dem Verfasser sogleich Stubenarrest ankündigen „lassen, und sey Willens gewesen, ihn zu relegiren. Als er den Tag „darauf gar verschiedenes angetroffen, was dem Churfürsten und Land„grafen zur Verkleinerung gereiche, habe er ihn wollen in Verhaft „nehmen lassen. Lemnius aber sey ihm mit der Flucht zuvor„gekommen; man habe ihn öffentlich vorgeladen, und ihn endlich, weil „er nicht erschienen, mit Schimpf von der hohen Schule verbannt. Er „bitte also den Churfürsten, es ihm nicht übel zu deuten, daß er wegen „der vielen akademischen Geschäfte, die Sinnschriften des Lemnius „nicht gleich durchgelesen, und das was der Ehre des Churfürsten „darinne nachtheilig sey, nicht gleich gefunden habe. Man solle es „ihm nicht zurechnen, daß sein Schwiegersohn, wie man vorgebe, dem „Drucker die Sinnschriften zu drucken angerathen, und noch die Lügen „hinzugefügt habe, daß sie von ihm, dem Melanchthon, gebilliget

[1] Ich bin ꝛc. [fehlt 1784] [2] vorgestellt [1753 ab. 1784]

„wären" — — — Sagen Sie mir aufrichtig, mein Herr, klingt dieses nicht vollkommen, wie das Gewäsche eines Mannes, der sich gedrungen entschuldiget, und eigentlich nicht weis was er sagen soll? Ich darf Ihnen den Charakter des Melanchthons nicht lang schildern; Sie kennen ihn so gut als ich. — — Ein sanftmüthiger ehrlicher Mann, der mit sich anfangen ließ was man wollte, und den besonders Luther lenken konnte, wie er es nur immer wünschte. Sein Feuer verhielt sich zu Luthers Feuer, wie Luthers Gelehrsamkeit zu seiner Gelehrsamkeit. Nach seiner natürlichen Aufrichtigkeit würde er es gewiß frey bekannt haben, daß er in den Sinnschriften des Lemnius nichts anstößiges gefunden, wenn Luther nicht gewollt hätte, daß er etwas darinne finden sollte. Er hatte von der Einsicht seines Freundes so hohe Begriffe, daß so oft sein Verstand mit Luthers Verstande in Collision gerieth, er den seinigen allezeit Unrecht haben ließ. Luthers Augen waren ihm glaubwürdiger, als seine eigene. Sie sehen es hier. Er ließ sich nicht allein Schmähungen wider seinen Landesherrn[1] in den unschuldigen Sinnschriften von ihm weisen, sondern ließ sich so gar überreden, daß Lemnius auch ihn selbst nicht verschonet habe. Nun aber biete[2] ich die scharfsichtigsten Augen auf, mir diese zwey Stellen nur mit der allergeringsten Wahrscheinlichkeit zu zeigen. Das finde ich wohl, und finde es auf den meisten Seiten, daß Lemnius den Melanchthon lobt, und daß er ihn auch noch da lobt, da er wider alle Anhänger des Luthers die giftigsten Spöttereyen ausströmet. Er schiebt alle Schuld auf den Sabinus, weil sie doch auf jemanden muß geschoben seyn. Wer aber kann sich wohl einbilden, daß dieser seinem Schwiegervater einen so übeln Dienst habe leisten wollen? Wenigstens, wenn er es gethan hat, so muß man ihm so viel Rechtschaffenheit zutrauen, daß er etwas ganz gleichgültiges zu thun geglaubt hat. Er muß die Sinnschriften seines Freundes für etwas unschuldiges angesehen haben, das von nichts weniger als gefährlichen Folgen seyn könne. Und auch alsdann habe ich schon viel gewonnen. Eben so unschuldig als sie dem Sabinus geschienen, eben so unschuldig haben sie auch dem Melanchthon scheinen können; und er selbst ist es nicht in Abrede, weil er um Verzeihung bey dem Churfürsten bittet, daß er das Anstößige darinne nicht sogleich wahr-

[1] Landsherrn [1753 ab, 1784] [2] bitte [1753 ab]

genommen. O wahrhaftig, wo es nicht gleich in die Augen fällt, wo man es lange suchen muß, da ist es selten in der That anzutreffen! Doch ich besinne mich, daß ich einmal recht freygebig mit Ihnen verfahren will. Wenn ich Ihnen zugebe, daß in der That alles ohne Billigung des Melanchthons gedruckt worden, warum hat man den Sabinus nicht zur Verantwortung gezogen? Diesem, und nicht dem Lemnius, ist die Uebergehung der Censur zuzuschreiben. Diesen strafe man, wenn anders, es sey nun durch seine Bosheit, oder durch seine Nachläßigkeit, ein strafbares Buch zum Vorschein gekommen ist. Ich sage mit Fleis ein strafbares Buch, denn wenn es ein gleichgültiges gewesen ist, wie ich in meinem vorigen Briefe erwiesen habe, so ist weder dem einen noch dem andern, dem Lemnius aber am allerwenigsten, ein Verbrechen aus Verabsäumung einer Ceremonie zu machen. Und mehr als eine Ceremonie wäre es nicht gewesen. — — Es ist mir recht lieb, daß ich hier abbrechen kann; denn wahrhaftig das Vertheidigen wird mir sauer, wenn ich etwas allzuleichtes zu vertheidigen habe. Ich bin ꝛc.[1]

Fünfter Brief.

An ebendenselben.

Ich kann also in meiner Erzehlung fortfahren? — — Ich schloß meinen zweyten Brief mit der Flucht des Lemnius. Sagen Sie nicht, daß ihn diese Flucht meineidig gemacht hat, und daß er vermöge des Eides, den er als ein akademischer Bürger geleistet, sein Urtheil[2] hätte abwarten sollen. Wenn ich augenscheinlich sehe, daß mir meine Richter die Gerechtigkeit versagen werden, so entfliehe ich nicht meinen Richtern, sondern Tyrannen, wenn ich ihnen entfliehe. Ein aufgebrachter Luther war alles zu thun vermögend. Bedenken Sie; seine blinde Hitze gieng so weit, daß er sich nicht scheute in einer öffentlichen, an die Kirchthüren angeschlagenen Schrift zu behaupten: der flüchtige Bube, wie er den Lemnius nennt, würde, wenn man ihn bekommen hätte, nach allen Rechten billig den Kopf verlohren haben. Den Kopf? und warum? Wegen einiger elenden Spöttereyen, die nicht er, sondern seine Ausleger giftig gemacht hatten?

[1] Ich bin ꝛc. [fehlt 1784] [2] Urthel [1753 ab. 1784]

Ist das erhört? Und wie hat Luther sagen können, daß ein Paar satyrische Züge gegen Privatpersonen mit dem Leben zu bestrafen wären; er, der auf gekrönte Häupter nicht stichelte, sondern schimpfte? In eben der Schrift, in welcher er den Epigrammatisten verdammt, wird er zum Pasquillanten. Ich will seine Niederträchtigkeiten eben so wenig wiederhohlen, als des Lemnius seine. So viel aber muß ich sagen: was Lemnius hernach gegen Luthern ward, das ist Luther hier gegen den Churfürsten von Maynz. — — — Gott, was für eine schrekliche Lection für unsern Stolz! Wie tief erniedriget Zorn und Rache, auch den redlichsten, den heiligsten Mann! Aber, war ein minder heftiges Gemüthe geschickt, dasjenige auszuführen, was Luther ausführte? Gewiß, nein! Lassen Sie uns also jene weise Vorsicht bewundern, welche auch die Fehler ihrer Werkzeuge zu brauchen weis! — — Diese gedachte Schrift des Luthers ward gleich nach der Flucht des Lemnius angeschlagen, und zog seine öffentlichen gerichtlichen Vorladungen nach sich. Der Herr Prof. Kappe hat sie uns in dem dritten Theil seiner Nachlese aus einer Handschrift mitgetheilet.[1] Sie sind werth gelesen zu werden, und ein Paar Anmerkungen die ich sogleich darüber machen will, werden Ihnen Lust dazu erwecken. Die erste ist diese: man läßt das Verbrechen des Lemnius bloß darinne bestehen, daß er in seinen giftigen Versen viel ehrliche Leute von allerley Stande angegriffen habe. Es ist bekannt, daß damals Melanchthon alle akademische Anschläge besorgte, und auch in diesem[2] ist seine bekannte Behutsamkeit deutlich zu spüren. Er gedenkt der Lobsprüche des Churfürsten Albrechts, derentwegen Luther das meiste Lermen machte, mit keinem Worte. Noch vielweniger sagt er, daß Lemnius den Landesherrn angetastet habe. Zu beyden war er zu klug; jenes hätte einen blinden Haß verrathen; und dieses stand nicht zu erweisen. Meine zweyte Anmerkung wird Ihnen zeigen, daß man bey diesem Processe tumultuarisch verfahren. Lemnius wird nicht, wie gewöhnlich, zu drey verschiedenenmalen,[3] sondern gleich auf das erstemal peremptorie citirt, und der Termin, den man ihm setzt, sind acht Tage. Dieser Umstand, sollte ich meinen, verräth mehr eine Lust zu verdammen, als zu verhören. Lemnius erschien, wie man leicht denken kann, nicht, und ward also öffentlich

[1] mitgetheilt. [1753 ab. 1784] [2] diesen [1753 a] [3] verschiedenenmalen, [1753 ab. 1784]

contumacirt und seine Relegation ward auf den achten Tag darnach, als den[1] 3ten Julius, festgesetzt. In dem Anschlage, in welchem man ihn contumacirt, wird gesagt, man habe ihm in der Citation freygestellt, entweder selbst, oder durch einen Bevollmächtigten zu erscheinen. Allein dieses ist falsch; er wurde ausdrücklich in eigner Person vorgeladen, und es ist besonders, daß man sich auch nicht einmal so viel Zeit genommen hat, diese Kleinigkeit nachzusehen. Die Relegation ging also erwähnten Tages vor sich, und der Anschlag wodurch sie bekannt gemacht wurde, ist in so heftigen Ausdrücken abgefaßt, daß Lemnius nothwendig erbittert werden mußte. Er war von Wittenberg nach Halle, zu seinem Mäcen[2] dem[3] Albrecht[4] geflohen, und hier fand er vollkommene Freyheit, seine Feinde nach dem Sprichworte: Per quod quis peccat etc.[5] zu bestrafen. Die beyden ersten Bücher seiner Sinnschriften waren in Wittenberg verbrannt worden; er ließ sie also wieder auflegen, und fügte ein drittes Buch hinzu, worinn[6] er die Strafe, die er voraus empfangen hatte, recht reichlich zu verdienen suchte. Vogt sagt, diese zweyte Auflage sey in Basel gedruckt worden. Ich habe sie eben vor mir, kann aber nicht die geringste Spur davon entdecken, weil ich gar keinen Ort benennet[7] finde. Da ich des Hr. Vogts einmal gedacht habe, so merken Sie doch dieses von ihm, daß er auch einer von denen ist, welche, zum Nachtheile der Wahrheit, in der ersten Ausgabe Schmähungen wider den Churfürsten von Sachsen, wider Luthern und andre Wittenbergische Professores, finden. Luthers ist mit keinem Worte darinne gedacht, und was er in dem dritten Buche wider ihn hat, muß man durchaus nicht auf die Rechnung der zwey ersten schreiben, und also zur Ursache der Verbannung machen. Der Hr. Prof. Kappe beschreibet, in dem vierten Theile des angezognen Werks, beyde Ausgaben sehr sorgfältig; und ich verweise Sie dahin, um mich bey bekannten Sachen nicht aufzuhalten. Es thut mir aber leid, daß ich eben das von ihm sagen muß, was ich von dem Hrn. Vogt gesagt habe. Von der Apologie des Lemnius, welche nach dem dritten Buche heraus kam, werde ich gleichfalls nichts gedenken, weil sie Ihnen schon aus dem Schellhorn genugsam bekannt ist. Ich eile vielmehr auf den Hurenkrieg, wie ihn Matthesius

[1] dem [1753 ab. 1784] [2] Mäcenas [1753] [3] den [1753 ab. 1784] [4] Albertus [1753] [5] etc. [fehlt 1753 a. 1784] [6] worinne [1753 ab] [7] benennt [1753 ab. 1781]

nennt, und rühme mich im voraus, daß das, was ich davon sagen werde, durchaus neu seyn wird, weil Hr. Freytag und andre Bücherkenner einmüthig gestehen, daß von dieser Schrift, wovon sie auch nicht einmal den eigentlichen Titel wissen, überall ein tiefes Stillschweigen sey — — Spitzen Sie sich aber nur nicht umsonst, mein Herr. Ich werde Sie auf dieses Confect noch acht Tage warten lassen, und hier abbrechen — — Doch ich habe ja noch eine Hand breit Platz; warum soll ich diesen ledig lassen? — — Will mir denn geschwind nichts einfallen ob fugam vacui? Doch ja; ich will Ihnen noch sagen, daß man unter den Nichtswürdigkeiten des dritten Buchs auch noch hier und da eine artige Anekdote antrift. Diese zum Exempel, daß Erasmus den J. Jonas oratorem sine grammatica genennt hat. O ich bitte Sie, lassen Sie diesen Einfall nicht ins Vergessen gerathen; er ist allzuartig, und auch jetziger Zeit noch brauchbar. Besinnen Sie sich, wie wir vor einem Jahre über die Herrn[1] ** und ** lachten, wann sie mitten in ihrem oratorischen Feuer, bey Wendungen, die eines Cicero werth waren, den Donat vergessen zu haben schienen. Eine Maulschelle die der gute Priscian in einem Panegyrico bekam, ärgerte uns mehr, als Kenner die Maulschelle im Cid geärgert hat. Erlauben Sie mir also, wenn ich dieser Herren etwa einmal gegen Sie erwähnen sollte, daß ich den einen den — — schen, und den andern den — — schen oratorem sine grammatica nennen darf — — Nun habe ich Zeit zu schliessen, wenn ich meinen gehorsamen Diener noch ohne Abkürzung herbringen will. Ich bin ꝛc.[2]

Sechster Brief.

An ebendenselben.

Es ist mir lieb, daß Sie sich auf die Nachricht, die ich Ihnen von dem so genannten Hurenkriege geben werde, freuen. Es ist unwiedersprechlich, daß seine Seltenheit ausserordentlich ist, und daß man nichts davon weis, als das wenige, was Matthesius davon sagt. Lemnius drohte am Ende seiner Apologie im Voraus damit, und versprach die Greuel des wollüstigen[3] Wittenbergs auf das schrecklichste darinne aufzudecken. Er versicherte, daß er sehr wohl davon unter-

[1] Herren [1784] [2] Ich bin ꝛc. [fehlt 1784] [3] wollustigen [1753 a]

richtet wäre, weil er Zeit seines Aufenthalts in Wittenberg, vielen[1] Gesellschaften beygewohnet, in welchen er von dem und jenem dieses und jenes Hausgeheimniß erfahren hätte. Allein mit diesem Bekenntnisse hat er sich Schaden gethan, weil wahrhaftig das Geschwätze akademischer Wüstlinge, welches[2] ohne Zweifel seine Gesellschafter waren, eine schlechte Quelle der Wahrheit ist. Doch was bekümmerte er sich um die Wahrheit? Er suchte bloß seine Wiedersacher verhaßt zu machen. und ihnen Schimpf und Schande in einem weit reichlichern Maße, als er von ihnen bekommen hatte, wieder zuzumessen. Ich räume es Ihnen ein, daß er großmüthig würde gehandelt haben, wann er sich nicht zu rächen gesucht, sondern, in seine eigne Tugend eingehüllt, die Rechtfertigung der Nachwelt erwartet hätte. Doch wie vielen ist es gegeben so großmüthig zu handeln? Und gehören die Dichter unter diese wenigen? Selbst Horaz, der sich[3] gelassene Horaz, sagt: Dem sey der Himmel gnädig, der mich angreift!

Flebit, et insignis tota cantabitur Urbe.

Ein jeder wehrt sich womit er kann; der Wolf mit den Zähnen; der Ochse mit den Hörnern: und die Natur selbst lehrt es sie. Der erzürnte Cervius droht mit Gesetz und Urtheln, und die feindselige Canidia mit Gift:

Ut, quo quis valeat, suspectos terreat.

Soll der arme Dichter nur allein seine[4] Waffen nicht brauchen? Und sind die mit Geißeln bewafneten Satyrs, die ihnen Apoll zur Bedeckung gegeben, nicht das einzige, was sie noch ein wenig in Ansehen erhält? Noch besser würde es um sie stehen, wann das Lycambische Geheimniß nicht verlohren gegangen wäre, einen Feind durch Stichelreden so weit zu treiben, daß er aus Verzweiflung zum Stricke greifen muß. Ha! Ha! Meine Herrn Thoren, ich wollte alsdann den Wald sehen, in welchem nicht ein jeder Baum, wenigstens einen von Ihnen hätte reif werden lassen!

— — — — In malos asperrimus
Parata tollo cornua:

dachte also auch Lemnius, und wer weis ob wir nicht auch beyde eben so gedacht hätten? Lassen Sie uns auf keine Tugend stolz thun,

[1] viel [1753] [2] welche [1784] [3] [von Lachmann unnötiger Weise verändert in] sonst
[4] sein [1753]

die wir noch nicht haben zeigen können. Ein beleidigter Mensch ist ein Mensch; und ein beleidigter Poet[1] ist es gedoppelt. Die Rache ist süsse, und Sie sollen es gleich an einem kleinen Exempel sehen. Ich will hier meinen Brief schliessen, und Sie noch acht Tage auf mein Anekdoton[2] warten lassen. Und warum? — — Hat uns doch ihre Mademoisell Schwester schon dreymal acht Tage vergebens auf ihren Besuch warten lassen. Aber, werden Sie sagen, was geht mich meine Schwester an? — — Aber hören Sie es denn nicht, daß ich mich rächen will? Leben Sie wohl!

Siebender Brief.

An ebendenselben.

Sehen Sie, mein Herr, daß Sie noch rachgieriger sind als ich? Ich wollte nichts als eine Verzögrung[3] mit der andern vergelten; Sie aber bestrafen meine Neckerey durch die boshafteste Auslegung, die nur kann erdacht werden. Ich lasse Sie auf meinen Hurenkrieg warten, weil uns Ihre Jungfer Schwester auf ihren Besuch warten läßt. Ein artig Compliment! setzen Sie hinzu; und Sie haben recht. So geht es einem Pedanten, wenn er galant thun will. Aber wo Sie diese Anmerkung nicht bey sich behalten haben, und wo Sie mich noch weiblichen Spötterey deswegen aussetzen; so sehen Sie sich vor! Doch vielleicht drohen Sie mir nur, um einem längern Aufschube vorzubauen, und Ihre schon beleidigte Neubegierde vor fernern Beleidigungen zu sichern. Wenn das ist, so mag es seyn. Es wird mir ohnedem zur Last, eine besondre Nachricht länger alleine[4] zu wissen, und Sie würden sie nunmehr lesen müssen, wenn Sie auch keine Lust dazu hätten — — Unser Hurenkrieg also ist eine kleine Schrift in Octav auf drey Bogen, und hat folgende Aufschrift: Lutii Pisaei Juvenalis Monachopornomachia. Wo und wann sie gedruckt worden, finde ich anders nicht, als mit den Worten: Datum ex Achaia Olympiade nona. welche gleichfalls auf dem Titel stehen, angemerkt. Schon hieraus sehen Sie, daß sie M a t t h e s i u s selbst vielleicht nicht gesehen hat, weil er sie schlechtweg den H u r e n k r i e g nennet, anstatt daß er

[1] Poete [1753] [2] mein Anekdoten [1753] meine Anekdoten [1784] [3] Verzögerung [1784]
[4] allein [so regelmäßig 1784]

sie den Mönchshurenkrieg hätte nennen sollen. Diese Aufschrift, sollte ich meinen, und der Zusatz des Matthesius, daß es eine Schandschrift wider den heiligen Ehestand, und besonders wider die Ehe der Priester sey, wird Ihnen den Innhalt ungefehr errathen lassen; eben wie Sie aus der Erbitterung des Lemnius, ungefehr auf den Ton und den Ausdruck werden schliessen können. Schon die Zueignung, welche an Luthern gerichtet ist, könnte schwerlich giftiger seyn: Ad celeberrimum, et famosissimum Dominum, Dominum Doctorem Lutherum, sacrarum ceremoniarum renovatorem, causarum forensium administratorem, Archiepiscopum Witebergensem, et totius Saxoniae Primatem, per Germaniam Prophetam. Den Vorwurf den er ihm hier unter andern wegen der gerichtlichen Angelegenheiten macht, in die er sich, anmaßlicher Weise, gemischt habe, diesen, sage ich, hat Lemnius in seiner Apologie nach seiner Art bewiesen, durch ein Paar schändliche Erzählungen nehmlich, die mir das Zeichen der Erdichtung gleich an der Stirne zu tragen scheinen. In einer davon will er uns unter andern bereden, daß Luther[1] durch eine gewisse sträfliche Handlung zu dem bekannten Sprüchworte: Hier liegt der Hund begraben, Gelegenheit gegeben habe. Doch davon ein andermal, damit wir von der Monachopornomachie nicht zu weit abkommen. Ihnen in wenig Worten einen Begrif davon zu machen, muß ich sagen, daß sie eine Art einer Komödie ist; ich sage eine Art, und noch dazu eine der allerschlechtesten Arten: oder sollte ich sie nicht vielmehr einen Mischmasch unzüchtiger Gespräche nennen, die ungefehr den Schein einer Verbindung haben? Die Personen, welche darinne aufgeführet[2] werden, sind: Venus, die Liebesgötter, der Gott verbothner Ehen, Luther, Jonas, Spalatin,[3] die Weiber dieser drey Männer, Catta, Elsa und Jutta, einige Freunde des Luthers, verschiedene[4] Liebhaber der benannten drey Matronen und andre Nebenpersonen; wie es denn der Dichter auch nicht an ein paar Chören hat fehlen lassen. Die Handlung läuft ungefehr dahinaus: Anfangs sucht[5] sich Luther von seiner Käthe, die er schon im Kloster unter Versprechung der Ehe, soll gebraucht haben, auf alle mögliche Art los zu machen. Doch da er eben am eifrigsten daran arbeitet, und schon im Begrif

[1] Lutherus [1753] [2] aufgeführt [1753 ab. 1784] [3] Spalatinus, [1753] [4] verschiedne [1753a. 1784] [5] suchte [1753c]

ist, eine andre zu heyrathen, kömmt ihm seine alte Liebste aus dem Kloster über den Hals, und weis ihn so feste zu fassen, daß er sie nothwendig zur Frau nehmen muß. Als seine Freunde, Jonas und Spalatin[1] dieses sehen, wollen sie ihn in der Schande nicht alleine stecken lassen, sondern nehmen ein jeder eine von den geistlichen Nymphen, welche Käthe aus ihrem Kloster mit gebracht hatte. Doch alle dreye finden ihre Männer hernach ziemlich ohnmächtig, so daß sie sich nothwendig auf auswärtige Kost befleißigen müssen. Hier findet Lemnius Gelegenheit die Frau des Spalatin[1] sein mit dem Worte Spado spielen zu lassen, und durchaus solche Dinge anzubringen, welche Aergerniß und Eckel erwecken. Die kleinen Gedichte, welche an der Bildseule des Priapus sollen gestanden haben, sind bey weiten nicht so schmutzig, und ungleich sinnreicher. Ich glaube nicht, daß Sie mir es zumuthen, etwas daraus anzuführen: damit Sie aber doch nur einigermassen urtheilen können, so will ich Ihnen die Anrede an Luthern, welche gleich auf die oben angeführten Worte folgt, abschreiben. Wann sie Ihnen ihrer eignen Schönheiten wegen nicht gefallen will, so bedenken Sie nur, daß sie aus einer, mit dem Herrn Janotzky zu reden, ganz entsetzlich raren Schrift genommen ist, vielleicht gefällt sie Ihnen alsdann besser. Denn an dem raren, mein Gott! muß doch wohl etwas seyn.

Ad Lutherum.

Pacis pernities, et causa Luthere tumultus,
O et Saxonicae perfide Praeses aquae,
Qui regis indoctum fallax sine jure popellum,
Quique tuo clarum crimine reddis opus,
Saxonicasque tenes urbes, et cogis ad arma,
Et tibi Leucorium subjicis ipse tuum.
Qui vacuos culpa damnas, solvisque nocentes,
Quique reos falsa judicis arte premis,
Persequerisque pios insigni fraude poetas,
Et qui castalias pellis ab urbe Deas;
Qui toties captos jugulasti mille colonos,
Et toties reparas horrida bella manu;

[1] Spalatinus [1753]

Cujus et auspiciis sudarunt sanguine fossae,
  Et rubeos fluctus unda cruenta dedit,
Ac toties patriis arserunt ignibus arces,
  Pertulit et tantum Teutonis ora malum!
Si tibi paulisper cessant convitia linguae,
  Et vacat a cunno mentula forte tua,
Accipe non laeto precor haec mea carmina vultu.
  Quosque dedit lusus Pieris ipsa lege.
Tristia cum dederint nostrae solatia Musae,
  Et poterint versus displicuisse mei;
Tum meliora tibi, tum candida crimina nosces,
  Incertusque leges pignora chara tua.

Ich will es einem neuen Cochläo überlassen, alle diese Vorwürfe durch nöthige Erdichtungen, wann er keine wahrhafte Begebenheiten finden kann, zu unterstützen. Ich begnüge mich, Ihnen meinen Abscheu gegen solch lüderliches Zeug zu bezeigen, und zu versichern, daß dieses noch das allerzüchtigste ist, was ich aus den ganzen drey Bogen habe aussuchen können. Es ist aber auch nur der Anfang, von welchem man, in Ansehung des Endes, noch mit Recht sagen könnte:

Desinit in piscem mulier formosa superne.

Dieses Ende ist ein Chor von Babyloniern, und fängt sich folgender Gestalt an:

Lusus, delitias, Cupidinesque
Et cunnos dedimus, vale Luthere,
Appelles aliter licet Luthere.
Refert nempe parum, nihilque refert.
Seu dicas veteris dies Priapi,
Seu festum vocites tibi Lupercal,
Seu floralia, quae semel Catoni
Olim visa fuere — — —

Doch ich komme wieder in das Abschreiben, und bedenke nicht, mit was für Niederträchtigkeiten ich mir diese Mühe gebe; ich habe nur immer bloß ihre Seltenheit vor Augen. Kurz vor dieser Stelle wird noch ein gewisser Valens von Bibra, als der Liebhaber der Käthe, eingeführt. Ich vermuthe, daß er ein Tischgenosse wenigstens ein Hausgenosse des Luthers gewesen ist, von welchen, wenn ich nicht irre,

Götze[1] eine historische Dissertation geschrieben hat. Ich habe sie zwar vor langer Zeit einmal gelesen, ich kann mich aber nicht besinnen, diesen Namen darinne bemerkt zu haben. Ey! Ey! Wie wird die gute Käthe geschmäht[2] haben! Man sagt ihr ohnedem nach, daß sie ein wenig stolz und unleidlich gewesen sey. Und wenn — — — Eben jetzt überfällt mich unser gemeinschaftlicher Freund, Herr B**. Die Freude über einen so seltnen Besuch macht, daß ich nicht einmal den angefangenen Perioden ausschreiben kann. Ich habe alles vergessen. Trösten Sie sich nur; es wird nicht viel besonders gewesen seyn. Wir empfehlen uns beyde Ihrer Freundschaft. O wie wollen wir schwatzen! Leben Sie wohl. Ich bin ꝛc.[3]

Achter Brief.

An ebendenselben.

Sie hatten Ihrem letzten Briefe des Herrn Walchs Geschichte der Catharina von Bora beygelegt; und ich merke gar wohl, warum? Der Schluß meines vorigen Schreibens ist Ihnen anstößig gewesen, und Sie haben das Andenken dieser rechtschafnen Frau bey mir nicht besser zu retten gewußt. Ob Sie es nun gleich nicht nöthig gehabt hätten, so muß ich Ihnen doch für die Mittheilung dieses Werks den verbindlichsten Dank abstatten, weil ich kein gemeines Vergnügen dabey gefunden habe. Und nothwendig muß es allen[4] denjenigen sehr angenehm seyn, welche auch Kleinigkeiten und häußliche Umstände von grossen Männern zu wissen begierig sind, weil diese auf ihren Charakter oft ein grösseres Licht werfen, als alles das, was sie vor den Augen der Welt verrichtet haben. Luther aber, welches Bekenntniß ich Ihnen schon mehr als einmal gethan,[5] gehört in der That unter die grossen Männer, man mag ihn auf einer Seite betrachten auf welcher man will; und das Leben seiner Frau beschreiben, heißt ihn auf derjenigen Seite bekannt machen, auf der ihn wenige kennen, und welche auch bey den größten Helden gemeiniglich die schwächste ist. Wären alle die Beschuldigungen wahr, welche seine Feinde der Catharina von Bora machen, so müßte die Liebe über Luthern allzuviele

[1] Göz [1784] [2] geschimpft [1753] [3] Ich bin ꝛc. fehlt 1784] [4] [Vgl. zum Folgenden die zum Teil wörtlich damit übereinstimmende Anzeige des Walchischen Buches in den „Critischen Nachrichten", oben Bd. IV, S. 209 ff.] [5] gethan habe, [1753]

und allzuschimpfliche Macht gehabt haben, wann er das liederlichste Weibsbild so zärtlich geliebt hätte, als er in der That seine Frau geliebt hat. Wegen ihrer Herrschsucht ist ihr Gedächtniß am meisten angefeindet worden, und ich selbst kann sie noch nicht recht davon frey sprechen, ob ich gleich bekenne, daß Herr Walch alles gesagt hat, was man nur immer zu ihrer Rettung sagen kann. Er hat vieles beantwortet; ein Zeugniß aber hat er gleichwohl nicht beantwortet, vielleicht weil es ihm nicht bekannt gewesen. Dieses Zeugniß schreibt sich von einem Manne her, welcher unter die Feinde unsers Luthers nicht gehört, von dem Henricus Stephanus[1] nehmlich, unter dessen Gedichten man ein Eprigramm[2] findet, von welchem ich allezeit geglaubt habe, daß es eine kleine Verspottung des unter der Herrschaft seiner Frau stehenden Reformators seyn solle. Ich wollte wünschen, daß es ihm bekannt gewesen wäre, um zu erfahren, was man darauf antworten könne. Vielleicht fällt Ihnen, mein Herr, eine Antwort ein; Ihnen, dessen Einbildungskraft immer gegenwärtig ist. Hier haben Sie es:

De Cornelio.

Uxorem vocitat *Dominam* Cornelius, illa
  Increpat ut famulum, verberat ut famulum.
Obsignat sic verba sui *Katharina* mariti,
  Nec vanum titulum quem gerit, esse docet,
Sed contra, ejus habent haec quantum *verbera pondus*,
  Tantum verba sui pondus habere viri.

Ich bringe hier auf dreyerley. Erstlich ist es bekannt, daß Luther seine Frau nicht nur seine Dominam, sondern wohl gar im Scherze seinen Dominum genennet hat. Zweytens, hätte Stephanus[3] nicht die Catharina von Bora im Sinne gehabt, so wüßte ich nicht, warum er gleichwohl diesen Namen gebraucht, da er sonst durchgängig in seinen Sinnschriften lateinische Namen, und sonderlich die Namen des Martials braucht. Drittens: auf wen kann der Schluß: „so viel Nachdruck die Schläge der Frau hatten, so viel Nachdruck „hatten die Worte des Mannes," besser gedeutet werden, als auf Luthern, den durchdringenden Redner? Wann Sie, mein Herr, auf diese drey Puncte etwas zu antworten wissen, so thun Sie es bey Zeiten; denn wahrhaftig ich bin es nunmehr bald satt, Ihnen von

[1] Heinrich Stephan [1784]   [2] Epigramma [1753]   [3] Stephan [1784]

nichts als von Luthern, und von Dingen die Luthern angehen, zu schreiben. Meine Nachricht vom Lemnius[1] können Sie in Ihrem Werke nach Belieben brauchen, aber es versteht sich, ohne mich zu nennen. Die Lücken derselben zu füllen, dürfen Sie nur nachschlagen, was ausser den angeführten Schriftstellern, Simmler, Crusius in dem Leben des Sabinus, Camerarius in dem Leben des Melanchthons, Wimmerus in dem Leben des Pontanus, und was Borrichius von ihm haben. Ich bin ꝛc. W** 1752.

Neunter[2] Brief.

An den Herrn G.

Ich habe die gekrönte Rede des Herrn Rousseau gelesen. Ich finde sehr viel erhabne Gesinnungen darinne, und eine männliche Beredsamkeit. Die Waffen, mit welchen er die Künste und Wissenschaften bestürmet, sind zwar nicht allezeit die stärksten: gleichwohl weis ich nicht, was[3] man für eine heimliche Ehrfurcht für einen Mann empfindet, welcher der Tugend, gegen alle gebilligte Vorurtheile das Wort redet, auch sogar alsdann, wenn er zu weit gehet. Man könnte verschiednes gegen ihn einwenden. Man könnte sagen, daß die Aufnahme der Wissenschaften und der Verfall der Sitten und des Staats zwey Sachen sind, welche einander begleiten, ohne die Ursache und Wirkung von einander zu seyn. Alles hat in der Welt seinen gewissen Zeitpunkt. Ein Staat wächset, bis er diesen erreicht hat; und so lange er wächset, wachsen auch Künste und Wissenschaften mit ihm. Stürzt er also, so stürzt er nicht deswegen, weil ihn diese untergraben; sondern weil nichts eines immerwährenden Wachsthums fähig ist, und weil er nunmehr eben den Gipfel erreicht hatte, von welchem er mit einer ungleich grössern Geschwindigkeit wieder abnehmen sollte, als er gestiegen war. Alle grosse Gebäude verfallen mit der Zeit, sie mögen mit Kunst und Zierrathen, oder ohne Kunst und Zierrathen gebaut seyn. Es ist wahr, das witzige Athen ist hin; aber das tugendhafte Sparta, ist es nicht auch hin? — — Ferner könnte man sagen, wenn die kriegrischen Eigenschaften, durch die Gemeinmachung der Wissenschaften verschwinden,

[1] von Lemnio [1753] [2] [In Folge der veränderten Anordnung sind dieser und die folgenden Briefe 1785 auch anders numeriert] [3] [Vgl. zum Folgenden den fast wörtlich damit übereinstimmenden Abschnitt im „Neuesten aus dem Reiche des Witzes" vom April 1751, oben Bd. IV, S. 394 f.]

so ist es noch die Frage, ob wir es für ein Glück oder für ein Unglück zu halten haben? Sind wir deswegen auf der Welt, daß wir uns unter einander umbringen sollen? Und wenn ja den strengen Sitten die Künste und Wissenschaften nachtheilig sind, so sind sie es nicht durch sich selbst, sondern durch diejenigen, welche sie mißbrauchen. Ist die Mahlerey deswegen zu verwerfen, weil sie der und jener[1] Meister zu verführerischen Gegenständen anwendet? Ist die Dichtkunst deswegen nicht hochzuachten, weil einige Dichter ihre Harmonieen durch Unkeuschheiten entheiligen? Die Künste sind das, wozu wir sie machen wollen. Es liegt nur an uns, wann sie uns schädlich sind — — Kurz, Herr Rousseau hat Unrecht; aber ich weis keinen der es mit mehrerer Vernunft gehabt hätte. Ich bin ꝛc. B**. 1751.

Zehnter Brief.

An den Herrn D.

Sie haben sich an das Meisterstück des Virgils gemacht. Eher getraute[2] ich mir eine zweyte Aeneis zu machen, als seine Georgica gut zu übersetzen. Ich getraue mir das erste nicht, sondern ich vergleiche nur Unmöglichkeiten mit Unmöglichkeiten. Wann Sie aber hieraus schliessen, daß ich von Ihrer Arbeit nichts halte, so schliessen Sie falsch. Schliessen Sie vielmehr das Gegentheil aus den unzähligen Anmerkungen, die ich an den Rand Ihrer Uebersetzung geschrieben habe. Ich will nicht sagen, daß ich nicht vielleicht ein gleiches würde gethan haben, wenn sie auch ganz und gar nichts taugte. Allein ich würde es sparsamer; ich würde es in einem ganz andern Tone gethan haben. Vielleicht wäre mir eben die Bosheit beygefallen, deren sich Hr. S. gegen den guten O** bediente. Dieser hatte ihm eine Ode zu beurtheilen überschickt. Wissen Sie was Hr. S. that? Die wenigen guten Stellen, die er darinne fand, strich er aus, und ersetzte sie mit andern, welche in das schlechte Ganze besser paßten — — Eine von meinen Anmerkungen muß ich noch in den Brief werfen, weil sie auf dem Rande nicht Platz hat. Wenn Virgil den Neptun anruft:

Tuque o, cui prima frementem
Fudit equum magno tellus percussa tridenti,
Neptune etc.

[1] jener [1751; vgl. oben Bd. IV, S. 394] jene [1753, 1785]   [2] getraue [1753 c]

So übersetzen Sie diese Zeilen, wie sie die meisten Kunstrichter übersetzt wissen wollen; prima tellus ist Ihnen Griechenland. Andre verstehen darunter die neuerschafene Erde: andre das Ufer. Daß sich diese Herren insgesammt geirrt haben, wundert mich nicht; denn was fehlt ihnen öftrer als Geschmack und Bekanntschaft mit den poetischen Schönheiten? Allein, daß Sie sich, mit ihnen, irren: das wundert mich. Ich finde hier nichts als die Versetzung der Beywörter; eine den Dichtern sehr gewöhnliche Figur. Neptuno equum fudit prima tellus ist eben das, als wenn Virgil gesetzt hätte: tellus Neptuno primum fudit equum. Die Richtigkeit meiner Erklärung wird Ihnen vermuthlich so gleich in die Augen fallen. Wollen Sie eine gleichlautende Stelle, die ich anstatt eines Beweises anführen kann, so besinne ich mich, daß Horaz irgendwo sagt:

Cum prorepserunt *primis* animalia *terris*,
Mutum et turpe pecus etc.

Verzeihen Sie es meiner Faulheit, daß sie Ihre Faulheit keiner Mühe überheben, und diesen Ort nicht genauer nachschlagen will. Ich bin *rc.*
W** 1752.

Eilfter Brief.

An den Herrn D.

Ja; es ist wahr, was Ihnen unser Freund von einem weitläuftigen Gedichte über die Mehrheit der Welten, welches er, wie ich mich erinnere, vor länger als sechs Jahren bey mir gesehen, erzehlt hat. Es war einer von meinen allerersten Versuchen in der Dichtkunst, den ich noch bis jetzt blos aus der Absicht aufhebe, aus welcher andre einen Schuh oder Strumpf, den sie in der Kindheit getragen, aufzuheben pflegen. So schwach ich auch noch jetzt bin, so kann mir doch die Betrachtung, daß ich einmal noch schwächer gewesen, nicht anders als angenehm seyn. Die neue Theorie des Whistons, und des Hugens Kosmotheoros, hatten damals meine Einbildungskraft mit Begriffen und Bildern erfüllt, die mir desto reitzender schienen, je neuer sie waren. So viel sahe ich, daß sie einer poetischen Einkleidung fähiger, als irgend eine andre philosophische Materie seyn müßten. Allein die Kunst sie zu bearbeiten, fehlte mir. Ich wußte nicht wie sich abstracte Wahrheiten durch Erdichtungen sinnlich machen liessen, noch vielweniger wie

man trocknen Betrachtungen das lachende Ansehen scherzhafter Einfälle geben könne. Ich reimte also meine Gedanken nach einer ziemlich mathematischen Methode; hier und da ein Gleichniß; hier und da eine kleine Ausschweifung; das war alles poetische, was ich dabey anbrachte. Urtheilen Sie also, wie beschämt ich einige Zeit darauf ward, als ich die Gespräche des Herrn von Fontenelle in die Hände bekam, die ich vorher nur dem Namen nach gekannt hatte. Die Augen gingen mir auf einmal auf, und aus dem Leben, welches er, als ein prosaischer Schriftsteller, seinem Vortrage gegeben hatte, schloß ich auf dasjenige, welches ich, als ein angemaßter Dichter, dem meinigen hätte geben sollen. Mein stolzer Anfang war nunmehr dasjenige, was ich nicht mehr ohne eine bittre Spötterey über mich selbst ansehen konnte.[1]

Ihr niedern Töne schweigt! Von Pracht und Glanz entzücket,
Sey ich zum Sternen jetzt mir und der Welt entrücket.
Ein dichtungswürdgrer Stof, als Liebe Scherz und Wein,
Soll, voll von kühner Glut, des Liedes Innhalt seyn.

Ey, dachte ich, du hast deiner Entzückung, deiner kühnen Glut vortreflich viel Ehre gemacht! Unterdessen schien es doch, als wenn ich mein Unglück vorhergesehen hätte; denn ich schloß meinen Eingang:

Beherzter als Columb, tret ich den Luftweg an,
Wo leichter als zur See die Kühnheit scheitern kann.
Mag doch die Sinnlichkeit des frommen Frevels fluchen!
Genug, die scheitern schön, die scheiternd Welten suchen.

Der erste Gesang handelte von dem Betruge der Sinnen, und ich muß mir die Schmeicheley machen, daß ich noch jezt verschiedenes[2] davon ziemlich erträglich ausgedruckt, und mit eignen Gleichnissen unterstützt finde. Ich rechne dahin folgende Stelle, so viel matte Zeilen sie auch hat.

Das Auge, wann sein Netz der Sachen Abdruck rührt, 2c.[3]

Sie sehen wohl, daß ich es damals noch nicht wissen mußte, wenn ich es anders jetzo[4] weis, was die Gedanken zusammenziehen heißt. Ich will Ihnen noch eine Stelle hersetzen, und in diesem Geschmacke müssen Sie sich das übrige alles vorstellen. In dem zweyten Gesange komm ich beyläufig auf die Geschichte der Sternkunde:

Was in der jungen Welt, bey heller Nächte Stunden, 2c.[5]

---

[1] [Vgl. zum Folgenden Bd. I, S. 271 ff.] [2] verschiednes [1785] [3] [Vgl. Bd. I, S. 272, V. 9—26] [4] jezt [1785] [5] [Vgl. Bd. I, S. 272 f., V. 27—44]

In dem dritten Gesange, wo ich das Lächerliche des Ptolemäischen Weltbaues beschreiben wollte, fing ich meine Beschreibung also an:

Dich, Pöbel, ruf ich hier zu meinem Beystand an, ꝛc.[1]

Wird Ihnen nun[2] bald die Lust vergehen, ein Ganzes sehen zu wollen, das aus so schlechten Theilen besteht? Doch Sie sollen es nunmehr, zu Ihrer Bestrafung sollen Sie es nunmehr sehen. Ja, um Sie recht zu martern, will ich es Ihnen selbst vorlesen. Wagen Sie es nur, und kommen Sie nach der Stadt. Doch wahrhaftig, Sie könnten meine Drohung für Ernst aufnehmen. Sie könnten wohl gar nunmehr noch einen Monat länger auf dem Lande bleiben. Um des Himmels willen, nein! Ich will Ihnen gern[3] nichts vorlesen; ich will gern[3] den Ruhm nicht verlieren, daß ich wenigstens diese Thorheit eines Poeten weniger besitze. Kommen Sie nur. Ich bin ꝛc. W** 1752.

Zwölfter Brief.

An den Herrn A**

Endlich habe ich Ihnen gefolgt, und bin gestern in dem Nicolinischen Schauplatze gewesen. Es hat mir so wohl darinne gefallen, daß ich niemals wieder hinein kommen werde. Was für ein sinnreicher Mann ist Nicolini! Uns seine kleine Affen unter dem Namen Pantomimen aufzudringen! Ich bewundre ihn; und er ist es werth, daß er seine Absicht erreicht hat, da er sich auf eine so anlockende Art die Neugierigkeit und den läppischen Geschmack unsrer Zeiten zinsbar zu machen weis. Ich glaubte vom Himmel zu fallen, als ich Männer vor seiner[4] Bühne antraf, die ich sonst nicht anders als mit Ehrerbietung genennt habe. Und als ich Gesichter durch ein unanständiges Lachen sich verzerren sahe, von welchen ich geschworen hätte, daß sie Areopagiten zugehören müßten; wahrhaftig so schämte ich mich, weil sie sich nicht schämen wollten. Ich verkroch mich hinter einen grossen Officier, welcher vor mir stand, und sagte mehr als einmal:

Der kleine Narre spielt; die grossen sehen zu.

Allein, ich sagte es ganz sachte, müssen Sie wissen; denn ausser dem Officier hatte ich noch einen bärtigen Husaren zum Nachbar. Und so

[1] [Vgl. Bd. 1, S. 273, V. 45—56] [2] nur [1753 ab] [3] gerne [1753 ab. 1785] [4] seine [1753 a. 1785]

gar eifrig bin ich für den guten Geschmack nicht, daß ich mir seinetwegen den Hals wollte brechen lassen. Sie aber, mein Herr, der Sie kein Husar sind, wissen Sie, daß Sie mit mir Händel bekommen werden, wann Sie nicht beykommendes Buch von einem Ende zum andern durchlesen? Calliachius wird Ihnen zeigen, daß die Pantomimen der Alten ganz andre[1] Pantomimen waren. Bemerken Sie sonderlich die Stellen, welche ich angestrichen habe. Ueber diese wollen wir heute den ganzen Abend plaudern, wenn[2] Sie nicht lieber wieder bey Ihren stummen Gesellschaftern seyn wollen. „Stumm?" werden Sie sagen. „Wenigstens ist es die kleine Nicolini nicht." Sie haben recht: denn diese hat ihren Mund in den Augen. Ich bin rc. L** 1747.

Dreyzehnter Brief.

An den Herrn D**[3]

Die Natur weis nichts von dem verhaßten Unterscheide,[4] den die Menschen unter sich fest gesetzt haben. Sie theilet die Eigenschaften des Herzens aus, ohne den Edeln und den Reichen vorzuziehen, und es scheinet[5] sogar, als ob die natürlichen Empfindungen bey gemeinen Leuten stärker, als bey andern, wären. Gütige Natur, wie beneidenswürdig schadlos hältst du sie wegen der nichtigen Scheingüter, womit du die Kinder des Glücks abspeisest! Ein fühlbar Herz — — wie unschätzbar ist es! Es macht unser Glück, auch alsdann wann[6] es unser Unglück zu machen scheinet[7] — —

Was sind das für Betrachtungen, werden Sie sagen, und mit was für einem Briefe drohen Sie mir? Es sind Betrachtungen, welche ich heute bey Lesung einer englischen Monatsschrift gehabt habe, wo ich eine Erzehlung fand, die mich auf eine zwar traurige, aber doch so angenehme Art rührte, daß ich mich wider unsre Freundschaft versündigen würde, wann ich Sie an diesen Rührungen nicht wollte Antheil nehmen lassen. Hören Sie also; meine Geschichte ist der Triumph der väterlichen Liebe und mein Held heißt Jacob Tomms —

Nichts kann eingeschränkter seyn, als der Verstand dieses Mannes,

---

[1] ander [1753 a] andere [1785]   [2] wann [1753 ab. 1785]   [3] [Zuerst gedruckt in der Berlinischen privilegirten Zeitung 1751 (84. Stück. Donnerstag, den 15. Jul.) unter dem Titel] Die väterliche Liebe.   [4] Unterschiede, [1751. 1753 c]   [5] scheint [1753 ab. 1785]   [6] wenn [1751]
[7] scheint. [1751. Statt des folgenden Absatzes steht hier nur:] Die Geschichte des Jacob Tomms sey mein Beweis.

und nichts erhabener[1] als seine Empfindungen. Nicht lange bedacht! — — Und wenn[2] mich alle Orakel für den Weisesten erkläret[3] hätten; wäre es möglich, ich würde den Ruhm des Empfindsamsten[4] mit Verlust aller meiner Weisheit dafür eintauschen. — — Jacob Tomms war arm; er empfand seine[5] Armuth vierfach härter; denn er hatte ein Weib und drey Kinder, die er mit Verkaufung weniger Gartenfrüchte kümmerlich erhielt. Er hatte mit einem reichen Manne einen kleinen Vergleich gemacht, welcher ihm wöchentlich eine gewisse Menge derselben aus seinem Garten zukommen ließ, und erst mit Ausgang der Woche das Geld von ihm verlangte — — Wie großmüthig, ohne Zweifel, schien sich der reiche Mann zu seyn! Einem ehrlichen Manne[6] sieben ganzer Tage zu borgen! Wo es ihm nur nicht bald reuet, so viel gewagt zu haben — — Jacob Tomms hatte lange Zeit die vorgeschoßnen Früchte genau abgezahlt, als sein Weib und seine älteste Tochter plötzlich krank wurden. Dieser Zufall setzte ihn in die Unmöglichkeit seinem Vertrage nachzukommen, und am Ende der andern Woche sahe[7] er sich in der Schuld einer unermäßlichen Summe von dreyßig und einem[8] halben Groschen stecken. Der Reiche glaubte seinem Ruine nahe zu seyn, und voller Zorn begab er sich zu seinem Schuldner. Das erste war, daß er ihm ferner die nöthigen Früchte, zu Fortsetzung seines kleinen Handels, vorzuschiessen versagte. Das andre, daß er ihm einen Befehl zeigte, ihn in Verhaft nehmen zu lassen, wann er ihn nicht auf der Stelle, wegen der dreyßig und einem[8] halben Groschen befriedigte. Ungefehr mochte Tomms noch so viel haben, allein das war es auch alles, was er hatte. Er warf sich zu den Füssen des Reichen; Er stellte ihm vor, an diesen dreyßig und einem[8] halben Groschen hange[9] seines Weibes und seiner Kinder Leben; er müsse seinen kleinen Kram damit unterhalten rc. Er erbot sich, alle Wochen sechs[10] Groschen abzutragen. Er zeigte ihm sein Weib, und seine älteste Tochter, welche eben in der Hitze des Fiebers auf ein wenig Stroh[11] lagen. Er zeigte ihm die zwey andern kleinen Kinder, denen er nicht einen Bissen Brod würde geben können. Umsonst, der Reiche blieb unbewegt — — Ihr seyd alle Schelme, sagte er, wenn ihr Geld habt,

[1] erhabner [1751] [2] wann [1751] [3] erklärt [1751] [4] Empfindlichsten [1751. 1753] [5] sein [1753] [6] Einem ehrlichen Armen [1751] [7] sah [1751] [8] dreyzehn und einen [1751] [9] hinge [1751] [10] drey [1751] [11] Strohe [1751]

so besauft ihr euch — — Ich will durchaus nicht länger warten — — In diesem Tone fuhr er eine Zeit lang fort, bis ein großmüthiger Unwille in unserm Tomms endlich die Empfindung seines Unglücks unterdrückte. Nu da! sagte er, indem er aus allen Näten seiner Taschen die kleine Schuld zusammensuchte. Der Reiche strich sie ein, und ging fort. Tomms verfolgte ihn mit einem Blicke, — — mit dem ein tugendhafter Arme[1] meinen ärgsten Feind verfolge! Wüßte ich mich grausamer zu rächen? — — Kaum warf er seine Augen wieder auf sein unglückseliges Geschlecht,[2] als er in Thränen zerfloß. Bald aber hemmte sie die stille und finstre Verzweiflung. Seine Frau verlangte einige Erquickung; seine Kinder verlangten Brod — — „Ihr sollt „Brod haben, meine Kinder, sagte er; ihr sollt haben. Zwar wird „es euerm[3] Vater theuer zu stehen kommen." — — Hier besann er sich, daß sich das Kirchspiel der Waisen annehme. Auf einmal war sein Entschluß gefaßt. Meine Kinder zu versorgen, dachte er, muß ich ihnen den Vater nehmen, der ihnen kein Brod mehr geben kann. Er begab sich in einen[4] kleinen Verschlag neben der Stube, wo er seine Gartenfrüchte zu stehen hatte, fest entschlossen zu sterben. Einige Augenblicke hielt ihn die Betrachtung seiner Seligkeit zurück[5] — — „Hätte „ich doch nie von jenem Leben etwas gewußt! — — Wie leicht[6] würde „es mir werden, meinen Kindern Brod zu schaffen! Ich thue vielleicht nicht recht, aber kann ich besser thun?" — Er fing an zu beten und schloß in der Einfalt seines Herzens: „Lieber Gott, setze dich an meine „Stelle; ich weis, du würdest[7] eben das thun." — Mit diesen Gedanken bewafnet legte er sich den Strick um den Hals; in den heftigen Bewegungen aber, die[8] er dabey machte, hörte die Nachbarin die starken Stöße, die[8] er gegen die Wand that. Sie frühstückte gleich, und kam also mit dem[9] Messer in der Hand herzugelauffen, in der[10] Meinung es sey ihrer kranken Nachbarin etwas zu gestossen. Sie fand diese Frau in der äussersten Unruhe wegen dieses[11] Tumults, den[12] sie gleichfalls gehört hatte; und als sie auf ihr Ersuchen in den Verschlag ging, sahe sie den unglücklichen Tomms, welcher vielleicht kaum noch einige Minuten zu leben hatte. Sie stürzte sich[13] auf ihn zu, schnitt den Strick

---

[1] Armer [1751] [2] Geschlechte, [1751] [3] eurem [1751] [4] den [1751] [5] zurücke [1751] [6] leichte [1751] [7] wirst [1751. 1753 ab. 1785] [8] welche [1751] [9] ihrem [1751] [10] der [fehlt 1751 und 1753] [11] des [1751] [12] welchen [1751] [13] sich [fehlt 1751]

ab, und brachte ihn mit Hülfe der Kranken, welche auf ihr Geschrey herbey gekommen war, sterbend auf das Lager. Man ließ ihm zur Ader, und Tomms kam wieder zu sich. Doch die Scham über sein mißlungenes[1] Unternehmen, und die Furcht des Vorwurfs[2] hätten ihn gewiß in eine neue Verzweiflung gestürzt, wenn[3] sich der Graf von G * *, welchem sein Bedienter diesen traurigen Zufall erzehlt hatte, nicht in das[4] Mittel geschlagen hätte. Er ließ unsern Tomms zu sich kommen; er verwies ihm auf eine leutseelige Art sein Verbrechen, und setzte ihn in Umstände, in welchen[5] seine natürliche Liebe eine so harte Probe niemals wieder wird aushalten dürfen[6] — —

Ich will Ihr Gefühl durch keinen fremden Zusatz zerstreuen. Leben Sie wohl! Ich bin ꝛc.

Vierzehnter Brief.

An den Herrn F.

Wahrhaftig, mein Herr, Sie haben Lust mich zu versuchen, und mir einen übeln Streich zu spielen. Würden Sie wohl sonst von einem jungen[7] Schriftsteller, der sich von Leipzigern und Schweitzern umringt sieht, ein offenherziges Bekenntniß von dem Reime fordern? Welche soll ich vor den Kopf stossen? Welcher Spöttereyen soll ich mich aussetzen? Mit mindrer Gefahr kann ein heimlicher Anhänger des Prätendenten, mitten in London, seine wahren Gesinnungen gegen das jezt regierende Haus verrathen. — — Doch bey nahe fühlte ich mich geneigt, gegen diese Gefahr meine Augen zu verschliessen, wenn ich nur wüßte, daß Sie reinen Mund halten könnten. Zwar bin ich[8] wohl wunderlich. Zeuge ich nicht schon selbst wider mich? Ich, der ich mir noch nie einen reimlosen Vers habe abgewinnen können? ich, dem es schwerer fallen würde, den Reim überall zu vermeiden, als ihn zu suchen? Hören Sie also, was ungefehr meine Gedanken wären. Es scheint mir, daß diejenigen, welche[9] gegen den Reim unerbittlich sind, sich vielleicht an ihm rächen wollen, weil er ihnen niemals hat zu Willen seyn wollen. Ein kindisches Geklimper, nennen sie ihn

[1] mißlungnes [1751. 1753 ab. 1785] [2] Vorwurffes [1751] [3] gestürzet, wann [1751] [4] ins [1751] [5] worinne [1751] [6] [Das Folgende fehlt 1751] [7] einem armen [1753] [8] Zwar ich bin [1753 ab. 1785] [9] [Vgl. zum Folgenden das Neueste aus dem Reiche des Witzes vom April 1751, oben Bd. IV, S. 398, Z. 27 ff.]

mit einer verächtlichen Mine. Gleich als ob der kützelnde wiederkommende Schall, das einzige wäre, warum man ihn beybehalten solle. Rechnen sie das Vergnügen, welches aus der Betrachtung der glücklich überstiegnen Schwierigkeit entstehet, für nichts? Ist es kein Verdienst, sich von dem Reime nicht fortreissen zu lassen, sondern ihm, als ein geschickter Spieler den unglücklichen Würfen, durch geschickte Wendungen eine so nothwendige Stelle anzuweisen, daß man glauben muß, unmöglich könne ein ander Wort anstatt seiner stehen? Zweifelt man aber an der Möglichkeit dieser Anwendung, so verräth man nichts, als seine Schwäche in der Sprache, und die Armuth an glücklichen Veränderungen. Haller, Hagedorn, Gellert, Utz zeigen genugsam, daß man über den Reim herrschen, und ihm das vollkommene[1] Ansehen der Natur geben könne. Die Schwierigkeit ist mehr ein Lob für ihn, als ein Grund ihn abzuschaffen. — — Und also, mein Herr, schliessen Sie wohl, daß ich ganz und gar wider die reimlosen Dichter bin? Nein; sondern ich bringe nur auch hier auf eine republikanische Freyheit, die ich überall einführen würde, wenn ich könnte. Den[2] Reim für ein nothwendiges Stück der deutschen Dichtkunst halten, heißt einen sehr gothischen Geschmack verrathen. Leugnen aber, daß die Reime oft eine dem Dichter und Leser vortheilhafte Schönheit seyn können, und es aus keinem andern Grunde leugnen, als weil die Griechen und Römer sich ihrer nicht bedient haben, heißt das Beyspiel der Alten mißbrauchen. Man lasse einem Dichter die Wahl. Ist sein Feuer anhaltend genug, daß es unter den Schwierigkeiten des Reims nicht erstückt, so reime er. Verliert sich die Hitze seines Geistes, während der Ausarbeitung, so reime er nicht. Es giebt Dichter, welche ihre Stärke viel zu lebhaft fühlen, als daß sie sich der mühsamen Kunst unterwerfen sollten, und diese offendit limae labor et mora. Ihre Werke sind Ausbrüche des sie treibenden Gottes, quos nec multa dies nec multa litura coërcuit. Es giebt andre welche Horaz sanos nennt, und welche nur allzuviel Democrite unsrer Zeit Helicone excludunt. Sie wissen sich nicht in den Grad der Begeistrung zu setzen, welcher jenen eigen ist; sie wissen sich aber in demjenigen länger zu erhalten, in welchem sie einmal sind. Durch Genauigkeit und immer gleiche mäßige Lebhaftigkeit ersetzen sie die blendenden

[1] vollkommne [1753 a]   [2] [Vgl. zum Folgenden den Aufsatz in der Berlinischen privilegirten Zeitung 1751, Stück 98, oben Bd. IV, S. 345, Z. 7 ff.]

Schönheiten eines auffahrenden Feuers, welche oft nichts als eine unfruchtbare Bewundrung erwecken. Es ist schwer zu sagen, welche den Vorzug verdienen. Sie sind beyde groß, und beyde unterscheiden sich unendlich von den mittelmäßigen Köpfen, welchen weder die Reime eine Gelegenheit zur fleißigern Ausarbeitung, noch die abgeschaften Reime eine Gelegenheit desto feuriger zu bleiben sind. — — Was meinen Sie, sollte ich wohl Recht haben? Es wird mir lieb seyn, wenn Sie ja! sagen; und ich werde es nicht ungerne sehen, wenn Sie nein! sprechen. Denn nichts kann mir an einem Freunde angenehmer seyn, als verschiedne Meinungen in gleichgültigen Sachen. Leben Sie wohl. Ich bin ꝛc.

Funfzehnter Brief.

An ebendenselben.

So, mein Herr? Fragten Sie mich nur deswegen was ich von dem Reime[1] halte, um mich hernach mit desto grösserer Dreustigkeit fragen zu können, was ich von dem Messias des Herrn Klopstocks halte? Ueberhaupt, scheinen Sie mir es schon zu wissen, daß ich mit unter seine Bewunderer gehöre; weil Sie sonst schwerlich Ihre Frage in den Worten des Horaz:

Age, quaeso,
Tu nihil in magno doctus reprehendis Homero?

würden ausgedrückt haben. Aber aus eben den Worten sehe ich auch, daß Sie gern[2] etwas mehr als meinen Beyfall hören möchten. Sie wollen so etwas, das einer Critik nicht ungleich ist. Nicht wahr? Vor acht Tagen würde ich schlechthin geantwortet haben: damit vermenge ich mich nicht. Ich bin Zeit meines Lebens keinem Dinge gramer gewesen, als den Critiken über Gedichte. Vielleicht, weil ich sie mehr zu besorgen hatte, als andre? Das kann seyn. Aber, wie gesagt, vor acht Tagen ungefehr hat mich ein Geist getrieben, welcher ohnfehlbar nicht der beste seyn mochte. Er trieb mich, Gedanken auf das Papier zu werfen, die mir schon mehr als einmal in den Kopf gekommen waren. Und diese Gedanken betrafen eben das, weswegen Sie mich jetzo fragen; gleich als wenn ich es voraus gewußt hätte, daß sie mir einmal den Verdruß, einem Freunde etwas abzuschlagen, ersparen

[1] Reimen [1753 c] [2] gerne [1753 ab. 1785]

würden. Noch liegen sie in dem Concepte unter hundert Strichen und eben so viel Klecksen begraben. Sie Ihnen also mitzutheilen, muß ich sie nothwendig abschreiben, und damit ich sie gewiß abschreibe, so will ich es gleich jetzo[1] thun. Aber Geduld, mein Herr, Geduld werden Sie und ich nöthig haben. — — Ich will nur meine Feder erst abkützen, und alsdenn gleich anfangen.

Ueber das Heldengedicht der Messias.[2]

„Hat der Messias die witzigen Köpfe und ihre Richter wirklich „getrennt, oder ward er nur der Probierstein, welcher diejenigen, die diese „Benennung[3] verdienen, von denen unterscheiden mußte, die widerrecht„lich in dem schmeichelhaften Besitze derselben sind? Können unter seinen „Tadlern Leute von dem feinsten Geschmacke seyn, so wohl als deren un„ter seinen Bewundrern sind? Oder verrathen jene unumgänglich einen „Geist, in der Bildung verdorben, das erhabne Schöne[4] zu empfinden, „so unumgänglich als diese von ihren eignen Fähigkeiten ein sicheres[5] „Zeugniß ablegen? — — Wenn man mir diese Frage[6] zuverläßig ent„scheiden wollte, so könnte ich mich in dem folgenden darnach richten.

„Die Klopstockianer wenigstens haben alles gethan, was man von „ihnen fordern kann. Die Klopstockianer? — — Warum nicht? Man „gönne einem Dichter vom ersten Range die Ehre, die nur zu oft ein „sehr mittelmäßiger Weltweise erhält. — — Sie haben die Schönheiten „des Messias aus einander gesetzt; sie haben die Gründe ihrer „Bewundrung[7] angezeigt. Der Herr Prof. Meier hat das Wort „geführet;[8] der Verfasser der Aesthetick; der geschickteste von Schönheiten, „die man nicht empfindet, zu beweisen, daß man sie empfinden solle.

„Das[9] Gegentheil hat auch das Seinige gethan. Es[10] hat ge„schimpft. Man sollte schwören, die Schweizerschen[11] Kunstrichter wären „von[12] dieser Parthey. Man irrt[13] sich; denn diesesmal sind sie bey „sich überzeugt, daß sie Recht haben. Nach und nach hatten es die

[1] jetzt [1785] [2] [Das Folgende war schon in dem Neuesten aus dem Reiche des Witzes, Monat September 1751, gedruckt unter der Überschrift:]

Ueber das Heldengedichte der Messias.

Age, quaeso,
Tu nihil in magno doctus reprehendis Homero?
Horatz.

[3] Benennungen [1751] [4] Das erhaben Schöne [1751] [5] sichres [1751] [6] Fragen [1751] [7] Bewunderung [1751] [8] geführt; [1751. 1753 ab. 1785] [9] Der [1751] [10] Er [1751] [11] Schweitzerischen [1751] [12] auf [1751. 1753 ab. 1785] [13] irret [1751]

„berühmten Professores G** und T**[1] von ihnen gelernt; und wie „man gesehen, recht glücklich. Der gemeine Soldat, der die meisten „Prügel bekommen hat, wird der Korporal der die meisten Prügel „giebt. Ich glaube aber doch, daß diese wackre[2] Männer, nicht des„wegen auf den Meßias gelästert, weil sie gesehen, daß er vortref„lich sey, sondern weil sie sich der Mühe überheben wollten, zu beweisen, „daß er es nicht sey. Ihr Schimpfen war, ohne Zweifel, die Folge „aus Vordersätzen, die sie so überzeugend dachten, daß sie meineten,[3] „ein jeder müsse sie bey sich empfinden; die sie also verschwiegen.

„Ich habe einen Einfall bekommen, der — — vielleicht nicht „viel taugt. Ich will einige Gedanken auf das Papier werfen, die ich „die Feinde der Klopstockischen Muse nicht mißzudeuten bitte. Sie „würden mir eine allzukützliche Ehre erzeigen, wenn sie mich unter ihre „Zahl aufschreiben wollten. Ich bin von der Schönheit des Meßias so „überzeugt, als sie es[4] kaum von der Schönheit ihrer eignen Poesie seyn „können. Das selbst, was ich daran aussetzen will, soll es ihnen beweisen.

„Das ist wunderlich, wird man denken. So gar wunderlich nicht. „Es giebt eine Art des Tadels, welche dem Getadelten Ehre macht. „Man tadelt den Hannibal, daß er nicht Rom belagert. Welchem „geringern Feldherrn[5] von allen, die jemals an der Spitze römischer „Feinde gewesen sind, macht man diesen Vorwurf? Keinem. Der einzige „Hannibal war so weit gekommen, daß er es thun konnte, und nicht „that. Wie viel Siege mußte er vorher erstritten, durch welchen Muth,[6] „durch welche Klugheit, durch welche Schnelligkeit im Entschliessen mußte „er sich in das Recht gesetzt haben, zu desto grössern Thaten Hofnung „zu machen, je grössere er verrichtete, ehe man ihm den über alle Lob„sprüche steigenden Tadel machen konnte: und er hat nicht Rom be„lagert? Man schätzet jeden nach seinen Kräften. Einen elenden Dichter „tadelt man gar nicht; mit einem mittelmäßigen verfährt[7] man ge„linde; gegen einen grossen ist man unerbittlich. Bleibt sich dieser „nicht allezeit gleich, entwischt ihm hier und da eine matte Zeile: diese „matte Zeile, welche[8] die Zierde eines mittelmäßigen Dichters seyn „könnte, wird unerträglich: so wie man jeden guten Einfall, den man

[1] Gottsched und Triller [1751] [2] wackern [1751. 1785] [3] meinten, [1751. 1753 ab. 1785] [4] es [fehlt 1751] [5] Feldherren [1751] [6] durch welchen Muth, [fehlt 1753 und 1785] [7] verfähret [1751] [8] die [1751]

„bey einem gemeinen[1] Kopfe findet, betauert, daß er nicht in einem „der Ewigkeit gewidmeten Werke stehet, ob er gleich noch um ein „grosses ausgeputzt werden müßte, ehe er darinne glänzen könnte.

Sic mihi, qui multum cessat, fit Choerilus ille,
Quem bis terque bonum cum risu miror: et idem
Indignor, quandoque bonus dormitat Homerus.

Horaz.[2]

„Es ist eben dieselbe Zärtlichkeit des Geistes, welche die Schönheit[3] „einer Sache fühlet, und welche die Mängel derselben empfindet. Tadeln „und loben, was zu tadeln und zu loben ist, muß also gleich rühmlich „seyn. Man thue nur beydes mit Geschmack. Ich habe oft Kenner „Meisterstücke der Bildhauerkunst und Mahlerey betrachten sehen. Ihr „Urtheil fing sich mit einer stillen Bewundrung[4] an, und endlich glaubten „sie es nicht besser beweisen zu können, daß sie alle Vollkommenheiten des „Gegenstandes empfänden, als wenn sie dasjenige anzeigten, was dabey „weniger zu bewundern sey. Ihr Aber war schmeichelhafter, als alle „Ausruffungen des Pöbels, der sich von dem Erstaunen hinreissen ließ.

„Jetzo[5] sehe ich es erst, daß mein Eingang ziemlich weitläuftig „ist. Kaum könnte er grösser seyn, wenn ich auch eine Critik über „den ganzen Messias, über die Gesänge welche schon gedruckt sind, „und über die welche noch folgen könnten, vorhätte. Wird er also „nicht für die ersten zwanzig Zeilen zu lang seyn?

„Ich muß mich erklären, warum ich eben diese gewählt habe. „Ich sahe es ein, und wer sieht es nicht ein? daß das Gedichte fertig „seyn müßte, wenn man von der Oekonomie desselben urtheilen wollte. „Noch ist der Dichter mitten in dem Labyrinthe. Man muß es er„warten, wie er sich heraus findet, ehe man von der Handlung, von „ihrer Einheit, von ihrer Vollständigkeit, von ihrer Dauer, von der „Verwicklung und Entwicklung, von den Episoden, von den Sitten, „von den Maschinen, und von zwanzig andern Sachen etwas sagen „kann. Alles, was sich bis jetzt beurtheilen läßt, sind die Schönheiten „der Theile, von welchen man nur hoft, daß sie ein schönes Ganze „ausmachen werden; von den Ausdrücken, von den Beschreibungen, von „den Vergleichungen, von den eingestreuten Gesinnungen ꝛc.[6]

[1] gemeinem [1751] [2] Horaz. [fehlt 1785] [3] Schönheiten [1751] [4] Bewunderung [1751] [5] Jetzt [1785] [6] ꝛc. [fehlt 1751]

„Gleichwohl fiel es mir ein, daß ich aus den Beyspielen des „Homers und Virgils bemerkt zu haben glaubte, ein Heldendichter „pflege in dem Eingange seines Gedichts die ganze Einrichtung des„selben nicht undeutlich zu verrathen. Wenn[1] zum Exempel Maro „anhebt:

Arma virumque cano, Trojae qui primus ab oris,
Italiam, fato profugus, Lavinaque venit
Littora: multum ille et terris jactatus et alto
Vi superum, saevae memorem Junonis ob iram,
Multa quoque et bello passus, dum conderet urbem,
Inferretque Deos Latio: genus unde Latinum,
Albanique patres atque altae moenia Romae.

„So glaubte ich nicht allein den Held, virum, Trojae qui primus ab „oris Italiam venit; seinen Charakter inferretque Deos Latio, als „den frommen Aeneas; die vornehmsten Maschinen, Fatum, vis „superum, Junonis ira; sondern auch die beyden Theile der ganzen „Aeneide darinne gefunden zu haben, den ersten multum ille et terris „jactatus et alto, den zweyten multa quoque et bello passus. Es „gefiel mir also, den Eingang des Messias vorzunehmen. Ich wußte, „daß die Geschichte zu heilig sey,[2] als daß der Dichter den geringsten „wesentlichen Umstand ändern dürfte;[3] ich schmeichelte mir also desto „eher etwas daraus zu errathen. Ich fing an zu zergliedern; jeden „Gedanken[4] insbesondre, und einen gegen den andern[5] zu betrachten. „Nach und nach verlohr ich meinen Zweck aus den Augen, weil sich „mir andre Anmerkungen anbothen, die ich vorher nicht gemacht hatte. „Hier sind die vornehmsten davon.

Singe[6] unsterbliche Seele der sündigen Menschen Erlösung,
Die der Messias auf Erden in seiner Menschheit vollendet,
Und durch die er Adams Geschlechte die Liebe der Gottheit
Mit dem Blute des heiligen Bundes von neuen[7] geschenkt hat.
Also geschahe[8] des Ewigen Wille. Vergebens erhub sich
Satan wider den göttlichen Sohn; umsonst stand Judäa
Wider ihn auf: er thats und vollbrachte die grosse Versöhnung.

[1] Wann [1751] [2] war, [1751] [3] dürffe; [1751] [4] jede Gedanke [1751. 1753] [5] eine gegen die andre [1751. 1753] [6] Sing [1751; ebenso im Klopstockischen Originaldruck des Messias] [7] neuem [1785; ebenso bei Klopstock] [8] geschah [Klopstock]

Aber, o Werk, das nur Gott allgegenwärtig erkennet,
Darf sich die Dichtkunst auch wohl aus dunkler Ferne dir nähern?
Weihe sie, Geist Schöpfer, vor dem ich im Stillen hier bete.
Führe sie mir, als deine Nachahmerin, voller Entzückung,
Voll unsterblicher Kraft, in verklärter Schönheit entgegen.
Rüste sie mit jener tiefsinnigen einsamen Weisheit,
Mit der du, forschender Geist, die Tiefen Gottes durchschauest:
Also werde[1] ich durch sie Licht und Offenbarungen sehen,
Und die Erlösung des grossen Messias würdig besingen.

„Man weis, daß der Eingang eines Heldengedichts aus dem Inhalte und aus der Anrufung besteht.[2] Die oben angeführte Stelle „des Virgils ist der Inhalt, die vier darauf[3] folgenden Verse sind die „Anrufung. Also auch hier. Der Inhalt geht bis auf, und vollbrachte die grosse Versöhnung; das übrige ist die Anrufung „an den Geist Gottes. Virgil sagt: ich singe die Waffen und den Held;[4] Klopstock sagt: singe unsterbliche Seele. Nichts „thut man lieber und gewisser, als das was man sich selbst befohlen „hat. Ich weis also nicht, wie der Herr Professor Meier hat sagen „können: Er ruft nicht etwa eine heidnische Muse an, sondern er befiehlt, auf eine ganz neue Art, seiner unsterblichen Seele zu singen. Nicht zu gedenken, daß der Herr „Professor den Inhalt und die Anrufung offenbar hier verwechselt, „und daß es eine greuliche Thorheit würde gewesen seyn, wenn Klopstock eine heidnische Muse hätte anrufen wollen; will ich nur sagen, „daß alles neue, was in dieser Stelle zu finden ist, in einer grammatikalischen Figur bestehet, nach welcher der Dichter das, was andre „im Indicativo sagen, in dem an sich selbst gerichteten Imperativo sagt. „Der Sänger des Messias hat überflüssige Schönheiten, als daß man ihm „welche andichten müsse, die keine sind. Die erste Zeile würde also, wenn „man sie in den gewöhnlichen Ausdruck übersetzt, heissen:[5] Ich unsterbliche Seele,[6] singe der sündigen Menschen Erlösung.

„Diese Anmerkung ist eine Kleinigkeit, welche eigentlich den Herrn „Prof. Meier betrift.[7] Ich komme auf eine andre — —"

[1] werd [Klopstock] [2] bestehet. [1751] [3] drauf [1751] [4] die Waffen und den Held [fehlt 1751] [5] heißt also, wenn man . . . übersetzt: [1751] [6] Ich unsterblicher Klopstock, [1751. 1753 ab. 1785] [7] [1751 folgt hier sogleich:] Ich komme auf eine andre, welche die Bescheidenheit angeht, die [S. 80, Z. 22]

Nun wahrhaftig, das heiß ich abschreiben. Erlauben Sie mir, daß ich hier ausruhen darf. Ich verspare den Rest zu meinen folgenden Briefen, in welchen ich vielleicht — — Doch ich will nichts versprechen. Es wird sich zeigen. Leben Sie wohl. Ich bin &c.

Sechzehnter Brief.

An ebendenselben.

Meine erste Anmerkung betraf ein falsch angebrachtes Lob des Herrn Meiers; und bey dieser blieb ich stehen. Ehe ich weiter gehe, will ich noch dieses hinzu setzen. Gesetzt dieser Kritiker[1] hätte den Inhalt und die Anrufung nicht verwechselt; gesetzt Herr Klopstock rufe wirklich seine unsterbliche Seele an, wie ein andrer die Musen anruft: so würde auch alsdann in dieser Wendung nichts neues seyn. Hat nicht schon Dantes sein Genie angerufen?

O Muse, o alto 'ngegno, hor m'aiutate:
O Mente, che scrivesti cio ch' i' vidi;
Qui si parra la tua nobilitate.

Und was noch mehr ist; hat nicht einer der größten französischen Kunstrichter, Rapin, ihn deswegen getadelt? Wollen Sie aber sagen: ja hier ist mehr denn Rapin! hier ist Meier! so zucke ich die Achseln und gehe weiter.

Erste Fortsetzung.

„Ich komme auf eine andre Anmerkung, welche die Bescheidenheit „angehet, die nach der Vorschrift des Horaz in dem Eingange des „Heldengedichts herrschen soll.[2] Ich muß die Stelle des römischen „Kunstrichters nothwendig hersetzen.

Nec sic incipies ut scriptor Cyclicus olim
Fortunam Priami cantabo et nobile bellum.
Quid feret hic tanto dignum promissor hiatu?
Parturiunt montes, nascetur ridiculus mus.
Quanto rectius hic, qui nil molitur inepte!
Dic mihi, Musa, virum captae post tempora Trojae
Qui mores hominum multorum vidit et urbes.
Non fumum ex fulgore, sed ex fumo dare lucem
Cogitat, ut speciosa dehinc miracula promat.[3]

[1] Criticus [1753]   [2] muß. [1751]   [3] promat etc. [1751]

„Ich habe die Uebersetzung des Herrn Prof. Gottscheds nicht „bey der Hand, sonst wollte ich zeigen, wie sich Horaz im Deutschen „hiervon ausgedrückt haben würde, wenn er Gottsched gewesen „wäre. — — Doch, man wird es hoffentlich ohne Uebersetzung sehen, „daß Horaz hier dem epischen Dichter den Rath giebt, nicht als ein „Großsprecher anzufangen; nicht als jener kyklische Poet:[1] Ich will „das Glück des Priamus und den edlen Krieg besingen; „sondern bescheiden wie der Dichter, der nichts verwegen unternimt: „Sage mir, Muse, den Mann, der, nachdem Troja ein„genommen worden, viele Städte und vieler Menschen „Sitten gesehen hat. Ich bin so kühn zu glauben, daß diese „Stelle noch nie recht erkläret worden ist. So viel als ich Ausleger „des Horaz nachgeschlagen habe, so viele wollen mich bereden, daß „das Tadelhafte des kyklischen Poeten in den Worten liege. Voßius „sagt, die Worte darinne wären sonantia, vasta, tumida und bringt „zur Erläuterung den Anfang der Achilleis des Statius bey.

Magnanimum Aeacidam,[2] formidatamque Tonanti
Progeniem canimus.

„In dem ersten Verse, sagt er, ist ein sechsfaches A; er fängt sich mit „drey viersylbigten Wörtern an, wovon das letzte durch das angehangene „que noch länger wird; die Aussprache ist also beschwerlich. Wann „Voßius Recht hat, so sage man mir, ob nicht Homer, er,[3] den Horaz „gleichwohl zum Muster anführt, in seiner Iliade in eben den Fehler „gefallen ist?

Μῆνιν ἄειδε θεὰ Πηληϊάδεω Ἀχιλῆος
Οὐλομένην.

„Das sechssylbigte *Πηληϊάδεω*, das viersylbigte *Ἀχιλῆος*, das eben „so lange *Οὐλομένην*, der Imperativus *ἄειδε*, den schon der Sophiste „Protagoras als zu befehlerisch getadelt hatte, klingen in der That „weit großsprecherischer, als:

Fortunam Priami cantabo et nobile bellum.

„Hier ist kein sechssylbigtes Wort, nicht einmal ein viersylbigtes, hier „ist kein singe mir Muse! Horaz müßte also, was er an der Odyssee „gelobt hätte, an der Iliade getadelt haben, wenn er nicht an dem

[1] Poete: [1751. 1753 a] [2] Aeacidem, [1751] [3] er, [fehlt 1785]

„Verse des kyklischen Dichters ganz etwas anders aussetzte. Und was „ist das?

„Der Eingang eines Heldengedichts, wie gesagt, bestehet aus „dem Inhalte und aus der Anrufung. Man lasse uns nunmehr die „Exempel der Griechen gegen die Exempel der Römer halten. Man „wird einen Unterscheid antreffen, welcher so deutlich ist, daß ich mich „wundre, wie ihn noch niemand*) angemerkt hat. Die griechischen „Heldendichter verbinden den Inhalt und die Anrufung; die römischen „trennen sie. Den Anfang der Iliade und der Odyssee habe ich schon „angeführt. Dort heißt es: Besinge mir, Göttin, den Zorn „des Achilles ꝛc. Hier Sage mir, Muse, den Mann ꝛc. „Beydemal ist die Gottheit bey dem Dichter das erste. Er erkennet „seine Schwäche. Er sagt nicht: ich will den und jenen Helden be„singen; er untersteht sich nichts, als der Muse nachzusingen. Durch „diesen einzigen Zug schildert er sich als einen bescheidenen Mann, „als einen[1] Mann, der sich der Gnade der Götter überläßet; zwey „Stücke, welche ihm das Vertrauen der Leser erwecken, und den zu „erzehlenden Wundern einen Grad der Wahrscheinlichkeit geben, den „sie nicht haben würden, wenn sie sich bloß auf ein menschliches An-

*) Außer[2] vielleicht der einzige Cowley, welcher in den Anmerkungen zu dem ersten Buche seiner Davideis folgendes schreibt: The Custom of beginning all Poems, with a Proposition of the whole work, and an Invocation of some God for his assistance to go through with it, is so solemnly and religiously observed by all the ancient Poets, that though I could have found out a better way, I should not (I think) have ventured upon it. But there can be, I believe, none better, and that part of the Invocation, if it became a Heathen, is no less necessary for a christian Poet. *A Jove Principium Musae;* and it follows then very naturally, *Jovis omnia plena.* The whole work may reasonably hope to be filled wit a divine Spirit, when it begins with a prayer to be so. The Grecians built this Portal with less state, and made but one part of these *Two:* in which, and almost all things else, I prefer the judgment of the Latins; though generally they abused the Prayer, by converting it from the Deity, to the worst of Men, their Princes: as Lucan adresses it to *Nero*, and Statius to *Domitian*; both imitating therein (but not equalling) Virgil, who in his Georgicks chuses Augustus, for the Object of his Invocation, a God little superior to the other two.

[1] ein [1751. 1753]   [2] [Die Anmerkung fehlt 1751 und 1753]

„sehen gründeten. Die weitläuftigen griechischen Dichter alle, sind dem „Homer hierinne[1] gefolgt. Aratus fängt an: Ἐκ Διὸς ἀρχώμεσθα; „Apollonius Rhodius Ἀρχόμενος σέο, Φοῖβε — — — und mit diesem „Gebete verbinden sie so gleich den Inhalt.

Νύμφαι Τρωϊάδες, ποταμοῦ Ξάνθοιο γενέθλη
Ἔσπετέ μοι u. s. w.[2]

„singt Coluthus zu Anfange seines Raubes der Helena. Der zärtliche „Musäus selbst, wenn er anhebt:

Εἰπὲ, θεὰ, κρυφίων ἐπιμάρτυρα λύχνον ἐρώτων
Καὶ νύχιον πλωτῆρα θαλασσοπόρων ὑμεναίων u. s. w.[2]
Besinge mir, Göttin, die Fackel die Zeugin verborgener Liebe;
Den nächtlichen Schwimmer zum Feste des Ehegotts, jenseit dem Meere,
Die dunkeln Umarmungen, unüberrascht von der Bothin des Tages,
Besinge mir Sest und Abyd, wo sich Hero im Dunkeln vermählte ꝛc.

„vergißt diese heilige Gewohnheit nicht. Und, daß ich es kurz mache, „die Unterlassung dieser Gewohnheit ist es offenbar, welche Horaz an „dem kyklischen Poeten tadelt. Der Stoff seines Liedes war allzu„wichtig, als daß man glauben konnte,[3] er würde ihn ohne eine gött„liche Begeisterung ausführen können. Anstatt das Glück des Pria„mus und den edlen Krieg will ich singen; hätte er also nach „dem Beyspiele des weisen Homers sagen sollen: Singe, Muse, „das Glück des Priamus und den edlen Krieg; und als„denn würde er dem Tadel des Römers entgangen seyn. Es ist auch „in der That besonders, mit einem stolzen Ich anzufangen, und als„dann die Musen anzurufen, nachdem man schon alles auf die eignen „Hörner genommen hat. Das heißt anklopfen, wenn man die Thüre „schon aufgemacht hat.

„Nach dieser[4] Erklärung nun wird man ohnschwer errathen, was „ich auch in Ansehung des Messias wünschte; daß Herr Klopstock „nehmlich dem Exempel des Homers gefolget wäre. Es würde ihm, „als einem christlichen Dichter, um so viel anständiger gewesen seyn, „wenn der Anfang ein Gebet gewesen wäre; als daß er seiner Seele „befiehlt ein Werk zu besingen, dem sie, so unsterblich sie ist, zu schwach „ist, wenigstens ihm gewachsen zu seyn, sich nicht rühmen muß. Es

[1] hierinn [1785] [2] etc. [1751] [3] könnte, [1753 bc. 1785] [4] der [1751]

„ist wahr, das demüthigste und zugleich erhabenste Gebet folgt darauf;[1] „allein der kyklische Dichter wird die Anrufung der Musen gewiß auch „nicht vergessen haben; und gleichwohl tadelt ihn Horaz.

„Ich will mich nicht länger hierbey aufhalten. Mein ganzer Tadel „ist vielleicht eine Grille, die sich, wie man sagen wird, auf nichts, als „das Ansehen des Homers gründet. Wann nun aber Homer eben „durch diese religiöse Bescheidenheit das Lob eines Dichters, qui nil „molitur inepte verdienet hätte?[2] — — Doch ich gehe wieder zurück „anstatt weiter zu gehen. Was ich bisher gesagt, hat den Eingang „des Messias überhaupt betroffen. Man erlaube, daß ich ihn nunmehr „Zeile vor Zeile betrachte.[3] — —"

Sie aber, mein Herr, werden mir hier wieder einen kleinen Ruhepunct erlauben. Ich bin das Denken wenig gewohnt, aber das Abschreiben, ohne zu denken, noch weniger. Und was kann ich neues bey etwas denken, was ich schon durchgedacht zu haben glaube? Ich bin ꝛc.

Siebzehnter[4] Brief.

An ebendenselben.

Ich fühle mich heute zum Briefschreiben so wenig aufgelegt, daß Sie ganz gewiß, mein Herr, diesesmal keinen bekommen würden; wenn ich mich nicht zu allem Glücke besänne, daß ich ja nur abschreiben dürfte, um einen Brief fertig zu haben. Wenn es weiter nichts ist, so wollen wir wohl sehen. — —

Zweyte Fortsetzung.

Singe unsterbliche Seele der sündigen Menschen Erlösung.

„Ueber die Anrede habe ich mich schon erklärt. Man betrachte „sie als eine blosse Anzeige dessen, was der Dichter thun will, oder „als eine Aufmunterung an sich selbst, so muß ich beydemal fragen, „warum er hier seine Seele, auf der Seite eines unsterblichen Wesens „betrachtet? Ich weis es, die Erlösung ist nichtig, wann unsere Seelen „nicht unsterblich sind; der Stoff, den er sich gewählt, ist ein Stoff „der ihm[5] in die Ewigkeit nachfolgt; und aus diesen Gründen würde „man das unsterblich vielleicht rechtfertigen können. Allein man

[1] drauf; [1751, 1753 ab. 1785] [2] hatte? [1751] [3] [1751 folgt hier sogleich:] Sing, unsterbliche Seele, [S. 24] [4] Siebzehenter [1753 a] [5] ihr [1751]

„sage mir, hat der Dichter hier nicht die Gelegenheit zu einer weit „gemässern, zu einer weit zärtlichern Vorstellung aus den Händen ge„lassen? Würde es nicht noch schöner gewesen seyn, wenn er seine „Seele, als diejenige angeredet hätte, welche selbst an der Erlösung „der sündigen Menschen Theil hat? Hieraus würde eine Verbindlich„keit zu singen entstanden seyn, die seinem Eingange eine durchaus „neue und von keinem Dichter gebrauchte Wendung gegeben hätte. „Ich weis es, dieser Zug müßte mit einer Feinheit angebracht werden, „deren nur eine Meisterhand fähig ist. Allein, wäre er der einzige „gewesen, der von dieser Art in dem ewigen Gedichte glänzet? Wie „viel der feinsten Anspielungen, welche durch ein einziges Wort ein „Meer von Gedanken in der Seele zurücklassen, findet man nicht da„rinne? Man betrachte die Zeile wie sie ist, und überlege wie sie „seyn könnte. Sich selbst, oder seine Seele, schildert der Dichter „auf ihrer prächtigsten Seite, auf der Seite der Unsterblichkeit; alle „andere Menschen auf der allerelendesten, auf der Seite sündiger „und verlohrner Geschöpfe. Scheint sich der Dichter also nicht von „ihnen auszuschliessen? Hätte er einen gleichgültigern Eingang finden „können, wenn er die Befreyung eines Volks, das bisher in dem Joche „der Knechtschaft geseufzet, besungen hätte; eines Volks, wovon er kein „Glied wäre? Ich bin ein Feind von Parodien, weil ich weis, daß „man das vortreflichste dadurch lächerlich machen kann. Sonst wollte „ich versuchen, ob man nicht einen untadelhaften Eingang zu einem „Heldengedicht[1] auf die Befreyung, zum Exempel der Holländer, dar„aus machen könne. Beynahe hätte ich lieber Lust zu zeigen wie diese „erste Zeile seyn könne, wenn sie meine Critik nicht treffen sollte. „Doch auch dieses will ich unterlassen. Ein unglückliches Beyspiel „machet[2] oft eine gegründete Anmerkung verdächtig.

Die der Messias auf Erden in seiner Menschheit vollendet,

„Diese Zeile ist leer. Ein einziger Begriff ist unter verschiednen „Ausdrücken dreymal darinne wiederhohlt. Liegen *auf Erden* und[3] *in seiner Menschheit* nicht schon hinlänglich in dem Worte Messias? „Wann anstatt *Messias* der Dichter *ewiger Sohn*, oder etwas „gleichgeltendes, gesagt hätte, so würde das folgende nothwendig seyn. „Es würde Umstände ausdrücken, die hier stehen müßten, und welche

[1] Heldengedichte [1751. 1753 ab. 1785] [2] macht [1751] machen [1753] [3] und [fehlt 1751]

„in dem Worte ewiger Sohn nicht liegen. Dieses, sollte ich meinen, „ist klar. An dem folgenden Einwurfe wird vielleicht mein Katechismus „Schuld haben. Er betrift das Wort vollendet. Man hat mich „gelehrt, zu der Erlösung der Menschen gehörten auch das Hinab„steigen zur Hölle und die Himmelfahrt Christi. Ist es aber auf „Erden geschehen, daß er sich den Teufeln triumphirend gezeigt hat? „Ist er in seiner Menschheit gen Himmel gefahren, oder in seiner „verklärten Menschheit? Ich weis also nicht, wie man sagen kann, „Christus habe die Erlösung auf Erden in seiner Menschheit voll„endet? Dieses ist die Stelle, aus welcher man am zuverläßigsten „schliessen könnte, wo die Handlung des Gedichts aufhören werde.

Und durch die er Adams Geschlechte[1] die Liebe der Gottheit,
Mit dem Blute des heiligen Bundes von neuen[2] geschenkt hat.

„Im vorbeygehen will ich erinnern, daß der Ausdruck das Blut „des heiligen Bundes zweydeutig ist. Das Blut der Beschnei„dung war auch Blut eines heiligen Bundes. Was mir aber hier am „besondersten vorkommt, ist die Liebe der Gottheit, welche der Messias „durch das Blut des heiligen Bundes dem Geschlechte Adams von „neuen geschenkt hat. Die Menschen hatten also die Liebe der Gott„heit verlohren? Gott haßte also die Menschen; und gleichwohl hatte „er von Ewigkeit beschlossen, sie erlösen zu lassen? Ich will nicht „hoffen, daß mein Einwurf die Sache selbst trift; ich glaube vielmehr, „der Dichter hätte einen behutsamern Ausdruck wählen sollen. Der „gewählte, er mag symbolisch seyn oder nicht, bringt auch den kurz„sichtigsten Leser auf den unverdaulichsten Widerspruch. Das hiesse das „unveränderliche Wesen Gottes zu dem veränderlichsten machen, wenn „man sagen dürfte:[3] Gott könne einem Geschöpfe, das seine Liebe „verlohren, (man überlege den ganzen Umfang dieses Worts) das sie, „sage ich, verlohren habe, diese verlohrne Liebe von neuen schenken. „Was für[4] niedrige Begriffe von Abwechselung Hasses und Liebe „dichtete man dem sich selber ewig Gleichen an? Doch wie können „die Menschen seine Liebe verlohren haben, wann gleichwohl, wie der „Dichter in der folgenden Zeile sagt, durch die Erlösung des Ewigen „Wille geschehen ist? Kann der in des Königs Ungnade seyn, den der „König glücklich zu machen beschließt? Ich sehe ein Labyrinth hier

[1] Geschlecht [1751. 1753] [2] neuem [Klopstock] [3] dürfe; [1751. 1753. 1785] [4] vor [1751]

„vor mir,[1] in das ich den Fuß lieber nicht setzen, als mich mit Mühe „und Noth heraus bringen lassen will.

Vergebens erhub sich
Satan wider den göttlichen Sohn; umsonst stand Judäa
Wider ihn auf: er thats, und vollbrachte die grosse Versöhnung.

„Der Dichter sagt an einem andern Orte von Jerusalem, daß sie die „Krone der hohen Erwählung unwissend hinweggeworfen. Hat das „jüdische Volk also Jesum nicht für den, der er war, erkannt, wie es „ihn denn würklich nicht erkannt hat, wie kann es wider ihn auf= „gestanden seyn? Wie kann es ihn das grosse Werk auszuführen ge= „hindert haben, von dem es nichts wußte? Alle Verfolgungen der „Juden sind der Absicht Christi eher behülflich, als entgegen gewesen. „Satan ist im gleichen Falle. Er kannte den Messias nicht; er hielt „ihn für nichts als einen sterblichen Seher. Er wandte alles an, ihn „zu tödten, und Christus sollte uns zu erlösen getödtet werden. Was „für einen mächtigen Feind hat also der Messias an ihm zu über= „winden gehabt? Wenn sich Satan der Kreuzigung Christi widersetzt „hätte, so hätte der Dichter sagen können: Umsonst; er thats „und vollbrachte die grosse Versöhnung.

„Man übersehe nunmehr diesen ersten Theil des Einganges im „Ganzen, und sage ob Hr. Klopstock seinen grossen Plan glücklich ins „Kurze zu ziehen gewußt hat."[2] — —

O wie froh bin ich, daß ich einen Absatz sehe! Wenn ich nun= mehr den Bogen zusammen lege, ihn versiegle und die Aufschrift darauf setze, so ist ja der Brief fertig. Nicht? Doch noch eines würde fehlen, und da ist es: Leben Sie wohl! Ich bin ꝛc. B**, den 20. De= cember 1751.

Achtzehnter Brief.

An ebendenselben.

Sie wundern sich über die Veränderung meines Aufenthalts, und beklagen sich über mein Stillschweigen. Der Grund von diesem liegt in jener; der Grund von jener aber in hundert kleinen Zufällen, die zu klein sind, als daß ich Sie mit Erzehlung derselben martern

[1] vor mich, [1751]

[2] [Hier endet der Aufsatz im Neuesten; das kurze Nachwort dazu s. oben Bd. IV, S. 449, Z. 30 ff.]

wollte. So viel können Sie gewiß glauben, daß unsre Freundschaft nichts darunter leiden soll; und wie könnte sie auch? Freunden, welche einmal getrennt seyn müssen, kann es gleich viel seyn, welche Raume sie trennen, wann diese nur in Ansehung der Grösse ungefehr eben dieselben bleiben. Machen Sie Ihre Wohnung zum Mittelpunkte, so werden Sie finden, daß ich blos den Ort in der Peripherie geändert habe, welches in Ansehung ihrer so etwas kleines ist, daß ich mich nicht länger dabey aufhalten werde. Mein Stillschweigen wird sich auch vergessen lassen, wenn unser Briefwechsel nur erst wieder in den Gang kömmt.[1] Ich habe aber hierzu um so viel mehr Hofnung, weil ich hier eben so viel zu thun habe, als Sie; das ist, auf der Gottes Welt nichts, ganz und gar nichts. — — Allein wie steht es mit der Critik über den Messias? werden Sie fragen. Wo bleibt die Fortsetzung? — — Diese, glaube ich, wird wohl wegfallen. Meine Papiere sind in eine solche Unordnung gerathen, daß ich die Zettel, worauf ich meine Gedanken geschrieben, schon ganze Tage vergebens gesucht habe. Lassen Sie aber sehen, ob ich mir nicht die vornehmsten wieder in das Gedächtniß bringen kann. — —

Ich war bis auf die Anrufung gekommen. Ich fand sehr ausserordentliche Schönheiten darinne, und so viel ich mich erinnere, war mir nicht mehr, als eine einzige Stelle anstößig. Der Dichter bittet den forschenden Geist, die Dichtkunst mit jener tiefsinnigen einsamen Weisheit auszurüsten, mit der er die Tiefen Gottes durchschauet. Erstlich schien mir das Beywort forschend sehr unwürdig, und mit dem Prädicate die Tiefen Gottes durchschauen in vollkommnem Widerspruche. Ich glaubte, wo ein Durchschauen Statt finde, höre das Forschen auf, und das Forschen selbst könne wohl von einem endlichen Wesen, nicht aber von dem Geiste Gottes gesagt werden. Zweytens, war ich mit der tiefsinnigen einsamen Weisheit, die eben diesem Geiste beygelegt wird, durchaus nicht zufrieden. Ich konnte mich nicht enthalten zu fragen, ob der Geist Gottes erst zu Winkel gehen müsse, wenn er nachdenken wolle? Ich gab mir selbst die Antwort, daß tiefsinnig und einsam gleichwohl das höchste wären, was man von der menschlichen Weisheit sagen könne, und daß wir von der göttlichen nicht anders als nach Beziehung[2] auf jene reden könnten. Allein

[1] kommt. [1753c] [2] Beziehungen [1753 ab. 1785]

aus dieser Antwort, welches doch die einzige ist, die man wahrscheinlicher Weise vorbringen kann, schloß ich eine gänzliche Unbrauchbarkeit der wahren Dichtkunst bey gewissen geistigen Gegenständen, von welchen man sich nicht anders als die allerlautersten Begriffe machen sollte. Einem philosophischen Kopfe ist schon das anstößig, daß die Sprache für die Eigenschaften des selbstständigen Wesens keine besondre und ihnen eigenthümliche Benennungen hat; wie viel anstößiger muß es ihm seyn, wann der Dichter diese Armuth zu einer Schönheit macht, und überall seine sinnliche Vorstellungen anzubringen sucht? Den Ausdruck die Weisheit Gottes, ist man schon gewohnt, und man kann ihn, so uneigentlich, so schwächend er auch ist, nicht entbehren; durch die Beywörter tiefsinnig und einsam aber, wird er noch weit uneigentlicher, noch weit schwächender.

Dieser Anmerkung ungeachtet unterstand ich mich zu behaupten, daß wenn[1] der Verfasser des Messias auch kein Dichter wäre, er doch ein Vertheidiger unsrer Religion seyn würde, und dieses weit mehr als alle Schriftsteller sogenannter geretteter Offenbahrungen oder untrüglicher Beweise. Oft beweisen diese Herren durch ihre Beweise nichts, als daß sie das Beweisen hätten sollen bleiben lassen. Zu einer Zeit, da man das Christenthum nur durch Spöttereyen bestreitet, werden ernsthafte Schlüsse übel verschwendet. Den bündigsten Schluß kann man zwar durch einen Einfall nicht widerlegen, aber man kann ihm den Weg zur Ueberzeugung abschneiden. Man setze Witz dem Witze, Scharfsinnigkeit der Scharfsinnigkeit entgegen. Sucht man die Religion verächtlich zu machen, so suche man auf der andern Seite, sie in alle dem Glanze vorzustellen, in welchem sie unsre Ehrfurcht verdienet. Dieses hat der Dichter gethan. Das erhabenste Geheimniß weis er auf einer Seite zu schildern, wo man gern seine Unbegreiflichkeit vergißt und sich in der Bewundrung verlieret. Er weis in seinen Lesern den Wunsch zu erwecken, daß das Christenthum wahr seyn möchte, gesetzt auch, wir wären so unglücklich, daß es nicht wahr sey. Unser Urtheil schlägt sich allzeit[2] auf die Seite unsers Wunsches. Wann dieser die Einbildungskraft beschäftiget, so läßt er ihr keine Zeit, auf spitzige[3] Zweifel zu fallen; und alsdann wird den meisten ein unbe-

[1] [Vgl. zum Folgenden das Neueste aus dem Reiche des Witzes vom Mai 1751, oben Bd. IV, S. 404, Z. 23 ff.] [2] allezeit [1785] [3] spitzge [1753 ab. 1785]

strittner Beweis eben das seyn, was einem Weltweisen ein unzubestreitender ist. Ein Fechter faßt die Schwäche der feindlichen Klinge. Wann die Arzney heilsam ist, so ist es gleich viel, wie man sie dem Kinde beybringt. — — Diese einzige Betrachtung sollte den Messias schätzbar machen, und diejenigen behutsamer, welche von der Natur verwahrloset sind, oder sich selbst verwahrloset haben, daß sie die poetischen[1] Schönheiten desselben nicht empfinden. Besonders wenn es zum Unglücke Männer sind, die bey einer Art Leute, welche noch immer den größten Theil ausmachen,[2] ein gewisses Ansehen haben.

Ich habe oben gesagt, daß ich hier völlig müßig bin. Es ist also kein Wunder, daß ich auf die allerwunderlichsten Einfälle gerathe. Ueber einen werden Sie gewiß lachen, wo nicht gar mit den Achseln zucken. Ich weis nicht, ob ich oder mein Bruder zuerst darauf kamen; wir müssen aber wohl beyde zugleich darauf gekommen seyn, weil wir unsere Kräfte zu Ausführung desselben vereinigten. Wir mußten es oft genug hören, der Messias sey nicht zu verstehen, und ich mußte mich oft[3] genug auslachen lassen, wenn ich sagte, ich wollte, daß er noch ein wenig dunkler wäre. Man zeigte mir Stellen, gegen welche Orakelsprüche verständlicher seyn sollten. Ich gab mir Mühe, sie zu erklären, und mußte[4] hier und da die lateinische Sprache mit zu Hülfe nehmen;[5] da es sich denn dann und wann fand, daß man keine Mühe hatte, das in einem römischen Ausdrucke zu verstehen, was man in einem deutschen nicht verstehen wollte. Was konnte also natürlicher seyn, als daß wir darauf fielen, ob es nicht möglich sey, diesen unsern gelehrten Landesleuten zum Besten, das ganze Gedichte in lateinische Verse zu übersetzen. Gedacht; versucht: und ich wollte, daß ich hinzusetzen könnte: versucht; gelungen. Wir sind schon ziemlich weit damit gekommen, und wenn Sie wollen, so können Sie ehstens eine Probe davon sehen. Ich bin ꝛc.

Neunzehnter Brief.

An ebendenselben.

Es ist mir lieb, daß Sie mir Gerechtigkeit wiederfahren lassen, und daß Sie mich nicht, als einen Verehrer des Messias, auch zu

[1] poetische [1753 a] [2] machen, [1753 a] [3] ofte [1753 ab. 1785] [4] mußte [fehlt 1753 und 1785, von Lachmann eingesetzt] [5] zu nehmen; [1753]

einem Verehrer derjenigen steifen Witzlinge[1] machen, welche durch ihre unglücklichen Nachahmungen, dieser erhabnen Dichtungsart ich weis nicht was für einen lächerlichen Anstrich geben. Es giebt nur allzuviele, welche glauben, ein hinkendes heroisches Sylbenmaß, einige lateinische Wortfügungen, die Vermeidung des Reims wären zulänglich, sie aus dem Pöbel der Dichter zu ziehen. Unbekannt mit demjenigen Geiste, welcher die erhitzte Einbildungskraft über diese Kleinigkeiten weg, zu den grossen Schönheiten der Vorstellung und Empfindung reißt, bemühen sie sich anstatt erhaben dunkel, anstatt neu verwegen, anstatt rührend romanenhaft zu schreiben. Kann etwas lächerlicher seyn, als wenn hier einer in einem verliebten Liede mit seiner Schönen von Seraphinen spricht, und dort ein andrer in einem Heldengedicht[2] von artigen Mägdchen,[3] deren Beschreibung kaum dem niedrigen Schäfergedichte gerecht wäre. Gleichwohl finden diese Herren ihre Anbeter, und sie haben, grosse Dichter zu heissen, nichts nöthig, als mit gewissen witzigen Geistern, welche sich den Ton in allem, was schön ist, anzugeben unterfangen, in Verbindung zu stehen. Aber so geht es: wenn[4] ein kühner Geist, voller Vertrauen auf eigne Stärke, in den Tempel des Geschmacks durch einen neuen Eingang dringt, so sind hundert nachahmende Geister hinter ihm her, die sich durch diese Oefnung mit einstehlen wollen. Doch umsonst; mit eben der Stärke, mit welcher er das Thor gesprengt hat, schlägt er es hinter sich zu. Sein erstaunt Gefolge sieht sich ausgeschlossen, und plötzlich verwandelt sich die Ewigkeit, die es sich träumen ließ, in ein spöttisches Gelächter — — —

Jetzo[5] gleich will ich, vielleicht ein eben so spöttisches Gelächter, über die in meinem letzten Schreiben erwähnten Uebersetzer des Messias erwecken. Hier haben Sie eine Probe; wir müssen Ihnen aber gleich voraus sagen, daß es die erste und letzte seyn wird, weil wir dieser unsrer Beschäftigung schon wieder überdrüßig geworden sind. Nicht so wohl weil sie ein wenig schwer war, sondern vielmehr weil uns ein Freund Nachricht gab, daß uns schon eine geschickte Feder zuvor gekommen sey. Da wir von fremder Arbeit immer die vortheilhaftesten Begriffe haben, so fürchten wir bey der Vergleichung zu verlieren. Doch urtheilen Sie selbst, ob wir Ursache haben, uns zu fürchten.

[1] [Vgl. zum Folgenden das Neueste vom April 1751, oben Bd. IV, S. 397, Z. 30 ff.] [2] Heldengedichte [1753a] [3] Mägdchens [1753] [4] [Vgl. zum Folgenden das Neueste vom Mai 1751, oben Bd. IV, S. 399, Z. 28 ff.] [5] Jetzt [1785]

Messias.

Carmen Epicum, liber primus.

Quam sub carne Deus lustrans terrena novavit
Crimine depressis, cane mens aeterna salutem;
Infelicis Adae generi dum foederis icti
Sanguine reclusit fontem coelestis amoris.
Hoc fatum aeterni. Frustra se opponere tentat
Divinae proli Satanas: Judaeaque frustra
Nititur. Est agressus opus, totumque peregit.
Ast, quacunque pates, soli res cognita Jovae,
Quae iam mersa latet tenebris, arcesne poësin?
Hanc in secessu, amoto rumore loquaci,
Oranti, omnicreans Flamen, mihi redde sacratam!
Hanc, plenam igne pio, mansuris viribus auge,
Et mihi siste deam, tua quae vestigia carpat!
Hanc latebris gaudens, qua tu petis ima Jehovae,
Armet, scrutator Flamen, sapientia vivax!
Vt mihi pandantur nebulis arcana remotis,
Messiam ut dicar digno celebrare volatu.
Qui vos nobilitat, miseri, si nostis honorem,
Dum terras adiit salvatum conditor orbis,
Tendite vati animos. Huc tendite, parva caterva
Nobilium! Dulci queis non est carior alter
Fratre Deo, placido vultu quos laeta sonantes
Opprimet usque animis revolutus terminus aevi,
Hymnum audite meum! Vobis sacra vita sit Hymnus.
Haud procul urbe sacra, quae se caligine foedans
Quassabat stupido delectus calce coronam,
Quondam sede Dei, sanctorum matre parentum,
Sacrilegis fusi manibus nunc sanguinis ara,
Haud procul hac, sese Messias plebe removit,
Tunc cultrice quidem, sed non pietatis honore,
Quem sine labe videt cordis penetralia scrutans.
Intrat secessus. Hic gressibus obvia turba
Substernit palmas! illic Hosianna resultat!
Frustra. Rex titulo, nec rex cognoscitur ulli,

Nec, quod vibratum verbum patris ore benigno
Certa salus aderat, tenebris sentitur operto.
Labitur ipse Deus coelo. Pollentia verba:
Denuo claratus clarabitur! aethere missa,
Integra praesentis Jovae documenta ministrant.
Ast qui te capiat, Numen, mens sordida spectans?
Haec inter propius Jesus accedere patri,
Qui populo iratus, demissa voce per auras
Nequicquam attonito, superas remearat ad oras,
Divinam mentem nullo cogente novatum,
Terrigenas, caram gentem, sibi morte piandi.
Auroram versus, sanctam supereminet urbem
Mons, qui culminibus divinum saepe patronum
Condiderat, veluti templi penetralibus imis,
Sub patris aspectu nocturna silentia longis
Ducentem precibus. Montem contendit in illum;
Nec comes ire negat vatum monumenta Joannes
Visurus, placidam, divini imitator amici,
Vt noctem sacris orans duraret in antris.
Illinc Messias superat fastigia. Flamma
Protinus en cinctum! veniens de monte Moria
Quae placabat adhuc, usti sub imagine, patrem.
Spargit oliva gelu circum, dum mollior aura
Ora, velut Jovam prodenti murmure, lambit.
Messiae famulans aulae coelestis alumnus,
Aethereis dictus Gabriel, sub tegmine cedri
Halantis cessans volvit secum ipse salutem
Instauratam orbi coelique tropaea, redemptor
Obvius ut patri tacito pede praeterit illum.
Speratum Gabriel non nescit surgere tempus;
Obstupet, exultat; suavis vox excidit ore:
Num, divine, patri supplex, elidere somnum
Gaudes, an fessis[1] mulcentem admittere membris?
Ibo immortali capiti, sis, strata paratum.
En viridans proles cedri sua brachia tendit.

[1] fessus [1753 c]

Ambrosiusque frutex tendit. Propullulat imo
Monte silens muscus vatum monumenta pererrans.
His[1] divine tibi, concedas, strata parabo.
Instantes operi quis languor colligat artus!
Quo mortale genus tolerans dignaris amore!
Dixit. Ad hunc Jesus clementia lumina torquet,
Stans gravis in summo montis pulsantis Olympum.
Hic Deus. Hic orat. Terris iam magnus ab imis
Auditur clangor, volventes infima plausus
Antra strepunt, pulsu vocis commota potentis,
Haud vocis, quae dira polis trepidantibus, igne
Nubibus abrepto tonitrusque fragore, precatur;
Sed blandae illius, quae nil nisi spirat amorem,
Qua telluri olim paradisi forma redibit.
Circuitu nigrant per amoena crepuscula colles,
Non secus ac hilares hortus iam cingat Eous.
Quae Jesus, alta tantum vi numinis ipse
Atque sator penetrant. Homini datur ista referre.
Tandem, summe parens, lux foederis atque salutis
Advenit: aeternum sacra lux maioribus orsis,
Orso ipso primo, socia quod prole patrasti.
Surgens illa mihi radiis resplendet iisdem,
Queis olim vastam seriem penetrantibus aevi
Resplendens avidis oculis praerepta placebat.
Prima labe vias obstructi pandere coeli,
Tunc tribus unus erat, quod nosti, fervor amoris.
Regnantes per inane silens nudumque creatis,
Pulsi ardore sacro, quod nondum traxerat auras,
Sede genus celsa contemplabamur egenum.
Heu miseras gentes! Heu quondam morte carentem
Effigiem nostri, nunc cuncto crimine foedam!
Vidi infelices! Vidisti me lacrymantem!
Tunc tu: rursum homines formemus imagine diva!
Sanguinis hinc natum est foedus penetrabile nulli,
Et typum ad aeternum repetenda creatio mundi.

[1] Hic [1785]

Scis divine sator, testantur sidera coeli,
Huic operi immenso quoties ego sponte dicatus
Flagrarim, miseris numen involvere membris:
Heu, quoties tellus te multo sidere mixtam
Spectavi exultans! Et tu sacra terra Canaea,
In clivo quoties, fusuro sanguine sacri
Foederis humenti, rorantia lumina fixi!
Nunc quae pertentant animum mihi dulce trementem
Gaudia! — —

Doch genug, mein Herr. Ich sollte meinen, daß hundert und mehr Verse zu einem Anbisse mehr als zu viel wären. Vielleicht werden Sie ihrer nicht zehne lesen. Ich bin ꝛc. W** 1752. im Februar.

Zwanzigster Brief.

An den Herrn H.

Sie bekommen hier das Schreiben des Herrn Diderot über die Tauben und Stummen wieder zurück. Ein[1] kurzsichtiger Dogmaticus, welcher sich für[2] nichts mehr hütet, als an den auswendig gelernten Sätzen, welche sein System ausmachen, zu zweifeln; wird eine Menge Irrthümer aus demselben zu klauben wissen. Diderot ist einer von den Weltweisen, welche sich mehr Mühe geben, Wolken zu machen, als zu zerstreuen. Ueberall wo sie ihre Augen hinfallen lassen, erzittern die Stützen der bekanntesten Wahrheiten, und was man ganz nahe vor sich zu sehen glaubte, verlieret sich in eine ungewisse Ferne. Sie führen uns

In Gängen voll Nacht zum glänzenden Throne der Wahrheit:

wenn Schullehrer in Gängen voll eingebildeten Lichts zum düstern Throne der Lügen leiten. Gesetzt auch ein solcher Weltweise wage es, Meinungen zu bestreiten, die wir gebilliget haben. Der Schade ist klein. Seine Träume oder Wahrheiten, wie man sie nennen will, werden der Gesellschaft eben so wenig Schaden thun, als vielen Schaden ihr diejenigen thun, welche die Denkungsart aller Menschen unter das Joch der ihrigen bringen wollen — — Es geht ja ohnedem nicht an. Wie viel Höflichkeiten, wie viel Wein ließ es sich der Hr. ** nicht gestern kosten, daß wir seine Verse eben so vortreflich finden sollten, als er? — — Thaten wir es? Ich bin ꝛc. B** den 1751.

[1] [Vgl. zum Folgenden das Neueste vom Juni 1751, oben Bd. IV, S. 422, Z. 26 ff.] [2] vor [1785]

Einundzwanzigster Brief.

An den Herrn S.

Ich habe gestern von B** eine sehr traurige Nachricht erhalten. Der Freund, dessen ich so oft gegen Sie erwähnt habe, ist auf der Reise in sein Vaterland gestorben. Es geht mir nahe, wenn ich bedenke in was für Gesinnungen von mir er vielleicht gestorben ist. Nach einer langen ununterbrochnen Freundschaft mußte uns eine Kleinigkeit entzweyen, welcher meine Abwesenheit am meisten zu statten kam. Doch diese Kleinigkeit war es nicht allein, die ihn wider mich aufbrachte. Wehe euch, die ihr mit Verleumdungen sein Bette umlagert hieltet! Euch müsse es nie gelingen, einen Freund zu finden; oder wann ihr ihn ja gefunden hättet, so müsse ihn auf einmal, ohne euer Verschulden, Haß und Rache wider euch erfüllen! Und in diesem Augenblicke müsse er sterben, um euch in jener Welt mit einem schrecklichen Gesichte zu erwarten! Ich würde die strengste Gerechtigkeit zwischen mir und ihm zum Richter haben nehmen können, und ich weis gewiß, sie würde für mich gewesen seyn. Doch er ist todt, und sein Tod macht ihn in meinen Augen von allen Vorwürfen frey, und mich allein[1] schuldig. Ich mag ihn wirklich, oder nur seiner Einbildung nach beleidiget haben; genug er ist beleidigt. Er ist es, und ich muß ihn versöhnen. Aber wie? Möchten mir doch die Worte des Horaz: placantur carmine manes, nicht umsonst eingefallen seyn! Möchte es doch wahr seyn, daß dieses das Mittel wäre! Doch es sey es, oder es[2] sey es nicht; ich werde wenigstens eine Art des Trostes und der Beruhigung darinne finden. Schon sammle ich die traurigsten meiner Gedanken; und bald entwerfe ich sein Bild, das ich so reizend nicht würde entworfen haben, wenn wir uns nicht entzweyt hätten. Schon ist mein ganzer Geist dazu vorbereitet, und schon gestern hab[3] ich ihm, oder wann Sie lieber wollen, meiner Muse, lange und schwere Harmonien befohlen.

Die ich dich nie dem Chor unschuldger Scherze raubte,
Und schwer beklemmt zu bangen Klagen rief,
Die Rosen heut, o Muse, von dem Haupte,
Das gestern noch im Schooß der frohen Jugend schlief;

[1] alleine [1753 ab] [2] es [fehlt 1753 c] [3] habe [1753 ab. 1785]

Und aus der freyen Rechte
Den fürchterlichen Stab,
Den, als der Pindus jüngst in Libers Laube zechte,
Dir der vergnügte Wirth zum Freundschafts Pfande gab;
Reiß schnell, der Weste Spiel, das flatternde Gewand,
In schmutzig unachtsame Falten!
Und trenn mit ungestümer Hand
Die Perlenschnur, bestimmt das güldne Haar zu halten.

* * *

Nun nimm sie hin, die mir getreuen Saiten,
Und stimme sie zum Trauerton herab,
Zum Ton geschickt die Seufzer zu begleiten,
Und fromm zu schallen um ein Grab.

Sollten Sie nicht glauben, daß ich Sie für meine Muse hielte? Verzeihen Sie meiner Zerstreuung, und erlauben, daß ich von Ihnen auf einige melancholische Wochen, welche mir die süssesten von der Welt seyn sollen, Abschied nehmen darf. Ich bin ꝛc. W** 1752.

Zwey und zwanzigster Brief.

An den Herrn D**

Nimmermehr hätte ich geglaubt, daß meine Reden einen solchen Eindruck haben könnten. Ich erinnere mich ganz wohl, daß man in der Gesellschaft, in welcher ich Sie das erstemal zu sprechen die Ehre hatte, und von welcher wir, wann[1] es anders Ihr Ernst ist, die Epoche unserer Freundschaft zu rechnen anfangen wollen, daß man, sage[2] ich, damals das Gespräch auf die neuste Geschichte wandte, und daß ich in dem ganzen Umfange derselben keine Begebenheit anzutreffen erklärte, welche mich mehr gerührt habe, als die Enthauptung des Herrn Henzi in Bern. Ich konnte mich nicht enthalten den vortheilhaften Begrif zu verrathen, den ich mir von ihm, Theils aus den öffentlichen Nachrichten, Theils aus mündlichen Erzehlungen gemacht hatte. Ich behauptete sogar, daß er einen würdigen Helden zu einem recht erhabnen[3] Trauerspiele abgeben könne; und ich hatte das Vergnügen, daß Sie mir, nach einigem Wortwechsel, beyfielen. Wie viel grösser aber ist das Vergnügen, welches Sie mir durch Ihre Zuschrift gemacht haben?

[1] wenn [1786] [2] sag ich [1753 ab. 1786] [3] erhabenen [1786]

Ich finde den deutlichsten Beweis darinne, daß Sie mir nicht aus Höflichkeit, sondern aus Ueberzeugung beygefallen sind, und daß Sie meine Gesinnungen nicht so wohl gebilliget, als vielmehr angenommen haben. Als ein Geist, der sich gleich Anfangs mit etwas wichtigen zeigen will, übersenden Sie mir einen Plan, wie unser Held wohl am füglichsten auf die Bühne zu bringen sey. Er macht Ihrer Critik und Ihrem Genie Ehre; und wenn ich mich in die Beurtheilung desselben einlassen wollte, so würde ich überall nichts zu sagen finden, als: das ist schön, das ist regelmäßig, ob ich gleich dieses so, und jenes anders eingerichtet zu haben bekenne. Denn ich muß es Ihnen nur gestehen, daß ich mir einen gleichen Plan gemacht habe, und zwar noch ehe ich[1] die Ehre hatte, mit Ihnen davon zu sprechen. Ich habe sogar angefangen, ihn auszuführen, und ich bin nicht übel Willens den ersten Aufzug meinem Briefe beyzulegen. Und warum nicht? Er wird mir die Mühe ersparen, meine Einrichtung weitläuftig zu erklären, und ich werde am Ende nichts nötig haben, als einige allgemeine zu meiner Entschuldigung dienende Anmerkungen beyzufügen. Hier ist er; ich muß Sie aber ersuchen, daß Sie das Uebrige meines Briefes[2] erst nach ihm lesen, weil ich mich durchgängig darauf beziehen werde — — —

Samuel Henzi.

Ein Trauerspiel.

Ελευθερους ἐν μεν το εν μερει αρχεσθαι και αρχειν· ἐν δε το ζην, ὡς βουλεται τις.
Arist. Resp. Lib. VI. c. 2.

Berlin 1749.[3]

Erster Aufzug.

Erster Auftritt.

Henzi. Wernier.

Henzi. (kömmt in tiefen Gedanken und wendet sich plötzlich um.)
Wer folgt mir? — Liebster Freund, bist dus? — Wen suchst du? —
— Mich?
Du folgst mir nach? — — Warum?

[1] und zwar ehe ich noch [1786] [2] Berichts [1753 c] [3] Berlin 1749. [und das griechische Motto fehlt 1763; ebenso das von Karl G. Lessing 1786 dem Drama vorausgestellte Personenverzeichnis mit der Schlußbemerkung:] Der Schauplatz ist im Saal auf dem Rathhause.

Wernier.

Und warum wunderts dich?
Hat mich nicht Henzi stets mit ofnem Arm empfangen?
Nur jetzo fragt er mich, was ich ihm nachgegangen?
Ich sah erstaunt, daß er so früh aufs Rathhaus ging,
Sich mit sich selbst besprach, das Haupt zur Erde hing;
Ich sah, daß Zorn und Gram so Blick als Schritt verriethen,
Ob sie der Neugier gleich sich zu entfliehn bemühten.
Der Anblick drang ans Herz — — Was quält den edlen Geist?
Ich floh ihm nach, und seh — —

Henzi.

Was?

Wernier.

Daß es ihn[1] verdreußt.
Ach! bin ich nicht mehr werth sein Unglück mit zu tragen?
Ist es nicht Freunds genug mirs ungefragt zu sagen?
Hab ichs an ihm verdient, daß er so grausam ist,
Und mir den süssen Weg zu gleichem Gram verschließt?
Bedenke, wie wir da uns brüderlich umfaßten,
Als wir, zu patriotisch, die hassenswerthen haßten,
Als unterdrücktes Recht, als unser Vaterland,
Den zu bescheidnen Mund kühn, doch umsonst, entband.
Bern seufzet noch wie vor. Die Helden sind vertrieben;
Doch ist ihr bester Theil in dir zurück geblieben.
Bern sieht allein auf dich. Bern hoft allein von dir,
Freyheit, und Rach und Wohl. Drum Henzi, gönne mir
Das unermeßne Glück, wenn[2] dich die Nachwelt nennet,
Daß sie mich als den Freund von[3] ihrem Schutzgott kennet.
Wie aber? — — Schweigst du noch? — — Du siehst mich traurig an?
O daß mein schwacher Geist dich nicht errathen kann!
O könnt ich göttlich jetzt in deine Seele blicken,
Und was du mir verhöhlst dir unbewußt entrücken!
O stünde mir dein Geist so frey wie dein Gesicht,
Und schlöß ich dann daraus, was jede Mine spricht!

[1] ihm [1753 c] [2] wann [1753 a] [3] vor [1753]

Ich gäbe, könnt es seyn, dein Mißtraun zu bestrafen,
Mein Leben zehnmal hin, dir Ruhe zu verschaffen.
Zu meiner Rache dann erführst du nimmermehr,
Wer dir den Dienst gethan, daß ich dein Freund es wär.
Ja, Henzi, könntest du dich nicht erkenntlich zeigen,
Ich weis, es schmerzte dich, wie mich dein Stilleschweigen.
Erwäge, gestern schon wichst du mir listig aus,
Und flohst, mich nicht zu sehn — — o Gott! — — in Dücrets Haus.
So mußte Dücrets Haus dich von dem Freund befreyen?
So hattest du mich mehr, als dieses Haus zu scheuen?
Des Scheusals unsres Staats? Warum nahm Bern ihn ein?
Wird ihm Bern heiliger als Genf und Frankreich seyn?
Doch — — du kehrst dich von mir? Du willst mich — — auch nicht sehen.
Freund! — — Henzi! — — noch umsonst? — — Henzi! — — Vergebnes Flehen?[1]
Sprich! Sage was dich quält? Warum beschwer ich dich?
Was suchst du hier so früh? Wie? Du verläßest mich?
Wie? Soll ich dich etwan — — soll ich dich kniend bitten? — —

Henzi.

O Gott! o welcher Kampf! Was hat mein Herz gelitten!
O Freund, dein edler Geist ist größres Glückes[2] werth,
Als, daß zu seiner Pein, er meine Pein erfährt.
Was nutzt mirs, daß mein Freund mit mir gefällig weine?
Nichts, als daß ich in ihm mir zweyfach elend scheine.
Frey, fröhlich, ungequält hab ich dir sonst gedencht;
Denn sich verstellen ist bey kleinen Uebeln leicht.
Warum hast du in mich jetzt tiefer blicken müssen,
Und mir der Freudigkeit erborgte Larv entrissen?
O wär es selbst vor mir, wornach du fragst, versteckt!
Liebt ich dich weniger, hätt ich dir mehr entdeckt.
Du weißt es Zeit genug, wenn du es dann wirst wissen,
Wann wir, steht Gott uns bey, die Frucht davon geniessen.
O Bern! o Vaterland! — — — doch schon zu viel gesagt!
Freund habe nichts gehört! — — Freund habe nichts gefragt!

1 Flehen! [1753 c] 2 Glücke [1753]

Noch warte bis der Tag — — nur dieser Tag vergangen,
Und morgen, liebster Freund — —

Wernier.

Wär ich für[1] Gram vergangen.
O Bern? O Vaterland? Ja, ja, dein grosser Geist,
Für Bern erzeugt, weis nicht, was mindre Sorge heißt.
Wie selig, Henzi, ists, fürs Vaterland sich grämen,
Und sein verlaßnes Wohl freywillig auf sich nehmen.
Doch sey nicht ungerecht, und glaube, daß in mir
Auch Schweizer Blut noch fließt, und wirket wie in dir.
Theil deine Last mit mir. Kann ich gleich minder fassen,
So kann ich doch wie du, für Bern mein Leben lassen.
Nicht morgen, heute noch, eröfne mir die Bahn,
Worauf ich unter dir, Bern und dich rächen kann.

Henzi.

O sage nichts von mir. Enterbt von Amt und Ehre,
Ertrüg ich mein Geschick, wanns einzig meines wäre.
Wär jedes Amt im Staat mit einem Mann bestellt,
Der dienen kann und will; ich spräch als jener Held:
Glückselig Vaterland! du kanst mich nicht versorgen,
Der Helden sind zu viel; und bliebe gern verborgen.
Allein, wann Eigennutz den kühnen Rath belebt;
Und wann den Grund des Staats die Herrschsucht untergräbt;
Wann die das Volk gewählt zu seiner Freyheit Stützen,
Den anvertrauten Rang gleich strengen Sceptern nützen;
Wann Freundschaft statt Verdienst, wann Blut für Würde gilt;
Wann der gemeine Schatz des Geitzes Beutel füllt;
Wann man des Staates Flehn, der sie aus Gunst erkohren,
Der nur aus Nachsicht fleht, empfängt mit tauben Ohren;
Wann wer der Freyheit sich das Wort zu reden traut,
Zum Lohn für seine Müh ein schimpflich Elend baut;
Freyheit! wann uns von dir, du aller Tugend Saame,
Du aller Laster Gift, nichts bleibet als der Name:
Und dann mein weichlich Herz gerechten Zorn nicht hört,
So bin ich meines Bluts — — ich bin des Tags nicht werth.

[1] vor [1786]

Wernier.

Jetzt redte Henzi! Freund, ich fühl es, was er sagte.
O wer gleich Bruto denkt, sich auch gleich Bruto wagte.
Freund, du verstehst mich schon. Doch, sieh hier meine Faust!
Gönn ihr den süssen Stoß, wann du vor Blut dich graust.
Glaub mir, noch heute kann ich hundert Brüder finden,
Wann du — — wann Henzi nur sich will mit uns verbinden.
Du weißt, was jetzt den Rath mit bangen Warten quält.
Vielleicht, daß dieser Streich geschwind und glücklich fällt.
Vielleicht, daß das Geschick, das noch den Wütrich stützet,
Zum Wohl des Vaterlands verschworne Helden schützet.
Denn noch ist nichts entdeckt, als was ein dunkles Blat
Von Mannschaft und Gewehr kaum halb verrathen hat.
So bald man Freyheit! Bern! als ihre Lösung höret,
Muß ich der erste seyn, der das Geschrey vermehret.
O hört ichs heute noch! Und Henzi rief mit mir!
Und Bern wär heut noch frey, und frey gehorcht es dir!
Warum kenn ich sie nicht, und trage gleiche Bürde,
Daß mir des Staates Wohl wie ihnen sauer würde,
Daß ich auch einst mit Ruhm zun Kindern sagen kann:
„So sauer ward es mir! mein Leben wagt ich dran,
„Daß ich euch, mein Geschlecht, als Freye könnte küssen.
„Seyd stark, und laßt dieß Glück auch euer Kind geniessen."

Henzi.

Du willst sie kennen?

Wernier.

Ja.

Henzi.

So kenn sie dann in mir!

Wernier.

O redte Henzi wahr!

Henzi.

Kenn sie in mir!

Wernier.

In dir?
Und hast mir nichts gesagt? Mußt ich in deinen Augen
Der Freyheit sonst zu nichts, als sie zu wünschen taugen?

Freund, ungerechter Freund! — — Doch ich vergeß es schon,
Du hast mirs noch entdeckt. Freund hier nimm deinen Lohn!
(Er umarmt ihn.)
Doch eile, lehre mich, wer? wo sind deine Glieder?
Sind sie des Hauptes werth? Sinds meiner würdge Brüder?
Wie weit ists? Ist ihr Zweck mehr als Bern zu befreyn?
Doch, du regierst das Werk, wie kanns zu tadeln seyn?
Vergieb dem ekeln Stolz, der gern nichts wagen möchte,
Als was ihm Ruhm und Bern die alte Hoheit brächte.

Henzi.

Besorge nichts, auch uns ist nicht die Ehre feil.
Auch unser Endzweck ist nichts schlechters, als Berns Heil.
Der Gott des Vaterlands, der unsern Schwur vernommen,
Von dem, von dem allein uns Glück und Sieg muß kommen,
Der dreymal mächtge Gott straf uns, und unser Kind,
Wann sein allsehend Aug uns eigennützig findt;
Wann wir die Tyranney nur darum rächen wollen,
Daß unsre Brüder sie in uns vertauschen sollen;
Wann nach vollbrachter That — — doch so weit komm es nie,
Sind wir so rasend frech, dann mehr zu seyn als sie.
Fuetter, Richard, Wyß, die ehrenvollen Namen,
Der unverfälschte Rest vom freyen Schweitzer Saamen,
Die weder Stand noch Glück zum Pöbel niederdrückt,
Den Freyheit kaum so lang, als sie neu ist entzückt,
Die sinds, und andre mehr, die heut im Rath es wagen,
Den ungerechten Dienst ihm drohend aufzusagen.
Sieh! darum bin ich hier. Ich führ für sie das Wort — —

Wernier.

Und morgen zieht ihr dann aus Bern vertrieben fort.
Wie? mehr vermögt ihr nicht? Ohnmächtiges Beschwören!
Euch, nur im Drohen stark, wird keine Otter hören!
Ja führe nur das Wort! donnre wie Cicero.
Du weißt es wie er starb, vielleicht stirbst du auch so.
Den Wütrichen das Recht keck unter Augen setzen,
Giebt unglückselgen Stoff, daß sies nur mehr verletzen.

Besinn dich, wie es ging, nun ists das fünfte Jahr — —
Nein, wenn der Nachdruck fehlt, so unterlaßts nur gar.

Henzi.

Auch diesen haben wir. Bewehrt zum nahen Streite
Steht uns bey tausenden das Landvolk treu zur Seite.
Fuetter wacht am Thor, und läßt es heut noch ein;
Denn länger als den Tag, soll Bern nicht dienstbar seyn.
Ich selbst kann tausend Mann mit Flint und Schwerd bewehren,
Die bey dem ersten Sturm sich muthig zu uns kehren.
Und zweifelst du, wann uns der Ausbruch nur gelingt,
Daß nicht Berns bester Theil zu unsrer Fahne dringt?
Doch alles wird man eh, als dieses äußre wagen.
Den Fleck des Bürgerbluts kann kein Schwerd rühmlich tragen.
Drum wollte Gott, der Rath vernähm uns heute noch!
Denn heute noch ists Zeit, und linderte sein Joch,
Und gönnte sich den Ruhm, der keinen König zieret,
Daß er ein freyes Volk durch freye Wahl regieret.
Dieß macht Regenten groß, kein angemaßtes Recht,
Kein Menschen ähnlich Heer, von Gott verdammt zum Knecht.
Freund, kann es möglich seyn, daß die sich glücklich schätzen,
Die unverschämt sich selbst an Gottes Stelle setzen?
Daß der vor Scham nicht stirbt, der überzeugt kann seyn,
Kein Herz räum[1] ihm die Ehr, die er sich raubet, ein?

Wernier.

So weit denkt kein Tyrann. Er schätzt sich gnug verehret,
Wann sich ein scheuer Blick vor ihm zur Erde kehret.
Doch, welche Lust, o Freund, erfüllt mein bebend Herz,
Empfindbar dem allein, der mit gerechtem Schmerz
Für Bern in Thränen floß, und flehte Gottes Rechte,
Daß sie uns einen Held zum Rächer rüsten möchte.
Hier steht er dann in dir. Aus Ehrfurcht nenn ich dich
Nun nicht mehr meinen Freund.

Henzi.

Freund, so beschämst du mich?

[1] räumt [1753 c]

Wernier.

Nun wohl, komm, eile dann, den Helden mich zu zeigen.
Wo sind sie? — Komm! — Du bleibst? — Du schweigst? — Was
sagt das Schweigen?

Henzi.

Freund dieß verlange nicht.

Wernier.

Wie? Komm doch! Soll ich nun
Den Schwur, den sie gethan, nicht dir und ihnen thun?

Henzi.

Ich trau dir ohne Schwur.

Wernier.

Allein ich will sie sehen.

Henzi.

Du wirst, wenn du sie siehst, erzürnt von ihnen gehen.

Wernier.

Fuetter, Richard, Wyß — — die solltens, sprachst du, seyn.
Sind sie es nicht?

Henzi.

Sie sinds, doch sind sies nicht allein.
Es hat ein Ungeheur sich unter uns gedrungen,
Der flüchtge Rottengeist, verflucht von tausend Zungen,
Und nach Verdienst verflucht; den nicht die Sorg um Staat,
Den Rach und Grausamkeit uns zugeführet hat;
Der die Tyrannen haßt, nur um Blut zu vergiessen,
Und den, o hart Geschick, wir doch erhalten müssen.
Sieh! das macht meinen Gram. Ich scheu den tollen Geist,
Der uns vielleicht mit sich in sein Verderben reißt.

Wernier.

Wer ists?

Henzi.

Er, der wohin er kam die Ruhe störte,
Der jüngst mit frecher Stirn dein Kind zur Eh begehrte.

Wernier.

Wer? Dücret?

Henzi.

Eben der.

Wernier.

Der ehrenlose Mann?
Was geht Fremdlingen Bern, und unsre Freyheit an?
O speit ihn aus von euch! daß er die beste Sache,
Die besten Bürger nicht durch sich verdächtig mache.
O speit ihn aus von euch! Nehmt mich an seine Statt,
Der mindre Bosheit zwar, doch gleiche Kühnheit hat.
Wer wird sich lieber nicht zur Sclaverey bequemen,
Wenn er die Freyheit soll von Dücrets Händen nehmen?
O heute stoßt ihn noch — —

Henzi.

Und so verlangst du wohl,
Daß er uns heute noch mit Bern verrathen soll?
Sonst wär es längst geschehn — —

Wernier.

O dem ist vorzubeugen.
Mein Arm lehrt ihn geschwind ein ewig Stilleschweigen.

Henzi.

Nur gleich getödtet! Freund, wenn wir selbst uneins sind — —
Doch, hör ich recht? Er kömmt. Verlaß mich! Geh! Geschwind!
Ich hab ihn her bestellt. Ich will dich wieder finden.
Geh! und laß deinen Zorn die Klugheit überwinden.

Andrer[1] Auftritt.

Henzi. Dücret.

Henzi.

Er hat ihn doch gesehn.

Dücret.

Ha! alles steht uns bey.
Hat Henzi Muth genug, so sind wir morgen frey.

Henzi.

Ein Geist wie du, hat stets die Vorsicht ausgeschlagen.
Was wüßtest du auch mehr, als tollkühn dich zu wagen?
An Muthe fehlt mirs nicht. Doch an Bedacht fehlts dir.

[1] Zweyter [1786]

Dürrek.

O an Bedacht! Doch sprich, war Wernier nicht hier?
Vertraust du dich dem auch?

Henzi.

Kann ich mich dir vertrauen,
So kann ich doch wohl auch auf einen Berner bauen.

Dürrek.

Trau, Henzi, traue nur, bis du verrathen bist.
Was hilfts ein Berner seyn, wenn man ein Sklave ist?
Ich kenn ihn mehr als du. Er ist dem Rath gewogen,
Sonst hätt er längst mit mir ein festes Band vollzogen.
Warum nimmt er mich nicht zu seinem Tochtermann?
Weil er den Feind des Raths in mir nicht lieben kann.
Denn so klein bin ich nicht, daß eine tolle Liebe
Den Haß der Tyranney aus meiner Brust vertriebe.
Er hebt vielleicht sein Kind für einen Rathsherrn auf — —

Henzi.

O laß der frechen Zung nicht allzusehr den Lauf.
Schen mich in ihm. Er ist mein Freund.

Dürrek.

Das kann man hören,
Die Wahrheit würdst du mir sonst nicht zu sagen wehren.

Henzi.

Er haßt den Rath und dich. Nur haßt er dich noch mehr.
Doch schweig davon — — Kommt bald Wyß und Fuetter her?
Ich habe vieles noch mit ihnen zu beschliessen — —

Dürrek.

So wird auch dieser Tag wohl ungebraucht verfliessen.
Es ist gnug überlegt. Wag was man wagen muß,
Und[1] kröne durch die That des langen Zauderns Schluß.
Komm mit mir aus der Stadt, das Landvolk zu verstärken,
Und zeige dich die Nacht mit blutgen Wunderwerken.
Erschrecke, morde, brenn, vertilge Kind und Haus,
Und lösch mit Feur und Schwerd Berns Schimpf und Knechtschaft aus.
Du schütterst? — — Feiger Mann — —

[1] Nur [1753 b. 1786]

Henzi.

Nur feig zu Grausamkeiten.
Geh, Unthier, deine Wuth soll mich vom Recht nicht leiten.
Weißt du, ob Gott nicht selbst an unsre Freyheit denkt,
Er, der der Grossen Herz wie Wasserbäche lenkt,
Daß sich der harte Rath auf unser Flehn erweichet,
Und dann am grösten wird, wann er dem Bürger gleichet?
Verdienen sie den Tod, so hat Gott seinen Blitz.

Dücret.

Auf so was kleines sieht er nicht vom hohen Sitz.
Er hat von Sorgen frey, Tyrannen zu bestrafen,
Empfindlichkeit und Wuth und Stahl und Faust erschaffen.

Henzi.

Schweig Lästrer! Ich erweis an dir sonst mit der That
Warum er, was du nennst, allein erschaffen hat.
Bist du nicht hassenswerth?

Dücret.

Nun wohl, man mag mich hassen,
Darf sich mein freyer Geist nur nicht gebieten lassen.
Ich bin schadlos genug. Sey du die Lust der Welt,
Und dien, gerechter Mann, so lang es dir gefällt.

Henzi.

Fein hönisch! Dienst du nicht, wenn du den Lastern dienest?

Dücret.

Wie lehrreich! Dienst du nicht, wenn du dich nichts erkühnest?
Was soll dir dann die Macht?

Henzi.

Durch sie Bern zu befreyn,
Den Rath zu nöthigen, groß und gerecht zu seyn.
Er bleibe, was er ist, wann er uns nicht mehr drücket,
Wann Dienst und Regiment zum gleichen Theil beglücket,
Wann er als seinen Herrn erkennt das Vaterland
Und ist nur, was er ist, des Volkes Mund und Hand.
Wie gern wird Bern alsdann in ihm sich selber lieben — —

Dücret.

Und er die Tyranney nur etwas feiner üben.

Du hast Verstand genug zu einem Rädelsmann,
Doch Tugend allzuviel.

Henzi.

Die man nie haben kann.

Dürrel.

Wer ist je ohne Blut der Freyheit Rächer worden?
Wer sich zu dienen scheut, der scheu[1] sich nicht zu morden.
Die Noth heißt alles gut. Sie hebt das Laster auf;
Und bald wirds Tugend seyn, folgt Glück und Sieg nur drauf.
Wer Unkraut tilgen will, darf der die Wurzel[2] schonen?
Sie wird die gütge Hand mit neuer Mühe lohnen.
Drum soll die Nachwelt auch durch uns geborgen seyn,
Und wollen wir in uns auch unser Kind befreyn,
So muß die Tyranney und der Tyrann erliegen,
Denn nur durch dessen Tod ist jene zu besiegen.
So denkt Fuetter, Wyß, so denkt Richard und ich,
Und deine Gütigkeit scheint allen hinderlich.
Sieh, Henzi, dieses Blat läßt dir die Namen wissen,
Die alle diese Nacht durch uns erkalten müssen.
Nimm. Lies es. Folget mir, geht heute nicht in Rath;
Weil er ohndem Verdacht, ob gleich auf uns nicht, hat.
Lies nur, doch laß dich nicht der Namen Menge schrecken.
Ihr schneller Tod wird uns die Freyheit auferwecken.
Was wagt man — —

Henzi. (lieset.)

Steiger? Wie? Der soll der erste seyn?
Der redlichste des Raths? Das geh ich nimmer ein.
Soll das gerechte Haupt der Glieder Frevel büssen?
Ihn hat Freundschaft und Blut dem Vaterland entrissen.
Er kann Berns Vater seyn. Bern seufzet noch um ihn.
Drum laß uns ihn dem Schimpf, sein Herr zu seyn, entziehn.

Dürrel.

Wohl! durch den Tod.

Henzi. (zerreißt das Blat.)

Da nimm die unglückselge Rolle
Und sage deiner Brut — — —

[1] scheut [1786] [2] Wurzeln [1753. 1786]

Dürrel.

Daß Henzi dienen wolle?
Daß ihm des Feindes Blut wie seines kostbar ist?
Daß er des Staates Wohl um Steigers Wohl vergißt?

Henzi.

Ja Rasender! (geht zornig ab.)

Dritter Auftritt.

Dürrel.

Er geht? Henzi! Henzi! Verräther!
Ha! deiner Weichlichkeit schein[1] ich ein Missethäter?
Wer? Steiger? Steiger findt an[2] Henzi seinen Freund?
Er soll dem Tod entfliehn? Er? Mein geschworner Feind?
Aus Rache gegen ihn hat Dücret sich verschworen — —
Und sollt er Henzis Brust mit ihm zugleich durchbohren — —
Die Rache sey vollführt! Und weh dem Hinderniß!
Ha! Steiger! nur Gedult! die Rach ist allzu süß.

(Geht ab.)

Zweyerley, mein Herr, werden Sie gleich Anfangs bemerkt haben; daß ich nehmlich die Bühne in einen Saal des Rathhauses verlege, und daß ich die Handlung mit dem Tage anfangen lasse. Jenes thue ich, die Einheit des Orts zu erhalten, wenn ich etwa kühn genung[3] seyn sollte, in den folgenden Aufzügen die Rathsversammlung selbst, und meinen Helden vor ihr redend zu zeigen; man würde alsdenn nichts als den innern Vorhang aufziehen dürfen. Das andre habe ich deswegen für gut befunden, damit die Vorfälle einander nicht allzusehr drengen und dadurch unnatürlich scheinen möchten. Gewisse grosse Geister würden diese kleinen[4] Regeln ihrer Aufmerksamkeit nicht würdig geschätzt haben; wir aber, wir andern Anfänger in der Dichtkunst, müssen uns denselben nun schon unterwerfen. Aber wird man nicht das schon für eine Uebertretung der Regeln halten, daß der Stof unsers Trauerspiels so gar zu neu ist? Hätte man nicht wenigstens die ganze Begebenheit unter fremden[5] Namen einkleiden sollen, gesetzt diese Namen wären auch völlig erdichtet gewesen? Ich zweifle nicht, daß nicht einige dieses behaupten sollten; allein daß sie es mit Grunde behaupten werden,

[1] schien [1753c] [2] in [1753ab. 1786] [3] genung [1786] [4] kleine [1753] [5] fremde [1753]

daran zweifle ich. Die Verbergung der wahren Namen, wird meines Erachtens nur alsdann nothwendig, wenn man in einer neuen Geschichte wesentliche Umstände geändert hat, und man durch diese Veränderungen die besser unterrichteten Zuschauer zu beleidigen fürchten muß. Sind wir aber in diesem Falle? Ich sollte nicht denken; wenigstens wie ich Knoten, Auflösung und Charaktere eingerichtet habe, glaube ich die Wahrheit nirgends beleidiget, und hin und wieder nur verschönert zu haben.

Lassen Sie uns das letzte zuerst betrachten. Ich will Ihnen sagen, was meine Absicht damit war. Sie war diese: den Aufrührer im Gegensatze mit dem Patrioten, und den Unterdrücker im Gegensatze mit dem wahren Oberhaupte zu schildern. Henzi ist der Patriot, Dücret der Aufrührer, Steiger das wahre Oberhaupt, und dieser oder jener Rathsherr der Unterdrücker. Henzi, als ein Mann, bey dem das Herz eben so vortreflich als der Geist war, wird von nichts, als dem Wohle des Staats getrieben; kein Eigennutz, keine Lust zu Veränderungen, keine Rache beseelt ihn; er sucht nichts als die Freyheit bis zu ihren alten Grenzen wieder zu erweitern, und sucht es durch die allergelindesten Mittel, und wann[1] diese nicht anschlagen sollten, durch die allervorsichtigste Gewalt. Dücret ist das vollkommne Gegentheil. Haß und Blutdurst sind seine Tugenden, und Tollkühnheit sein ganzes Verdienst.

Sie werden leicht sehen können, daß in diesen Charakteren der Knoten des Stücks gegründet ist. Henzi und seine Freunde kennen den Dücret, verabscheuen ihn und suchen sich auf alle mögliche Art von ihm zu trennen. Dieser aber will selbst Oberhaupt seyn, und sucht den Henzi verdächtig zu machen, wozu er sich des Umstandes mit dem Wernier bedient. Setzen Sie nunmehr, daß ihm dieses nicht gelingt, und daß man ihn[2] völlig vor den Kopf stößt, so ist nach seiner Gemüthsart nichts natürlicher, als daß er selbst seine Mitverschwornen verräth, und sich aus der Schlinge zu ziehen sucht. Es liegt wenig oder nichts daran, ob die Entdeckung wirklich so zugegangen, und ob Wernier erst an dem Tage der Entdeckung an dem Geheimnisse Theil genommen; genug[3] daß beydes seyn könnte,[4] und die Hauptsache nichts darunter[5] leidet. Diese Entdeckung würde ich zu Ende des dritten Aufzuges vor sich gehen lassen, so daß sich die Charaktere der Gegenparthey erst in

[1] wenn [1786] [2] ihm [1753 a. 1786] [3] genung [1786] [4] konnte, [1753 c] [5] darunter nichts [1753]

den beyden letztern entwickelten. Ich würde Steigern sich Henzis eben so eifrig annehmen lassen, als sich Henzi Steigers annimmt. Ich würde nur gewisse Glieder auf eine blutige Bestrafung dringen, und diese ohne jenes Vorwissen in der Geschwindigkeit geschehen lassen — —

Es thut mir leid, daß mir die Zeit nicht erlauben will, umständlicher zu seyn. Doch ich glaube nicht einmal, daß es nöthig ist. Halb so viel würde schon zureichend gewesen seyn, Ihnen meine Einrichtung zu entdecken, und weiter habe ich nichts gewollt. Leben Sie wohl. Ich bin ꝛc.

Drey und zwanzigster Brief.

An ebendenselben.

Wahrhaftig,[1] mein Herr, Sie haben meine Gedanken so vortreflich gefaßt, oder vielmehr Sie haben sie so vortreflich verbessert, daß ich nichts mehr wünschte, als daß es Ihnen gefallen möchte, sie völlig als die Ihrigen zu betrachten, und nach demselben ein Werk zu vollführen, welches meinen Schultern beynahe zu schwer ist. Ein Lied, ein kleines Lied von Lieb und Wein, o wie viel leichter ist das! Es geht mir wie es dem Ovid ging, ohne sonst mit ihm viel ähnliches zu haben.

Vincor; et ingenium sumtis revocatur ab armis?
Resque domi gestas et mea bella cano.
Sceptra tamen sumsi, — — — — —
— — — — — — —
Risit Amor, pallamque meam, pictosque cothurnos
Sceptraque privata tam cito sumta manu.
Hinc quoque me Dominae nomen deduxit iniquae:
Deque cothurnato vate triumphat Amor.

Hier haben Sie alles, was ich noch ausser dem ersten Aufzuge gemacht habe, und was Sie etwa brauchen können. Streichen Sie aus und verbessern Sie, was Ihnen nicht gefällt; setzen Sie hinzu, was Ihnen beliebt. Wann Sie das Stück zu Stande bringen, so werde ich keinen grössern Antheil daran haben, als an einer schönen Bildsäule derjenige hat, welcher den Marmor dazu gebrochen. Leben Sie wohl!

[1] [Diese Einleitung bis Zeile 31 fehlt 1786]

Andrer[1] Aufzug.

Erster Auftritt.

Dücret, Fuetter, Richard, Wyß.

Dücret.

Kommt Freunde! Uns vereint gemeinschaftliche Rache.
Kämpft, wenn[2] ihr kämpft, für Bern, doch auch für eure Sache.
Der Tag ist endlich da. Und — — wär er schon vorbey!
Und stürzte Nacht und Tod die lange Tyranney!
Ich seh gerechte Scham durch eure Wangen dringen.
Doch kann die Scham allein die Freyheit wieder bringen?
(Fuetter sieht ihn zornig an.)
So! zeiget allgemach des Zornes edle Spur!

Fuetter.

Schweig! diesen edlen[3] Zorn reitzt deine Frechheit nur.
Wahr ists; wir schämen uns der ungeerbten Ketten,
Doch schämen wir uns mehr, mit Schimpf uns zu erretten.
Des unterdrückten Staats großmüthge Rächer seyn;
Sich für das Vaterland, und nicht für sich, befreyn;
Verwegne Richter nur, nicht das Gericht abschaffen;
Den Mißbrauch ihres Amts, und nicht ihr Amt zu strafen,
Ist ein zu heilig Werk, als daß ein Geist wie du,
Voll Rach und Eigennutz, ein Feind gemeiner Ruh,
Ein Fremdling, der sich uns nur schrecklich sucht zu machen,
Es würdig unternähm —

Dücret.

Dein Stolz ist zu verlachen.
Denn gleichwohl braucht ihr mich.

Fuetter.

So braucht ein Arzt das Gift,
Das ausser seiner Hand nur hämische Morde stift.

Dücret.

Das Gleichniß ist gewählt! Auch Henzi würd es loben,
Der nur von Tugend träumt und läßt Tyrannen toben.

[1] Zweyter [1766] [2] wann [1753 ab. 1786] [3] edeln [1753 ab. 1786]

Doch lieber sprich mit Ernst, als oratorisch schön,
Den Helden minder gleich, die auf der Bühne stehn,
Und auf des Sittenspruchs geborgte Stelzen steigen,
Dem Volk die Tugenden im falschen Licht zu zeigen.
Sprich ungekünstelt! Sprich! Was habt ihr bis anitzt[1]
Der Freyheit eures[2] Berns, auf das ihr trotzt, genützt?
Hab ich das schwerste nicht stets auf mich nehmen müssen?
Denn ihr könnt weiter nichts, als rathen, zweifeln, schliessen,
So tugendhaft ihr seyd, so durstig nach der Ehr;
Und eine Heldenthat erfordert[3] etwas mehr.
Hab ich das Landvolk nicht zu unserm Zweck gelenket?[4]
Hat euch nicht meine List manch mächtig Glied geschenket?
Vielleicht wär euer Muth zwar ohne mich gleich groß,
Doch wär er ohne mich, zum mindsten, waffenlos.
Zur Kühnheit in der Brust gehört auch Stahl in Händen,
Was dem entflieht muß dann ein donnernd Rohr vollenden.
Geht! schickt den kühnsten Held ohn dieses in den Streit;
Die Feigheit zielt; er fällt. O weibisch tapfre Zeit!
Jedoch, was brauch ich viel zu meinem Ruhm zu sagen?
Wer seine Thaten rühmt, will keine grössern wagen.
Nur darum seht ihr mich mit neidschem Hochmuth an,
Daß ich kein Bürger bin, doch mehr als er gethan.
Ein grosses Herz muß sich an keinen Undank kehren.
Beschimpfet ihr mich gleich, und wünscht mich zu entbehren,
Und nennt mich eures Ruhms gewisses Hinderniß;
Die Strafe wär zu hart, wann Dücret euch verließ.
Er kennet seinen Werth. O möchtet ihr ihn kennen,
Und ihm der Treue Lohn, euch zu erretten, gönnen.
Für alle seine Müh, für alle die Gefahr,
Verlangt er statt des Danks: man stell ihn größrer dar.
Für Bern und seinen Schwur wünscht er Glück, Blut und Leben,
Ja, dem dieß alles weicht, die Tugend aufzugeben.
Sie, die nur allzu oft den ihr gewenhten Geist,
Von grossen Thaten ab, zu kleinen Scrupeln reißt;

[1] anjetzt [1753. 1786] [2] euers [1753 ab. 1786] [3] erfodert [1753 a] [4] verlenket? [1753]

Die selten Helden schaft, doch öfters sie ersticket,
Noch eh der kühnen Faust ein nützlich Laster glücket;
Die sich für Blut entsetzt, auch wann es büssend fließt,
Und der ein Heldenmord die größte Schandthat ist:
Die opfr ich für euch auf. Was ihr abscheulich schätzet,
Das überlaßt nur mir, der sich für[1] nichts entsetzet.
Folgt mir. Geht nicht in Rath; und spart euch auf die Nacht,
Eh das verlangte Recht euch ihm verdächtig macht.
Was sollen Recht und Flehn bey[2] einem Wütrich nützen,
Der seine Laster muß mit neuen Lastern stützen?
Gnug, daß er unberent, zum Sterben unbeschickt,
Sein Unrecht und den Tod in einem Nu erblickt.

Wyß.

Wahr ists; wir sind der Welt ein strafend Beyspiel schuldig.
Man dient schon halb mit Recht, murrt man blos ungeduldig,
Wagt sich die feige Faust selbst an den Fessel nicht,
Der, wann er brechen soll, mit Blut gebeitzt nur bricht.
Laßt, Freunde, länger nicht euch einen Fremdling treiben,
Und in des Mietlings Hand des Staates Wohlfahrt bleiben,
Sein Beyspiel schimpfet uns — —

Dücret.

Zwar ist der Schimpf sehr klein,
Doch, möcht er euch ein Sporn, mich so zu schimpfen seyn!

Richard.

Schweig Dücret! Gnug, wir sind aus unserm Schlaf erwachet.
Zorn, Rach und Wuth entbrennt. Du hast sie angefachet.
Dein Ruhm ist Neides werth; und dieser gnüge dir.
Des Werkes schwerern Theil, den übernehmen wir.
Von uns, von uns nur will sich Bern befreyen lassen.
Steh ab! Es möchte dich statt alles Dankes hassen.
Wir sind uns selbst genug. Es zeige diese Nacht,
Ob uns die Tugend nur zu feigen Bürgern macht;
Ob sie das Rachschwerd nie in fromme Hände fasset,
Ob sie des Wütrichs flucht und seinen Tod doch hasset.

[1] vor [1786] [2] an [1753a]

Ihr wißt es, Blut und Glück verbindet mich dem Rath.
Doch Blut und Glück gehört zu allererst dem Staat.
Sein Wink, sein Wohl sey uns die heiligste der Pflichten,
Und soll man Faust und Stahl auf einen Vater richten.
Umsonst hegt ein Tyrann mit mir verwandtes Blut;
Ich thue das an ihm, was er am Staate thut;
Er unterdrückt sein Recht; ich will sein Blut verspritzen.
Flieht von entheiligten, sonst frommen Richtersitzen!
Kommt, Wyß, Fuetter, kommt!

Fuetter.

Wohin erhitztes Paar?

Richard.

Wohin die Freyheit ruft; in rühmliche Gefahr.
Kommt, lasset nur den Rath noch heute sicher wüten,
Des künftgen Morgens Glück soll alles froh vergüten.

Fuetter.

Hat Dücret doch gesiegt? Und werdet ihr ihm gleich?
Pflanzt er durch grobe List auch seine Wuth in euch?
Ihr seyd des Haupts nicht werth, das uns der Himmel schenket,
Das nur auf Freyheit sinnt, da ihr nur Rache denket.
Euch kennet Henzi nicht; und euch verkenn auch ich.
Nennt mich nicht euer Glied, dieß Bündniß schimpfte mich.
Geht! raset, mordet nur, und stürzet eure Brüder,
Sind es Tyrannen gleich, mit samt dem Staate nieder!
Doch wißt, ich werd es seyn, der euch dem Rath entdeckt,
Und eurer blinden Wuth gewißre Grenzen steckt.
Der Staat versprach in euch sich edle freye Bürger,
Und findet im Voraus leichtsinnge Brüder Würger?
Welch Bubenstück, hebt ihr die Freyheit also an,
Ist schrecklich gnug, das er von euch nicht fürchten kann?
Nein, ewig drücke den der Knechtschaft Schand und Bürde,
Der seine Freyheit nur zu Lastern brauchen würde.
O Freyheit, welcher Schimpf! o Henzi, welche Qual
Steht deiner Tugend vor — —

Dücret.

Spar auf ein andermal

Sein unschmackhaftes Lob. Vielleicht wirds bald geschehen,
Daß ihr ihn unverlarvt, wie ich ihn sah, könnt sehen.
Geschicht es nicht zu spät, so dankt es einzig mir.
Du drohst uns mit Verrath, doch — — zittre selbst dafür!
Vielleicht — — ich zweifle nicht — — Wir sind wohl schon verrathen.

Fueller.

Ha! Einem Dücret träumt von lauter Missethaten.
Geh nur! steck andere mit deinem Mißtraun an.
Wer thäte so was? — — Doch, vielleicht hast dus gethan?
Du nur — —

Dürret.

Ist das mein Dank, wann ich euch hinterbringe,
Daß Steiger selbst vielleicht in eur Geheimniß dringe?
Daß ein treuloses Glied den schweren Schwur verlacht,
Und Mitgenossen sich, die ihr nicht kennet, macht;
Daß es mit jedermann den grossen Vorsatz theilet,
Der schon von Haus zu Haus, von Ohr zu Ohren eilet;
Daß es der Strafe trozt, die es auf den Verrath
Mit euch selbst festgesetzt, mit euch beschworen hat.

Richard.

Er trozt der Strafe? Wie? Wer ists? Du mußt ihn nennen.
Es soll nur eines seyn, ihn tödten und ihn kennen.
Er soll dem Himmel eh, als unsrer Straf entfliehn.
Wer ist es?

Fueller.

Wer?

Wyß.

Wer ists?

Dürret.

Hier kömmt er! strafet ihn!

(Geht ab.)

Andrer[1] Auftritt.

Henzi. Fueller. Richard. Wyß.

Henzi.

Bin ich noch euer Freund? — — Bestürzt euch diese Frage,
So gönnt mir, daß ich euch als Freund die Wahrheit sage.

[1] Zweyter [1786]

Der grosse Tag ist da, der Bern und euer Wohl,
Mit Bitten oder Macht, stets billig, richten soll.
Doch wünsch ich blieb er nur so lange noch entfernet,
Bis ihr was Tugend sey, was eure Pflicht, gelernet.
Noch kennt ihr beydes nicht. Und wünschet frey zu seyn?
Wißt, Pflicht und Tugend nur muß dieses Glück verleihn.
Ein Lasterhafter kann zwar ohne Herrscher leben,
Stolz ohne Ketten gehn, vor keinem Richtstuhl beben;
Doch alles dieses ist der Freyheit kleinster Theil.
Nur gleichgetheilte Sorg um das gemeine Heil;
Nur fromme Sicherheit, rechtschaffen ungezwungen,
Nicht unbelohnt zu seyn, und nie zur Lehr gedrungen,
Der Wahrheit die man fühlt, nicht die der Priester sehn,
Und für uns sehen will, freymüthig nachzugehn;
Nur unverfälschtes Recht, wenn[1] ärmre Bürger bitten;
Nur ungestörte Wahl gleichgültger Mod' und Sitten;
Nur unbeschimpfte Müh, die nicht, statt Lohns Genuß,
Der Grossen faulen Bauch mit sich ernähren muß;
Nur schmeichelhafte Pflicht fürs Vaterland zu streiten,
Statt eines Königes herrschsüchtgen Eitelkeiten,
Um die ein rasend Schwerd eh tausend Bürger frißt,
Als er ein einzig Wort in seinem Tittel mißt:
Nur dieses, Freunde, macht der Freyheit schätzbar Wesen,
Für die schon mancher Held den süssen Tod erlesen.
Sagt denn ob man bey ihr die Tugend missen kann,
Die ihr so kühn verletzt, als kühner kein Tyrann?
Ist denn der Blutdurst auch zu einer Tugend worden?
Und ist es Bürgerpflicht, die Bürger zu ermorden?
Ein Vorsatz gleicher Art steht nur Rebellen an.
Seyd ihr Rebellen? Wohl! Geht sucht euch euren Mann.
Für Helden hielt ich euch, die für den Riß sich stellen,
Von diesen ward ich Haupt, und kein Haupt von Rebellen.

Richard. (spöttisch.)

Gewiß ein feiner Grif! hört und bewundert ihn!
Daß man Vorwürfe macht, Vorwürfen zu entfliehn.

[1] wann [1753 a]

Ist denn die Untreu auch zu einer Tugend worden?
Welch Laster ziert uns mehr, verrathen oder morden?

Henzi.

Was sagst du? — — Solchen Spott verstehet Henzi nicht.
Ich hör es allzuwohl, daß Dücret aus euch spricht.
Wars ihm noch nicht genug, ins Laster euch zu stürzen?
Müßt ihr, auf seinen Trieb, auch Henzis Ehre kürzen?
Scheint der, der für sich nichts, und alles für den Staat,
Und eure Rechte thut, euch fähig zum Verrath?
Wie? oder ist bey euch, wer sich ein Missethäter
Zu werden scheut — — ist der so gleich auch ein Verräther?
Noch reuet mich es nicht, was ich im Zorn gethan.
Der Zorn war tugendhaft. Er stünd euch allen an.
Die unglückselge Roll riß ich in hundert Stücken.
O möcht ein gleiches mir mit euren[1] Herzen glücken!
Riß ich die Wuth heraus, noch eh sie Wurzel schlägt,
Noch weil der seichte Geist der Menschheit Spuren hegt.
Jedoch auch die sind hin. Sonst würdet ihr erblassen,
Und nicht den, der euch straft, das was er strafet hassen.
Wann eure Wuth nur Blut, nur Blut der Bürger sucht,
So sucht nur meines erst, der sie und euch verflucht.
Eh Steiger sterben soll — —

Fueter.

Was Rolle? Steiger? Sterben? —
Versteht ihr was hiervon?

Wyß.

Genug uns zu verderben.
Welch schrecklicher Verdacht dringt mit Gewalt in mich.
Je mehr ich ihn bestreit, je mehr bestärkt er sich.
Hört ihr, wie Steiger ihm so sehr am Herze lieget — —

Fueter.

Wie? Zweifl' ich länger noch, ob er, ob Dücret trieget?
Nein, deine Tugend, Freund, zerstreuet den Verdacht;
Dein Herz ward uns zum Glück, nicht zum Verrath gemacht.

[1] eueren [1753 ab. 1786]

Man mahlt die Unschuld oft in fürchterlichen Zügen.
Wo nichts zu tadeln ist, ist dennoch Stoff zum Lügen.
Allein erkläre dich. Wer dürst nach Bürger Blut?
Wir deine —?

Henzi.

Gütger Gott! So schöpf ich wieder Muth?
So find ich noch in euch die tugendhaften Freunde?
Des Lasters Feinde zwar, doch stets menschliche Feinde.
So war es Dücret nur, der mit verfluchter Hand
Die blutgen Urthel schrieb, die mich auf euch entbrannt?
So hab ich Steigers mich vergebens angenommen? — — —
Mein Zorn verlöscht so schnell, so schnell er erst entglommen.
Erkennet nun, wie werth mir eure Tugend ist,
Erkennt es, und verzeiht — —

Fuekter.

Ha! welche Teufels List!
O Freunde! liessen wir so schimpflich uns betriegen? — —
Doch wie? — — Zorn und Verdacht scheint noch in euch zu siegen?
Seyd ihr noch nicht gewiß, daß Dücret Zwietracht spinnt,
Daß Henzi redlich ist, daß wir verrathen sind?

Richard.

Nicht der, deß böser Sinn am Unglück sich ergötzet,
Der Redlichkeit und Wort für nichts als Worte schätzet,
Nicht der allein verräth, auch der, dem Pflicht und Freund
Auf seine Heimlichkeit ein Recht zu haben scheint,
Der aus blöder Begier sich alle zu verbinden,
Auch alle[1] läßt den Weg uns zu verderben finden.

Henzi.

Genug! ich höre schon, worauf dein Eyfer geht.
Wahr ists, ich war zu schwach. Ein Freund hat mich erfleht.
Ich hab ihm unsern Zweck — —

Fuekter.

Du hast — —

Wyß.

O Lasterthaten!

[1] allen [1753 ab. 1786]

Henzi.

Hört mich!

Richard.

Wir hörens schon. Wir sind — —

Wyß.

Wir sind verrathen!

Fuetter.

So hast du Wort und Schwur — —

Henzi.

Die hab ich nicht verletzt,
Weil ihr dieß neue Glied selbst eurer würdig schätzt.
Ein Mann, von alter Treu, in Glück und Sturm geübet,
Der nur die Tugend mehr als seine Freyheit liebet,
Sonst alles für sie wagt, und für euch wagen wird — —

Fuetter.

Ja, wenn im Urtheil sich die Freundschaft nie geirrt,
So wär dein Fehl vielleicht — —

Wyß.

Kannst du ihn noch vertreten?

Henzi.

Wer so wie ich gefehlt, Freund, hat es nicht vonnöthen.

Wyß.

Wie? Nicht vonnöthen? Ey! du tugendhafter Mann,
Der schlechter als ein Weib den Mund regieren kann!
Verführer, was wirst du uns noch bereden wollen,
Wann du verrathen willst, und wir nicht murren sollen?
„Ein Freund hat mich erfleht!“ O träfe der Verrath,
Nur unser Glücke mehr und weniger den Staat,
So könnte noch dein Blut für deinen Frevel büssen,
So wär er grösser nicht, als wir die Strafe wissen.
Doch einem Feind des Staats wär dieß mehr Gnad als Pein,
Ein Leben voller Schimpf muß seine Strafe seyn.
Die Enkel werden dich noch mit Entsetzen nennen,
Für deren Freyheit wir nun nichts als sterben können.
Denn wer steht uns dafür, daß dein unwürdger Freund,
Kein gleicher Schwätzer ist, daß er es treuer meint?

Henzi.

Er selber steht dafür! Jedoch, ich seh ihn kommen,
Und eurem Vorwurf ist zugleich die Kraft benommen.

Dritter Auftritt.

Wernier, und die vorigen.

Fueßler, Richard, Wyß zugleich, voller Erstaunen.

Wie? Wernier? (Sie umarmen ihn.)

Henzi.

Wie nun? Umarmt ihr euren[1] Feind?
Was ändert euch so schnell? Flieht ihn! Er ist mein Freund!
Flieht ihn, er ist wie ich ein Schwätzer und Verräther,
Ein Feind des freyen Staats, ein Schaum der Uebelthäter!
Flieht ihn! Er ist mein Freund; wie wär er tugendhaft?

Wyß.

O Henzi, quäl uns nicht, wir sind genug gestraft!
Die Tugend haben wir in dir und ihm gekränket.

Richard.

Sieh, wie man irren kann, wenn man zu eifern denket.
Das Feuer riß uns hin, und mit sich selbst entzweyt,
Sieht allezeit die Furcht, was sie zu sehen scheut ꝛc.

Vier und zwanzigster Brief.

An den Herrn F.

Sie müssen sich nothwendig noch erinnern, wie viel ich jeder Zeit aus den Horatzischen Oden und aus ihrem Verfasser dem Herrn Pastor Lange gemacht.[2] Ich habe ihn allezeit als einen unserer[3] wichtigsten Dichter betrachtet und seiner versprochnen Uebersetzung des Horatz mit dem unbeschreiblichsten Verlangen entgegen gesehen. Endlich ist sie diese Messe erschienen und meine Begierde hat sie mehr verschlungen als gelesen. Noch habe ich mich von dem Erstaunen, in welches sie mich gesetzt,[4] nicht ganz erhohlt. Aber, guter Gott, wie unterschieden ist dieß Erstaunen von dem, welches ich mir versprach! Ein gehoftes Erstaunen über unüberschwängliche Schönheiten, hat sich

[1] euern [1753 ab. 1786] [2] gemacht habe. [1753] [3] einen von unsern [1753] [4] gesetzt hat, [1753]

in ein Erstaunen über unüberschwängliche Fehler verwandelt. Gleich der erste Blick, den ich hinein that, war entsetzlich, und beynahe hätt'[1] ich meinen eignen Augen nicht getrauet! Ich fiel auf die 14. Ode des fünften Buchs und las:

Als hätte ich mit dürren[2] Schlund zweyhundertmal
Des ewgen Schlafes Becher durstig gedrunken.

Eine gewisse Ahndung ließ mich schnell in den Text sehen, und was glauben Sie was ich entdeckte?

Pocula Lethaeos ut si ducentia somnos
Arente fauce traxerim:

so sagt Horatz; Herr Lange aber macht aus pocula ducentia somnos, aus schlaferweckenden Bechern, ducenta pocula zweyhundert Becher. O wahrhaftig er muß ihrer mehr als zwey hundert ausgeleeret haben, die ihm das innerste der Brust so stark mit Vergeßlichkeit der ersten Anfangsgründe[3] erfüllt haben! Ich zeigte diese Stelle so gleich einem Freunde, welcher wie ich und Sie nie aufhören wird, den Horatz zu lesen. Wir wurden einig, vorher das ganze Buch durch zu laufen, ehe wir den Uebersetzer aus einem einzigen Fehler verdammten, welcher allenfalls, wenn er der einzige bliebe, auf die Rechnung der Menschlichkeit zu schreiben sey. Wir thaten es, und siehe, ich bekam dadurch ein Exemplar, welches auf allen Seiten Striche und Kreuze die Menge hatte. Das Resultat dieser Zeichen war dieses, daß Herr Lange, welcher neun Jahre mit dieser Arbeit zugebracht haben will, neun Jahre verloren habe, und daß es etwas unbegreifliches sey, den[4] Horatz glücklich nachzuahmen, ohne ihn zu verstehen. Es liegt mir und meinem Freunde daran, daß Sie unser Urtheil nicht für übereilt halten. Sie werden uns also schon den Gefallen thun müssen, ein klein Register von Schulschnitzern zu durchlaufen, um sich Ihrer Kindheit zu erinnern. Ich nenne es ein klein Register, das Sie allenfalls von Ihrem jüngern Bruder, wenn Sie selbst nicht Zeit haben, bis in das unendliche können vermehren lassen.

1. B. Ode 1.

Sublimi feriam sidera vertice.

Dieses übersetzt Herr Lange

[1] hätte [1753] [2] dürrem [Originalausgabe der Übersetzung Langes] [3] Anfangsgründen [1753]
[4] dem [1753 a]

So rühre[1] ich mit erhabnem[2] Nacken die Sterne.

In meinem Cellario heißt vertex der Scheitel. Ein Wort das auch zwey Sylben hat.

1. B. Ode 2.

Galeae leves heissen dem Herrn Langen leichte Helme; hier müssen es blanke Helme heissen, wie es aus der Quantität der ersten Sylbe in leves zu sehen ist. Der Gradus ad Parnassum ist nicht zu verachten!

1. B. Ode 8.

— — — cur olivum
Sanguine viperino
Cautius vitat?
Warum flieht er den Oelzweig doch
Vorsichtiger als Gift der Ottern.

Wenn Horatz gesagt hätte: Olivam, so möchte Herr Lange Recht haben. Olivum aber heißt das Oel, womit sich die Fechter beschmierten, damit sie desto schwerer zu fassen wären. Daß aber Horatz dieses Oel und nicht den Oelzweig meint, kann man aus dem was er ihm entgegen setzt, dem Gifte der Ottern, sehen.

1. B. Ode 11.

Horatz sagt vina liques. Herr Lange übersetzt:[3] zerlaß den Wein. Was heißt das, den Wein zerlassen? War der Wein gefroren? Vielleicht lernt er es aus einer Stelle des Martials verstehen, was vina liquare heißt: 9. B. Sinnschr. 3.

Incensura nives Dominae Setina liquantur.

2. B. Ode 1.

Graves Principum amicitiae,

heissen unserm Uebersetzer, der wichtige Bund der Grossen. Er hätte wenigstens sollen sagen, der schädliche Bund.

2. B. Ode 4.

Cujus octavum trepidavit aetas
Claudere lustrum.

heißt in der Uebersetzung: mein Alter ist schon mit Zittern zu vierzig gestiegen. Trepidare kann hier nicht Zittern bedeuten, weil man im 40sten Jahre schwerlich schon zittert. Es

[1] rühr [Lange] [2] erhabnen [1753 ac] erhabenen [1785] [3] sagt: [1785]

heißt nichts als, eilen, so wie es Herr Lange selbst an einem andern Orte, (3. B. Ode 27. Z. 17.) übersetzt hat.*)

2. B. Ode 5.

— — nondum munia comparis
Aequare. *(valet)*

Sie ist noch der Huld des Gatten nicht gewachsen; sagt Herr Lange. Aber wer wird mit ihm von Thieren die edlen[1] Worte, Huld und Gatte zu brauchen wagen? Doch wenn auch; Horatz will das gar nicht sagen, was ihn sein Uebersetzer sagen läßt; er bleibt bloß in der Metapher vom Joche und spricht: sie kann noch nicht mit der Stärke des Ochsen, welcher neben ihr gespannt ist, ziehen.

2. B. Ode 12.

Dum flagrantia detorquet ad oscula
Cervicem — —

Herr Lange sagt, indem sie den Hals den heissen Küssen entziehet. Allein das ist gleich das Gegentheil von dem, was Horatz sagen will.

3. B. Ode 6.

Horatz sagt von einem verbuhlten Mägdchen[2] in dieser Ode:

— — — neque eligit
Cui donet impermissa raptim
Gaudia, luminibus remotis.

*) In[3] der nehmlichen Ode hat Herr Lange noch einen andern Fehler gemacht: er übersetzt:

Arsit Atreides medio in triumpho
Virgine rapta.
Erhitzte denn da, selbst mitten in dem Triumphe
— — - - nicht die beyden Söhne des Atreus
Die schöne Geraubte?

Die Construktion, und die Geschichte zeigt ja deutlich, daß hier nur von dem Agamemnon die Rede sey, welcher dem Achill die Briseis raubt. Und ist es wohl der Sinn des Lateinischen:

Regium certe genus et penates
Moeret iniquos

wenn Herr Lange übersetzt:

Gewiß sie beklagt das Unglück fürstlicher Kinder
Und zürnende Götter?

[1] edeln [1753a] [2] Mädchen [1785] [3] [Diese Anmerkung fehlt 1753]

Was ist deutlicher, als daß er durch luminibus remotis sagen will, wenn man die Lichter bey Seite geschaft hat. Der bessere Herr Lange aber giebt es: mit abgewandten Blicke.

3. B. Ode 21.

Sollte man es sich wohl einbilden können, daß Herr Lange prisci Catonis durch Priscus Cato übersetzt?[1] Welcher von den Catonen hat denn Priscus geheissen?

3. B. Ode 27.

Noch ein grösserer Fehler!

Uxor invicti Jovis esse nescis —

übersetzt Herr Lange, oder Gott weis welcher Schulknabe, dem er diese Arbeit aufgetragen: Du weists nicht, und bist des grossen Jupiters Gattin!

4. B. Ode 4.

Die vortreflichste Strophe in dieser Ode hat Herr Lange ganz erbärmlich mißgehandelt. So sieht, sagt der Dichter, das auf fette Weiden erpichte[2] Reh, den von der säugenden Brust seiner gelben Mutter verstoßnen[3] Löwen, dessen junger Zahn es zerfleischen soll — —

Qualemve laetis caprea pascuis
Intenta, fulvae matris ab ubere
Jam lacte depulsum leonem
Dente novo peritura vidit.

Man sehe nun, was der Uebersetzer für ein elendes Gewäsche daraus gemacht hat.

— — — — Und wie Ziegen
Mit froher Weid allein beschäftigt, den Löwen,
Von Milch und Brust der gelben Mutter vertrieben,
Sehn, und den Tod von jungen Ziegen wahrnehmen.

Und also heißt Dente novo von jungen Ziegen?[4]

5. B. Ode 11.

Desinet imparibus
Certare summotus pudor.

Hier übersetzt Herr Lange imparibus durch nichtswürdige, da es doch offenbar ist, daß der Dichter solche versteht, welchen er nicht gewachsen ist; der 16. und 17. Vers dieser Ode zeigt es deutlich.

[1] übersetze? [1753 ab. 1785] [2] erpichtete [1753] [3] verstoßenen [1785] [4] Ziegen. [1753 c]

Bedanken Sie sich ja, daß ich nicht freygebiger gegen Sie mit solchen Sächelchen bin. Ich glaube aber, dieses wenige ist schon hinlänglich, über einen Mann den Kopf zu schütteln, welcher in der Vorrede recht darauf trotzet,[1] daß er nichts als eine wörtliche und treue Uebersetzung habe liefern wollen. Ob sie stark, ob sie poetisch, ob sie rein[2] sey, ob sie sonst eine andere[3] Vollkommenheit besitze, das mögen andre entscheiden. Ich wenigstens wüßte nicht, wo ich sie finden sollte. Ich bin ꝛc.
W** 1752.[4]

Fünf und zwanzigster Brief.

An den Herrn Fa**

Ey, mein Herr! wie kommen Sie darzu,[5] mir einen solchen Strafbrief zu schreiben, und mir so bittre Wahrheiten zu sagen? Es ist wahr, daß ich eine allgemeine Critik des Jöcherschen Gelehrten Lexicons unter Händen habe; es ist wahr, daß schon wirklich einige Bogen davon gedruckt sind. Allein was für Grund haben Sie, an meiner Bescheidenheit zu zweifeln? Was für Grund haben Sie, mich mit einem Dunkel oder Hauber zu vermengen? Wann ich Ihnen nun sagte, daß der Herr D. Jöcher selbst, in Ansehung des Vortrags, mit mir zufrieden ist, und daß er die falschen Nachrichten, die man auch ihm davon hat hinterbringen wollen, nichts weniger als gegründet befunden hat? Wann ich Ihnen nun sagte, daß ich durchaus nicht Willens sey, nach dem Exempel genannter Herren, einen Zusammenschreiber ohne Prüfung abzugeben? Wann ich nun hinzufügte, daß ich nichts weniger als jenes grosse Werk zu vermehren suche, sondern bloß nach meinen Kräften die unzähligen Fehler darinne vermindern wolle? Was würden Sie alsdenn sagen? Nicht wahr, wenn ich Ihnen alles dieses beweise, so werden Sie sich schämen, einen so übeln Begrif von mir gehabt zu haben? Und wie soll ich es Ihnen besser beweisen als daß ich eine kleine Lage beylege, und Sie mit eignen Augen sehen lasse?[6] Wenn Sie alsdann anfangen werden, von mir besser zu urtheilen, so will ich noch dieses hinzusetzen, daß vor der Hand meine Arbeit liegen bleibt, und daß ich das Verlangen des Herrn D. Jöchers

[1] drauf trozt, [1785] [2] reine [1753 a] [3] andre [1753 a. 1785] [4] Wittenberg, 1752. [1785]
[5] dazu, [1785] [6] lassen? [1753]

billig gefunden habe, ihm meine Anmerkungen zu den Supplementbänden zu überlassen.[1] Leben Sie wohl. Ich bin ꝛc. W** 1752.

Abaris.

Der Ausspruch des Apollo wird ganz verfälscht angeführt.* Ist es Plutarch der das Wunderbare, welches man von diesem scythischen Weisen erzehlt, für Fabeln gehalten? †

* „Abaris, erzehlt der Herr D. J., wurde von seinen Lands„leuten, welche die Pest hart beschwerte, nach Athen abgeschickt, weil „Apollo den Ausspruch gethan, daß sie nicht eher auf„hören würde, bis die Athenienser ihm deswegen für „die Hyperboreer ein Gelübbde gethan hätten." Ich weis nicht, wem der Herr Doctor hier nachgegangen ist; das weis ich, daß er dem Harpokration hätte nachgehen sollen, welcher von den Alten der einzige ist, der diesen Umstand erzehlt. *Λοιμον δε φασι*, heißt es gleich im Anfange seines Wörterbuchs, *κατα πασαν την οἰκουμενην γεγονοτος, ἀνειλεν ὁ Απολλων μαντευομενος Ελλησι και Βαρβαροις, τον των Αθηναιων δημον ὑπερ παντων ἐυχας ποιησασθαι. Πρεσβευομενων δε πολλων ἐθνων προς ἀυτους, και Αβαριν ἐξ Υπερβορεων πρεσβευτην ἀφικεσθαι λεγουσιν.* Die Pest also, welche über die ganze bewohnte Welt soll gegangen seyn, schränkt der Herr Doctor auf die einzige Hyperboreische Gegend ein; und das Gelübbde, welches Apollo von den Atheniensern für alle Völker, sowohl Griechen als Barbaren, gefordert, läßt er allein auf die Landsleute des Abaris gehen. Ich für mein Theil würde diese Stelle auch nur denen zu gefallen recht treulich übersetzt haben, welche gerne so viel glauben als nur immer möglich seyn will. Eine allgemeine Pest würde für sie eine Kleinigkeit gewesen seyn.

† Ich frage; und ich werde allezeit nur fragen, so oft ich noch eine Möglichkeit sehe, daß der Herr Doctor Recht haben könnte. Ich habe die Stelle, wo Plutarch das, was von dem Pfeile des Abaris und von seinen Orakeln erzehlt wird, für ein Gedichte halten soll, ver-

[1] [Aus drei Briefen Jöchers an Lessing vom 1., 11. und 29. Oktober 1752 ergibt sich, daß Lessing drei gedruckte Bogen (wohl ohne Zweifel dem Inhalte nach einerlei mit der Beilage des 25. Briefes) an die Gleditschische Buchhandlung in Leipzig geschickt hatte, zuerst auch fest entschlossen war, diese Schrift gegen Jöchers Gelehrtenlexikon fortzusetzen, dann aber, nachdem auf seinen Wunsch Jöcher selbst alle bedenklichen Stellen in diesen drei Bogen ihm angestrichen hatte, freiwillig auf die Fortsetzung verzichtete. Jene drei gedruckten Bogen hatte schon Karl G. Lessing nie zu Gesichte bekommen; vgl. den Vorbericht zum vierten Teil der vermischten Schriften von 1785, S. 18 ff.]

gebens gesucht. So lange also, bis man mir sie zeigen wird, werde ich glauben, daß der Herr D. anstatt Plutarch, Herodot[1] habe schreiben wollen, weil er ohne Zweifel bey dem Bayle gelesen: On en debitoit tant de choses fabuleuses, qu'il semble qu'Herodote même se fit un scrupule de les raporter - - - Il se contenta de dire, qu'on disoit que ce barbare etc. Doch auch alsdann würde er zu tadeln seyn, weil er die Behutsamkeit und das Stillschweigen des Herodot[1] für eine ausdrückliche Leugnung ausgegeben hätte.

Abaucas.

Eigentlich gehört[2] dieser Mann gar nicht in ein Gelehrtenlexicon.* Doch gesetzt: so muß er Abauchas und nicht Abaucas geschrieben werden.** Er ist kein arabischer Philosoph.† Den Lucian hat man schlecht angeführt, und noch schlechter verstanden.††

* Denn was für Recht hat er auf eine Stelle darinne? Ist es genug, eine tugendhafte That zu begehen, einen artigen Ausspruch zu thun, um in die Rolle der Gelehrten zu kommen? Aber er ist ein arabischer Philosoph. Das ist eben ein ganz besondrer Fehler: man sehe die Note †. Wenigstens ist seine Handlung eines Gelehrten sehr würdig. Vollkommen; ob sich gleich keiner die Mühe jemals nehmen wird, ihm gleich zu kommen. Wann aber das Gelehrtenlexicon zugleich ein Exempelschatz seyn soll, warum findet man nicht eben sowohl einen Sisinnes, einen Belitta, einen Dandamis, einen Demetrius, einen Zenothemis darinne? Was hat Abauchas für ein Vorrecht? Doch, mit einem Worte, Abauchas so gut wie die übrigen, die ich genannt habe, und noch mehrere, sind Namen, und keiner von ihnen, wahrscheinlicher Weise, hat jemals existirt. Wie viel Millionen Menschen würden in der Welt mehr gewesen seyn, wenn man die Namen der Moralisten realisiren wollte?

** Die Ursache sieht ein jeder ein, wenn ich ihm sage, daß ihn Lucian Ἄβαυχας und nicht Ἄβαυκας nennt.

† Je mehr ich herumsinne, je weniger begreife ich es, wie man den Abauchas zu einem arabischen Philosophen hat machen können. Lucian ist der einzige, welcher seiner gedenkt, oder vielmehr Lucian ist sein Schöpfer, und machte aus ihm nichts als einen Scythen. Die Gelegenheit ist diese. Er führt einen Griechen mit Namen

[1] Herodotus [1753] [2] gehöret [1753 a]

Mnesippus und einen Scythen mit Namen Toxaris auf, welche er von dem Vorzuge ihrer Nationen, in Beobachtung der Pflichten der Freundschaft, streiten läßt. Er läßt sie eins werden, daß jeder fünf Beyspiele aus seinem Volk erzehlen will, deren Vorzüglichkeit ihren Streit entscheiden soll. Der Grieche fängt an, fünf Paar Griechischer Freunde anzuführen; der Scythe folgt, und unter seinen Geschichten ist die Geschichte des Abauchas die lezte. Ist es also möglich, daß Abauchas ein Araber seyn kann? Oder ist vielleicht Arabien eine Provinz in Scythien? Auch nicht einmal ein Philosoph ist er; denn wo giebt ihm Lucian diesen Titel? Wollte man ihn aber seiner freundschaftlichen Handlung wegen also nennen, so würde man der Philosophen in Scythien beynahe so viele machen, als Scythen selbst gewesen sind, wenigstens nach dem Zeugnisse des Lucians; wenn anders ein Satyrenschreiber bey historischen Wahrheiten ein Zeuge seyn kann. Seine Absicht war weiter keine, als auf eine angenehme Art zu lehren, wie weit die wahre Freundschaft gehen müsse, und was sie für ein weisser Rabe, nach den vollkommnen Begriffen, die man sich davon zu machen habe, sey. Diese konnte er eben so wohl durch erdichtete, als durch wahre Beyspiele erreichen. So lange man mir es also nicht durch das Zeugniß eines Geschichtschreibers beweisen kann, daß ein Abauchas wirklich in der Welt gewesen sey, so lange wird man mir es vergönnen, daß ich dem menschlichen Geschlechte diese Zierde abspreche, und glaube, Lucian habe eben das gethan, was noch heute die Sittenlehrer thun, wenn sie zeigen wollen, nicht wie die Freunde sind, sondern wie sie seyn sollten. Wenigstens hoffe ich nicht, daß mir jemand einwenden werde, Lucian lasse ausdrücklich den Scythen bey Wind und Schwerd schwören, daß er nichts als wahre Fälle erzehlen wolle.

† † Man sage mir, kann man nachläßiger citiren, als: Lucianus dialog? Man erwiedre[1] nicht: der Gegenstand selbst zeige es leicht, daß man kein ander Gespräch des Lucians, als sein Gespräch von der Freundschaft, Toxaris, meynen könne. Derjenige, welcher es schon weis, daß Lucian ein dergleichen Gespräch geschrieben hat, kann die Citation ganz und gar entbehren. Doch es möchte citirt seyn, wie es wollte, wenn nur der richtige Verstand nichts gelitten hätte.

[1] erwiedere [1785]

„Er wollte, sagt das Gelehrtenlexicon, lieber seinen Freund aus dem „Feuer erretten, als seine Frau und seine zwey Kinder, von denen „das eine nur sieben Jahr alt, das andere aber noch ein Säugling „war. Das letztere (der Säugling) kam mit seiner Mutter davon; „das erste aber mußte in den Flammen sein Leben einbüssen.“ Man vergleiche dieses mit den Worten des **Lucians**: *ἀνεγρομενος ὁ Ἀβαυχας, καταλιπων τα παιδια κλαυθμυριζομενα, και την γυναικα ἐκκρεμαμενην ἀποσεισαμενος, και σωζειν ἀυτην παρακελευσαμενος, ἀραμενος τον ἑταιρον, κατηλθε και ἐφθη διεκπεσας, καθο μηδεπω τελεως ἀπεκεκαυτο ὑπο του πυρος. ἡ γυνη δε, φερουσα το βρεφος, ἑιπετο, ἀκολουθειν κελευσασα και την κορην. ἡ δε ἡμιφλεκτος, ἀφεισα το παιδιον ἐκ της ἀγκαλης, μολις διεπηδησε την φλογα, και ἡ παις συν ἀυτῃ παρα μικρον ἐλθουσα κἀκεινη ἀποθανειν.* Die Frau, sagt **Lucian**, sey mit dem Kinde auf dem Arme, dem Manne gefolgt, und habe dem Mägdchen ihr nachzufolgen befohlen. Halb verbrannt habe sie das Kind fallen lassen; und sich kaum aus der Flamme retten können; und auch das Mägdchen habe beynahe das Leben einbüssen müssen. Hier ist das Mägdchen, oder das Kind von 7 Jahren, welches der Herr D. **Jöcher** verbrennen läßt, glücklich gerettet. Für den Säugling aber ist mir bange, denn der ist der Mutter aus den Armen gefallen. Doch auch dieser scheinet nicht umgekommen zu seyn, wann ich anders die folgende Worte des **Abauchas** recht verstehe: *ἀλλα παιδας μεν, ἐφη, και ἀυθις ποιησασθαι μοι ῥαδιον, και ἀδηλον ἐι ἀγαθοι ἐσονται ὀυτοι. φιλον δε ὀυκ ἀν ἐυροιμι ἀλλον ἐν πολλῳ χρονῳ τοιουτον, ὀιος Γυνδανης* (so hieß der aus dem Feuer gerettete Freund) *ἐστι, πειραν μοι πολλην της ἐυνοιας παρεσχημενος.* In den Worten *ἀδηλον ἐι ἀγαθοι ἐσονται ὀυτοι*, scheint mir die glückliche Entkommung beyder Kinder zu liegen. Man sehe übrigens, wie entkräftet auch diese Stelle in der Uebersetzung des GL. klingt: „Ich könnte wohl andere Kinder bekommen, aber einen dergleichen „Freund würde ich niemalen wieder gefunden haben.“

George Abbot.

„Dieser **Abbot**, sagt Herr D. **Jöcher**, verursachte sonderlich „durch seine Schärfe gegen die Nonconformisten, daß sich viele über „ihn beschwerten.“ Gleich das erstemal, da mir diese Stelle ins Ge-

sicht fiel, schien mir es ein wenig seltsam, daß man einem Erzbischof die Strenge gegen die Feinde seines Ansehens und seiner Kirche habe verdenken können. Nimmermehr aber hätte ich mir das träumen lassen, was ich hernach fand; daß man nehmlich die deutlichen Worte des Bayle, worinne[1] dem Abbot gleich das Gegentheil Schuld gegeben wird, so sehr habe verfälschen können. Hier sind sie: La severité qu'il avoit pour les Ministres subalternes et sa *connivence* sur la propagation des Nonconformistes, etoient deux choses qui faisoient parler contre lui. Was connivence heisse, ist auch Leuten bekannt, welche kein Französisch verstehen. Alles was man zu seiner Entschuldigung vorbringen kann, ist die Nachbarschaft des Worts severité. Aber wer wird mit halben Augen lesen? Ich würde menschlich genug seyn und glauben, seine eilende Feder habe für Schärfe, Nachsicht schreiben wollen, wenn er nicht gleich drauf fortführe: „Bey „dem König Jacob I. machte er sich verhaßt, weil er die Heyrath „des Prinzen von Wallis mit der Infantin von Spanien nicht billigen, „sondern die Gesetze wider die Nonconformisten nach der Strenge „exerciren wollte." Ausser der Wiederhohlung eines Fehlers begeht der Herr Doctor noch einen neuen. In was für einer Verbindung stehen diese Heyrath und die Nonconformisten? Hätte Abbot gegen diese nicht nach der Strenge verfahren können, wenn er in jene gewilliget hätte? Kurz; ich kann hierbey gar nichts denken. In der Note * zwey Kleinigkeiten, die man etwas genauer hätte angeben können.

* Unter seinen Schriften, heißt es, sind die vornehmsten: — — *Quaestiones theologicae* — — Lieber gar keinen Titel angeführt, als ihn so angeführt, daß man mehr dabey denken kann, als man soll. Weil das Werk selbst rar ist, so will ich ihn ganz hersetzen: Quaestiones sex, 1) de mendacio, 2) de circumcisione et baptismo, 3) de astrologia, 4) de praesentia in cultu idololatrico, 5) de fuga in persecutione, 6) an Deus sit autor peccati: totidem praelectionibus in schola theologica Oxoniensi disputatae anno 1597. in quibus e sacra scriptura et Patribus quid statuendum sit definitur. Per Georg. Abbatum. Oxoniae 1598. in 4. Ferner ein[2] Tractat von der sichtbaren Kirche. Die wahre Aufschrift heißt: von der beständigen Sicht-

[1] worinn [1785]   [2] einen [1753 ac] einem [1753 b]

barkeit der wahren Kirche. Der Herr D. Jöcher ist ein zu grosser Theolog,[1] als daß er nicht zugeben sollte, daß dieser Titel etwas ganz anders denken lasse, als der seinige.

Abraham Usque.

Der Herr Doctor bekennt es selbst, daß die rabbinischen Artikel sehr schlecht gerathen sind; und verspricht in den Supplementen auf die Verbesserung derselben Fleis zu wenden. Es war also billig, daß ich mir es gleich von Anfange vornahm, dasjenige zu übergehen, was der Herr Verfasser seiner eignen Feile vorzubehalten, für gut befunden hat. Nur bey diesem einzigen Artikel, weil er in die spanische Literatur mit einschlägt, erlaube[2] man mir eine kleine Ausnahme. Meine Erinnerungen sind folgende. 1) Es ist wahr, daß wir diesem Abraham den Druck der spanischen ferrarischen Bibel zu danken haben; doch hätte man die Einschränkung nicht vergessen sollen, daß es nur von derjenigen Ausgabe zu verstehen sey, welche dem Gebrauche der Christen bestimmt war. Die Ausgabe zum Nutzen der Juden[3] hat Duarte Pinel gedruckt. Beyde sind von einem Jahre. 2) Daß sie zum andernmale 1630 in Holland sey gedruckt worden, ist ein offenbarer Fehler. Diese Ausgabe ist die dritte, wo nicht gar die vierte; die zweyte aber ist 5371. (1611) zu Amsterdam in Folio gedruckt worden. Die zwey Ausgaben nach der von 1630 sind von 5406 (1646) und von 5421 (1661) welcher ich unten * gedenken will. 3) Bey den Worten: Man hat angemerkt, daß die An. 1546 zu Constantinopel gedruckte spanische Bibel auch nicht in einem Worte von dieser unterschieden sey, habe ich zu erinnern: a) Eine spanische Bibel ist niemals zu Constantinopel gedruckt worden, sondern nur der Pentateuchus. b) Und auch dieser ist nicht 1546, sondern 5307, welches das Jahr 1547 ist, herausgekommen. c) Wolf sagt *fere* ad verbum repetita est. d) Wenn man aus dem le Long, welcher die Vergleichung zwischen diesem zu Constantinopel gedruckten spanischen Pentateucho und der ferrarischen Uebersetzung angestellt hat, und aus dem Wolf etwa schliessen will, daß also die erste spanische Uebersetzung eines Stücks der Bibel zu Constantinopel herausgekommen sey, so wird man sich irren; denn eben dieser spanische Pentateuchus ist schon 5257 (1497) in Venedig gedruckt worden.

[1] Theologe, [1753a] [2] erlaubt [1753ab] [3] Jüden [1753ab]

* Der Titel ist dieser: Biblia en lengua española traduzida palabra por palabra de la verdad Hebrayca por muy excelentes letrados. Vista y examinada por el officio de la Inquisition. Con privilegio del illustrissimo Señor Duque de Ferrara. Ya ora de nuevo corregida en casa de Joseph Athias y por su orden impresa. En Amsterdam Ao. 5421. in 8. Aus der Vorrede, welche Joseph Athias dieser Ausgabe vorgesetzt, sieht man, daß der Rabbi Samuel de Cazeres die Besorgung davon gehabt habe. Er hat sie nicht nur von allen Druckfehlern der vorigen Ausgabe befreyet, sondern auch die schweren und ungewöhnlichen Wörter und allzuharten Wortfügungen ausgemerzt, und bey den dunkeln Stellen einige kleine Erklärungen eingeschaltet, welche von dem Texte durch () abgesondert sind. Auf diese Ausgabe darf man es also nicht ziehen, wann das GL. sagt: „sie ist von Wort zu Wort nach dem hebräischen „Text gegeben, welches denn sehr schwer und dunkel zu verstehen; „zumahl, da es in einer ungebräuchlichen spanischen Redensart, die „meistens nur in den Synagogen üblich, übersetzt ist." (Man bemerke hier im Vorbeygehen einen schönen deutschen Ausdruck: es ist dunkel zu verstehen.) Ich sollte vielmehr meinen, daß ein Theologe nur dieser Bibel zu gefallen Spanisch lernen müßte; indem die größten Gelehrten darinne übereinkommen, daß keine einzige andere Uebersetzung die natürliche und erste Bedeutung der hebräischen Worte[1] so genau ausdrückt,[2] als diese. (CASP. LINDENBERGERI *Epist. de non contemnendis ex lingua hispanica utilitatibus theologicis* in den *Novis Literariis maris Baltici A.* 1702.) Von dem Samuel de Cazeres muß ich noch gedenken, daß das GL. dieser seiner Arbeit auf eine sehr unverständliche und unvollständige Art erwehnet, wenn es in dem Buchstaben C weiter nichts von ihm sagt, als: „ein spanischer Rabbi in der andern Hälfte des 17ten Seculi, hat die Bibel ins spanische über„setzt zu Amsterdam 1661 in 8. edirt." Auch der Artikel des obigen J. Athias ist sehr trocken. Man gedenkt blos seiner zwey hebräischen Auflagen der Bibel, und auch dabey wird Leusdenius sowohl als die Vertheidigung des Athias gegen den Maresius vergessen. Das Geschenke der Generalstaaten würde weniger be-

¹ Wörter [1753 a]   ² ausdrückte, [1753 ab. 1785]

fremden, wenn man dazu gesetzet hätte: für die an sie gerichtete Dedication der spanischen Bibel. Seine Ausgaben der deutschen, englischen und der gedachten spanischen Bibel, hätten eben so wenig sollen übergangen werden, als die Art seines Todes. Sonst darf man sich in den spanischen Bibeln der Juden über das häufig[1] vorkommende A. nicht wundern. Es ist ihre Gewohnheit, den vierbuchstäbigen Namen des Höchsten nicht anders auszudrücken.

Johannes Abrenethius.

Von diesem Manne weis das GL. weiter nichts als: hat 1654 eine geistliche Seelenarzeney und von der Krankheit der Seelen zu Hanau edirt. Wenn man nur wenigstens noch gesagt hätte, ob er ein Franzose oder ein Russe, ein Spanier oder ein Wende gewesen wäre. Doch wenn er sein Buch deutsch und zwar zu Hanau herausgegeben hat, so wird er wohl ein Deutscher seyn. Gefehlt! Er ist ein Engländer, und das von ihm angeführte Buch ist nichts als eine Uebersetzung desjenigen, welches 1615 in London unter dem Titel a christian and heavenly treatise containing physicke for the soul herausgekommen ist.

Laurentius Abstemius.

Es ist verdrüßlich, wenn man dasjenige noch einmal anmerken soll, was man bey dem Bayle schon angemerkt findet. Er hat, sagt der Herr D. Jöcher, dem Herzoge Guido Ubaldus einige Bücher obscurorum locorum zugeschrieben. Es sind nicht einige Bücher, sondern ein einziges, und noch dazu ein sehr kleines, wie es Abstemius selbst in der Zueignungsschrift zu seinem Hecatomythion sagt. Sonst hat er auch annotationes in obscura loca veterum geschrieben, von denen ein Stück in GRVTERI Thesauro critico stehet. Diese sind mit dem vorhergehenden Buche obscurorum locorum einerley, und hätten also unter einem andern Titel gar nicht dürfen wiederhohlet werden. Der Auszug daraus steht in dem ersten Theile des gedachten Thesauri, wo man an dem Rande diese Anmerkung des Gruterus findet: ex libro obscurorum locorum Venetiis in 4. Urbini Grammaticam docuit et Bibliothecae Guidi Ubaldi Urbini ducis praeerat. Valla in illum invectus, qui in omnes stylum amarulentum strinxit adeoque fere in Christum. Von

[1] häufige [1753 bc. 1785]

seinen Fabeln giebt weder Jöcher noch Bayle noch Gesner eine ältere Ausgabe an, als die von 1522 in Straßburg. Nevelet, wie Bayle anmerkt, hat sich noch einer jüngern bedient. Ich habe eine weit ältere vor mir, welche aber nur das erste Hundert enthält, und zu Venedig 1499 in 4. unter der Aufschrift: Fabulae per latinissimum virum LAVRENTIVM ABSTEMIVM nuper compositae gedruckt ist. Diesen sind 30 Fabeln des Aesopus, aus dem Griechischen durch den Laurentius Valla übersetzt, beygefügt. Ich nenne diese letztern deswegen ausdrücklich mit, um den Zweifel des de la Monnoie zu bestärken, den er bey der obigen Randnote des Gruterus hat, daß nehmlich Laurentius Valla diesen Abstemius sehr unhöflich durchgezogen habe. Würde es wohl Abstemius, welcher damals noch lebte, oder würden es seine Freunde, die diese Ausgabe besorgt, zugegeben haben, daß man seinen Fabeln einige kahle Uebersetzungen seines Feindes mit so vielen Lobsprüchen, als sie daselbst bekommen, beyfügen dürfe?

Abudarnus.

Seine historia Iacobitarum ist zu Oxford 1675. nicht in 12 sondern in 4 gedruckt worden. Herr Clement sagt zwar auch in 12; doch beyde berufen sich auf den Herrn von Seelen, ohne diese erste Ausgabe vielleicht jemals gesehen zu haben. Herr Clement setzt noch hinzu: pagg. 75. und nennt es gleichwohl un petit traité qui ne remplit que quatre feuilles. Hier hat er sich also noch dazu verrechnet; denn wenn es vier Bogen stark, und dennoch in 12 seyn sollte, so müßte es ja 96 und nicht 75 Seiten haben. Doch wie gesagt, es ist in Quart und nimmt nicht mehr als 30 Seiten, ohne das Titelblat und zwey Blätter Vorrede, ein. Uebrigens aber hüte man sich, die Geschichte der Jacobiten für das einzige Werk des Abudacnus zu halten. Ausser den Schriften die er im Manuscripte hinterlassen hat, und worunter sonderlich die arabische Grammatik gehöret, welche in der kayserlichen Bibliothek zu Wien aufbehalten wird, (LAMBECIVS Tom. I. Comment. S. 176.) hat man noch von ihm Speculum hebraicum, gedruckt zu Löwen 1615. Daß er in Löwen Professor der orientalischen Sprachen gewesen sey, ist ausgemacht. Der Herr D. Jöcher hätte also das soll und nach einiger Meinung ersparen können. Abraham Scultetus in seiner Lebensbeschreibung

gedenkt seiner; desgleichen auch Eryc. Puteanus in dem 59ten Briefe des ersten Hunderts. Diese beyden Stellen habe ich den monatlichen Unterredungen des Herrn Tenzels zu danken; nach dessen Vermuthung der damalige Bischof, Johann Fell, die Ausgabe der Geschichte der Jacobiten soll besorgt haben.

Donat Acciajoli.

Er ist kein Plagiarius.* Er ist es nicht, welcher des Nic. Acciajoli Leben in das Italiänische übersetzt hat.** Dieses Leben hat kein Palearius sondern Matth. Palmerins geschrieben.*** Die Lebensbeschreibungen aus dem Plutarch hat er nicht italiänisch übersetzt. Bey Gelegenheit dieser Lebensbeschreibungen noch eine Unrichtigkeit.† Eines von seinen Werken, welches das geringste nicht ist, hätte man nicht vergessen sollen.†† Ein Umstand von ihm, welcher vielleicht der bekannteste nicht ist.†††

* Wenn wird man aufhören einen ehrlichen Mann der Nachwelt mit einem Schandflecke abzumahlen, den ihm die Gelehrtesten längst abgewischt haben? Doch was pflanzt man lieber fort als Beschuldigungen? Simon Simonius war der erste, welcher dem guten Acciajoli (epist. dedicat. comm. in lib. I. Eth. Nicom.) das Plagium gegen seinen Lehrer Schuld zu geben schien. Naude, welcher vielen Gelehrten ihren guten Namen wiedergegeben und vielen andern genommen hat, wiederhohlte diese Beschuldigung als eine Gewißheit. Voßius zweifelte daran, und Conring wiederlegte sie, und zwar durch Anführung einer Stelle, wo es Acciajoli selbst gestehet, daß er die Vorlesungen seines Lehrers mit seiner Arbeit verbunden habe. Alles dieses erzehlt Bayle weitläuftig. Was hilft es aber, daß billige Richter einen Ausspruch thun, wenn man dennoch die schimpflichen Vorwürfe der Ankläger fortdauern läßt? Wenn es nun jemanden einkäme, aus dem GL. die Exempel undankbarer Schüler zu sammeln; wie es denn schon zu vielen solchen schönen Sammlungen Gelegenheit gegeben hat: würde der Herr D. Jöcher nicht an der Beschimpfung dieses ehrlichen Italiäners Schuld seyn? Hätte man ihm aber ja einen gelehrten Diebstahl vorwerfen wollen, so würde man mit wenig Mühe einen andern haben finden können, dessen weder Bayle, noch sonst ein Criticus gedenkt, und weswegen ihn noch niemand ausdrücklich vertheidigt

hat. Ich ziele hiermit[1] auf das, was Friedrich Bessel in der Vorrede zu seinen animadvers. ad Eginhartum sagt: Circumfertur Caroli M. vita, quam in Hagiologiam suam transtulit GEORGIVS WICELIVS, ratus, antiqui alicuius esse scriptoris, aut plane a Plutarcho conceptam, quo nomine risum movit Vossio; sed genuinus eius autor est DONATVS ACCIAIOLVS qui et ipse Eginhartum *fere exscribit* etc. Ich bin jetzo nicht im Stande, die Arbeit des Eginhartus mit der Arbeit des Acciajolus zu vergleichen, weil ich die letztere hier nicht bey der Hand habe; ich bin aber von seiner Ehrlichkeit so überzeugt, daß ich gleich im Voraus das Urtheil des Herrn Hofrath Buders unterschreiben will, welcher in seiner Bibl. hist. selecta auf der 895. S. sagt: Vitam Caroli M. DONATVS quoque ACCIAIOLVS Florentinus, compto stilo composuit, secutus quidem saepe Eginhartum, habet tamen quae vel apud hunc minime, vel paulo aliter expressa inveniuntur.

** Wenn man sich nur ein klein wenig näher um den Uebersetzer der Lebensbeschreibung des Nic. Acciajoli hätte bekümmern wollen, so würde man gefunden haben, daß er zwar mit unserm Acciajoli gleichen Namen führe, daß er aber wenigstens hundert Jahre nach ihm gelebt habe, und ein Rhodiser Ritter gewesen sey. Was aber das Vorgeben, als ob dieser Acciajoli der Uebersetzer dieser Lebensbeschreibung sey, am allerlächerlichsten macht, ist dieses, daß in dem Anhange derselben, welcher von der Familie des Acciajoli handelt, sein eignes Leben nebst seinem Tode erzehlt wird.

*** Daß kein Palearius der Verfasser gedachter Lebensbeschreibung ist, kann ich nicht besser beweisen, als wenn ich den Titel derselben aus dem XIII. Tome der Scriptor. rer. ital. des Muratori hersetze: Matthiae Palmerii de vita et rebus gestis Nicolai Acciaioli, Florentini, Magnae Apuliae Senescalli ab anno 1310—1366. Ob ich mich aber, oder der Herr D. Jöcher richtiger auf diese Sammlung berufe,[2] werden die sehen, die sie selbst nachschlagen können. Die gedachte Italiänische Uebersetzung dieser Lebensbeschreibung ist schon 1588 an das Licht getreten; und damals als der Herr de la Monnoie bey dem Bayle derselben gedenkt, war es wahr, daß das lateinische Original, wie er sagt,

[1] hiemit [1753a] [2] berufen, [1753]

noch nicht im Druck erschienen sey. Man hat es nicht eher, als in dem angeführten 13ten Tome des Muratori, welcher 1728 herauskam, zu sehen bekommen.

† Ich glaube es selbst nicht, daß der Herr D. Jöcher dieses habe sagen wollen, gleichwohl aber sagt er es, und daran ist nichts Schuld, als seine verworrene Schreibart, welche gar zu viele und noch dazu verschiedene Sachen in einen Perioden bringen will. Er hat, sagt er, die vom Plutarch aufgesetzten Lebensbeschreibungen Hannibalis, Scipionis, Alcibiadis und Demetrii aus dem Griechischen, ingleichen — ins Italiänische übersetzt. Ich habe diese Lebensbeschreibungen selbst niemals gesehen;[1] Jovius aber sagt es ausdrücklich, daß sie lateinisch sind. Wem diese Unrichtigkeit zu geringe scheint, dem will ich eine vielleicht grössere in eben den angeführten Worten zeigen. Die vom Plutarch aufgesetzten Lebensbeschreibungen Hannibalis und Scipionis. Hat es der Herr Doctor nicht bey dem Placcius und Bayle gelesen, daß Acciajoli diese beyden Stücke dem Plutarch müsse untergeschoben haben, weil man die Urschrift in seinen Werken nicht findet? Will man aber sagen, er könne wohl eine Handschrift besessen haben, die vollständiger gewesen wäre, als unsre jetzigen Abdrücke, so ist auch hierauf die Antwort leicht. Das Verzeichniß nämlich, welches Lamprias, der Sohn des Plutarchs, von den Schriften seines Vaters aufgesetzt, zeigt es augenscheinlich, daß Plutarch wenigstens niemals eine Lebensbeschreibung des Hannibals verfertiget hat. Dieses Verzeichniß hat Höschelius, der es von dem Andreas Schottus bekommen hatte, zuerst ans Licht gebracht; und wie wohl sagt er in seinem Briefe an den Raphelengius davon: Id genus indices[2] cui usui sint[3] non nescis. Ψευδεπιγραφα multa produnt; de amissis et latitantibus erudiunt. Wenn man hieraus schliessen will, daß also Acciajoli, gesetzt, daß er auch kein Plagiarius gewesen ist, gleichwohl ein gelehrter Betrieger gewesen sey; so kann man sich gleichwohl noch übereilen. Vielleicht hat er es selbst zugestanden, daß er in diesen beyden Lebensbeschreibungen, den Plutarch nur nachgeahmt, nicht aber übersetzt habe.

[1] gesehn; [1753 ab 1785] [2] indicis [1785] [3] sunt [1753] sit [1785]

†† Ich meine nehmlich seine italiänische Uebersetzung der florentinischen Geschichte des Leon. Bruni, welche drey Jahre nach seinem Tode in Venedig unter folgendem Titel ist gedruckt worden: Storia Fiorentina tradotta in volgare per DONATO ACCIAIOLI. Impressa in Vinegia per lo diligente huomo maestro JACOMO DI ROSSI, de natione Gallo 1476. in Folio. Der Herr Clement hat sowohl diese, als eine neuere Edition von 1561. mit der Fortsetzung und den Anmerkungen des Franciscus Sansovini, angeführt, und rechnet beyde unter die seltnen Werke.

††† Daß Acciajoli seiner Vaterstadt wichtige Dienste geleistet, findet man bey dem Bayle; daß ihm aber seine Dienste sehr schlecht sind belohnt worden, und daß er einmal so gar seine Vaterstadt habe räumen müssen; findet man daselbst nicht, so wichtig auch dieser Umstand ist. Ich habe die Nachricht davon einer Stelle aus des B. Accolti Gespräche de praestantia virorum sui aevi zu danken. Hier ist sie: Fuit etiam in civitate ista[1] praecipuae auctoritatis vir, DONATVS ACCIAIOLI equestris ordinis, prudentiae, magnitudinis animi, continentiae singularis, cujus consiliis plurima in republica utilia decreta sunt: nec tamen ob ejus egregia merita declinare invidiam potuit, quin inimicorum opera ex urbe pelleretur.

Zenobius Acciajoli.

Ueberhaupt merke ich bey diesem Artikel als einen nicht geringen Fehler an, daß man die Schriften dieses Gelehrten, welche gedruckt worden, von denen nicht unterschieden hat, die niemals an das Licht gekommen sind. Man sehe, was der Herr de la Monnoie bey dem Bayle davon erinnert. Der Herr D. Jöcher redet von Briefen an den Picus de Mirandula. Ich finde aber unter den Briefen dieses Gelehrten nicht mehr als einen einzigen von dem Zenobius und zwey Antworten an ihn. Seine Chronik eines Klosters in Florenz ist auch mit einem Schnitzer angeführet worden, indem das GL. dieses Kloster St. Mariae anstatt St. Marci genennt hat. Was endlich des ARISTOTELIS Ethicam ad Nicomachum cum scholiis et glossis interlinearibus anbelangt, so vermuthe ich nicht ohne Grund, daß hier Zenobius Acciajoli mit dem vorhergehenden Donatus

[1] illa [1753 c]

sey verwechselt worden. Von seinem Sterbejahre eine Anmerkung * welche den Herrn de la Monnoie angeht.

* Ambrosius Altamura sagt, Zenobius sey im Jahre 1520 gestorben. Dem Herrn de la Monnoie ist dieses verdächtig vorgekommen. Er sagt daher, es hielten einige dafür, er könne nicht eher als im Jahre 1537 gestorben seyn, weil Hieronymus Aleander, welcher ihm in dem Amte eines Bibliothekars im Vaticane gefolgt ist, diese Stelle nicht eher als im gedachten 1537ten Jahre angetreten habe. Allein woher hat der Herr de la Monnoie diese Nachricht? Bayle sagt: Aleandre fut d'abord placé chés le Cardinal de Medicis, auquel il servit de Secretaire: il eut ensuite la charge de Bibliothecaire du Vatican aprés la mort d'Acciajoli. Mais le grand theatre ou il commença de paroitre avec eclat fut l'Allemagne, au commencement des troubles que la Reformation y excita. Il y fut envoié Nonce du Pape l'an 1519. Ist hieraus nicht zu schliessen, daß er schon vor dem Jahre 1519 die Aufsicht über die vaticanische Bibliothek müße[1] gehabt haben? — — — Doch Bayle könnte vielleicht hier ein Hysteronproteron begangen haben? Ich will also den Zweifel des Herrn de la Monnoie auf eine unwiedersprechlichere Art nichtig machen: durch die Anmerkung nehmlich, daß H. Aleander 1537 schon Kardinal gewesen, oder wenigstens gleich das Jahr darauf geworden ist. Ist es also möglich, daß er dem Z. Acciajoli erst zu dieser Zeit könne gefolgt seyn? Ich will es aber gleich entdecken, woher dieser Irrthum des Herrn de la Monnoie entstanden ist. Daher nehmlich, daß er eben so wenig wie der Herr D. Jöcher, die Aufseher in der vaticanischen Bibliothek, von dem eigentlichen Bibliothekar, welches niemand anders als ein Kardinal seyn kann, unterschieden hat. Als Acciajoli 1520, oder wie ich vermuthe, noch eher, starb, folgte ihm Aleander nur als Custos, oder Magister Bibliothecae Vaticanae. Nach seiner Gelangung zur Kardinalswürde aber, welches[2] gegen das Jahr 1538 geschah, ward er eigentlicher Bibliothekar.[3] Ich muß mich wundern, wie sich Bayle durch einen so leicht zu wiederlegenden Einwurf hat können irre machen lassen. Doch es scheinet,[4] als ob er dem Herrn

[1] müßte [1753 a] [2] welche [1753 ab. 1785] Bibliothekarius. [1753] [4] scheint, [1753 ab. 1785]

de la Monnoie allzuviel Genauigkeit zugetraut hätte. Und nur daher ist es vielleicht gekommen, daß er sich verschiedne Fehler von ihm hat aufheften lassen. Ich will es noch zum Ueberflusse durch ein Zeugniß beweisen, daß Acciajoli schwerlich erst 1537 könne gestorben seyn. Leander Albertus sagt in seiner Beschreibung Italiens, welche ich nach der lateinischen Uebersetzung anführen muß, von ihm folgendes: ZENOBIVS ACCIEVOLVS ex ordine praedicatorum, qui de graecis opera quaedam in latinum convertit, nominatim Justinum Martyrem, et *annis superioribus* Bibliothecae Vaticanae Magister excessit. Diese Stelle steht nicht weit vom Anfange eines Werks, welches der Verfasser schon 1537 völlig ausgearbeitet hatte, ob es gleich erst einige Jahr drauf gedruckt worden. Wie hätte er annis superioribus sagen können, wann er in eben dem Jahre gestorben wäre? Was die Uebersetzung des Justinus, in dieser Stelle des Albertus, anbelangt, so ist sie niemals gedruckt worden, welches denen bekannt seyn wird, welche wissen, daß wir nicht mehr als drey lateinische Uebersetzungen des Justinus haben. Die erste ist von dem Joachimus Perionius; die zweyte von dem Sigis. Gelenius, und die dritte von Johann Langen.

Aus:

Berlinische privilegirte Staats- und gelehrte Zeitung.

Im Jahr 1753.[1]

L'Esprit des Nations,[1] *en II Tomes. à la Haye 1752* in 12. jeder Theil 12 Bogen. Die edelste Beschäftigung des Menschen ist der Mensch. Man kan sich aber mit diesem Gegenstande auf eine gedoppelte Art beschäftigen. Entweder man betrachtet den Menschen im einzeln, oder überhaupt. Auf die erste Art kan der Ausspruch, daß es die edelste Beschäftigung sey, schwerlich gezogen werden. Den Menschen im einzeln zu kennen; was kennt man? Thoren und Bösewichter. Und was nützt diese Erkenntniß? uns entweder in der Thorheit und Boßheit recht stark, oder über die Nichtswürdigkeit uns gleicher Geschöpfe melancholisch zu machen. Ganz anders ist es mit der Betrachtung des Menschen überhaupt. Ueberhaupt verräth er etwas grosses und seinen göttlichen Ursprung. Man betrachte, was der Mensch für Unternehmungen ausführt, wie er täglich die Grenzen seines Verstandes erweitert, was für Weisheit in seinen Gesetzen herrschet, von was für Emsigkeit seine Denkmähler zeigen. Das einfacheste und vollkommenste Bild von ihm auf dieser Seite zu erhalten, muß man es, auf eine Lucianische Art, aus den schönsten Theilen seiner Arten, das ist der Nationen, zusammen setzen, wozu aber eine sehr genaue Charakteristik derselben, erfordert wird. Noch hatte kein Schriftsteller sich diesen Gegenstand insbesondere erwehlet; so daß der Verfasser der gegenwärtigen Schrift mit Recht von sich rühmen kan: libera per vacuum posui vestigia princeps. Man begreift es leicht, daß er alle seine Anmerkungen auf die Geschichte gründen müsse, und daß, wann er nur das geringste von dem Charakter einer Nation, ohne sich auf die Erfahrung zu stützen, behaupten wollte, er eben so lächerlich werden würde, als der Naturforscher, der uns neue Entdekungen aufdringen will, ohne sie durch Experimente zu beweisen. Man muß ihm aber mit Recht den Ruhm lassen, daß er sich als einen eben so grossen

[1] [156 Stücke zu durchschnittlich 2 Blättern 4°]

[2] [1. Stück. Dienstag, den 2. Jan. Das Stück wird durch eine Neujahrsode Lessings eröffnet; s. Bd. I, S. 143 f.]

Kenner der Geschichte, als einen scharfsinnigen Weltweisen erwiesen hat. In diesen beyden ersten Theilen, denen vielleicht noch einige folgen möchten, ist seine Beschäftigung diese, daß er die Ursachen der Verschiedenheit unter den Nationen untersucht, die' vornehmsten alter und neuer Zeiten mit einander vergleicht, und ihren abwechselnden Vorzug bestimmt. Eigentlich zu reden hat man keine andere als physikalische Ursachen, warum die Nationen an Leidenschaften, Talenten und körperlichen Geschicklichkeiten so verschieden sind; denn was man moralische Ursachen nennt, sind nichts als Folgen der physikalischen. Die Erziehung, die Regierungsform, die Religion zu den Ursachen dieser Verschiedenheit zu machen, zeigt deutlich, daß man es entweder schlecht überlegt hat, oder einer von denjenigen Gelehrten ist, die zum Unglück in Ländern gebohren sind, von welchen man vorgiebt, daß sie den Wissenschaften weniger günstig, als etwa Frankreich und England, wären, und also sich selbst Unrecht zu thun glauben, wann sie den Einfluß des Clima auf die Fähigkeit des Geistes zugeben wollten. Unter den Beurtheilungen verschiedener Völker, welche der Verfasser angestellet, ist insbesondere die Beurtheilung der Chineser und der alten lacedämonischen Republik ungemein lesenswürdig. Er behauptet von der letztern, daß viele Gesetze des Lycurgs allzubesonders gewesen wären, und daß die Tugenden der Spartaner nicht allezeit aus den besten Grundsätzen geflossen wären. Es war, sagt er, allzuviel Kunst und Gezwungenheit dabey. Es war Schminke; freylich die schönste von der Welt, weil sie von Griechen und Philosophen war gemacht worden: aber es war doch Schminke. Kostet in den Voßischen Buchläden, hier und in Potsdam, 1 Rthlr.

Bald[1] wird in Frankreich die Profeßion eines Sittenlehrers die Profeßion eines Wagehalses werden. Schon wieder eine Moral die man in Paris verbraunt hat! Hier ist der Titel: L'ecole de l'homme ou Parallele des portraits du siecle et des tableaux de l'Ecriture sainte. Ouvrage moral, critique et anecdotique en III. Tomes, in 8. Der Verfasser hat sich seine glücklichen Vorgänger in moralischen Schilderungen nicht abschrecken lassen. Auch nach einem Bruyere, Claville und Panage glaubt er etwas neues sagen zu können. Ihre Werke, behauptet er, hätten bloß die Kraft einen artigen Mann, oder aufs höchste einen

[1] [3. Stück. Sonnabend, den 6 Jan.]

ehrlichen Mann zu bilden; er aber wolle, nebst diesen, einen Christen zu bilden suchen. Und in der That, darinne geht er von allen jetztlebenden französischen Witzlingen ab; er zeigt es auf allen Seiten, daß er Religion habe, daß er sie seinen Lesern einzuflössen suche, daß er überführet sey, nur sie gäbe allen guten Eigenschaften den wahren Werth, nur durch sie allein könne man ein rechtschaffener Vater, ein rechtschaffener Sohn, ein rechtschaffner Ehemann, ein rechtschaffner Freund, ja sogar ein rechtschaffner Liebhaber seyn. Und das Werk eines solchen Schriftstellers, wird man sagen, ist verbrannt worden? Nicht allein; man hat sogar den Verfasser, welcher ein Soldat unter der königlichen Garde, Namens Gesnard, seyn soll, ins Gefängniß gesetzt, wo er sein Schicksal zu erwarten hat. Warum hat er mit aller Gewalt ein Lucil werden wollen, von welchem Horaz sagt:

Primores populi rapuit, populumque tributim,
Scilicet uni aequus virtuti atque ejus amicis.

Eine Menge satyrischer Schilderungen, in welchen man beynahe den ganzen parisischen Hof, und wer weiß was noch für hohe Häupter finden will, sind die Ursache seines Unglücks. Aber soll denn ein Sittenlehrer nicht nach dem Leben schildern? Sollen denn alle seine Gemählde ohne Aehnlichkeit seyn? Und wann er auch niemanden zu treffen Willens hat, so darf er nur die aller grotesquesten Figuren von Narren auf das Papier werfen, und die Anwendung dem Leser überlassen; er wird gewisse Personen vor den Augen müssen gehabt haben, wann er das Gegentheil auch beschwören wollte. Derjenige also hätte das Unglück des Verfassers verdient, welcher seinem Werke einen Schlüssel beygefügt hat, welcher der Verleumdung vielleicht die Geheimnisse aufschliessen soll, wo der Verfasser keine wissen will. Unterdeßen wird er gewiß mehr Leser anlocken, als es die strenge Moral des Verfassers würde gethan haben. Kostet in den Voßischen Buchläden 16 Gr.

P. J. Hollanders[1] Bibliothek für unstudirte wahre Religionsliebhaber: oder auserlesene Schriften und Auszüge aus den alten sowohl als neuern Zeiten, zur gnugsamen Bestätigung der Wahrheiten des Seelenheils,

[1] [7. Stück. Dienstag, den 16. Jan. Im vorausgehenden 6. Stück (Sonnabend, den 13. Jan.) teilte Lessing das Sinngedicht „Auf den Heldendichter des Hermanns“ mit; s. Bd. 1, S. 36.]

wider die Ungläubigen, Juden und Schwärmer. *I. II.* und *III.* Theil. Frankfurt am Mayn 1752, zu finden in der Dürenschen Buchhandlung. in 8v. Wenn es wahr ist, daß in den neuern Zeiten die fürchterlichsten Bestreiter unserer Religion aufgestanden sind, so ist es auch nicht minder wahr, daß zu eben den Zeiten diese bestrittene Religion die mächtigsten Vertheidiger gefunden hat. Allein das würde offenbar falsch seyn, wenn man behaupten wollte, daß die Schriften sowohl der einen als der andern auch gleiche Wirkungen gehabt hätten. Die erstern besitzen meistentheils die unseelige Geschicklichkeit dem Falschen alle Reitze der Wahrheit zu geben, die schwächsten Gründe durch witzige Einfälle aufzustützen, und sich so auszudrücken, daß man sie ohne Kopfbrechen verstehen kann. Die andern haben meistentheils ein allzugelehrtes Ansehen, und das ist pedantisch; sie bleiben immer ernsthaft, und das ist unerträglich; sie setzen Schlüsse auf Schlüsse, und wer wird gerne seine Gedanken anstrengen. Daher kommt es, daß diese nur diejenigen zu Lesern bekommen, die sich unterrichten wollen; jene aber alle die, welche zum Zeitvertreibe lesen; so daß allezeit das kritische Wörterbuch hundert Leser, und die Theodicee einen hat. Der Herr Hollander hat es versucht diesem Uebel dadurch abzuhelfen, daß er die berühmtesten Schriften für die Religion den Unstudirten, welche die Weitläuftigkeit und dehnende Gründlichkeit oder die fremde Sprache derselben abschreckt, durch deutliche Uebersetzungen, oder faßliche Auszüge, in die Hände liefre. So rühmlich sein Vorhaben war, so wohl hat er es auch ausgeführet; welches aus nichts deutlicher erhellen wird, als wenn wir die Stücke nennen, die in diesen drey ersten Theilen enthalten sind. Nach einigen allgemeinen Betrachtungen von der Nutzbarkeit einer solchen Bibliothek, folgt 1) des Herrn Herausgebers Abhandlung von den natürlichen Kräften der Menschen in Ansehung der Bekehrung. 2) Allgemeine Anmerkungen betreffend die natürliche Religion aus des Herrn Oporins Religionsschriften. 3) Des heiligen Augustinus eigenes Bekenntniß, wie er vom Unglauben zur einzigen wahren Religion bekehret worden. 4) Eben desselben Schrift von der Vortreflichkeit des christl. Glaubens. 5) Besondere Erklärung vom Unterscheide zwischen Wissenschaft, Glauben, Meinungen und Irrthümern, aus den Schriften des Herrn Fr. von Wolfs gezogen. 6) Des Hrn. Herausgebers allgemeine Kennzeichen von der Glaubwürdigkeit der mosaischen Nachrichten, aus den allgemeinen Reise-

geschichten gezogen. 7) Eben desselben allgemeine Kennzeichen von der Glaubwürdigkeit und Nutzbarkeit des Buchs Hiob. 8) Der Octavius des Minucius Felix. Hier muß man dem Hrn. Hollander das Recht widerfahren lassen, daß er die blühende Beredsamkeit seines Originals, in der deutschen Sprache, die er überall in seiner Gewalt zu haben beweiset, sehr glücklich ausgedrücket habe. 9) Allgemeine Betrachtungen über das Heidenthum aus den Schriften des Tertullianus wider die Heiden. 10) Kurze Nachricht von dem heidnischen Weltweisen Celsus, aus des Hrn. Kanzler Mosheims Vorrede zu dem Origines wider Celsum. 11) Einleitung zur Erkenntniß der göttlichen Haußhaltung in Ansehung der Religionen überhaupt, aus des Herrn Watts Uebereinstimmung der Religionen. 12) Des H. Augustinus Rede wider die Juden. 13) Des Herrn St. Aubin besondere Betrachtung über die historischen Bücher des A. Testaments. 14) Ebendesselben Betrachtung über die allgemeinen Kennzeichen der wirklichen Ankunft des Messias und Geschichte der falschen Messias. = = = Aus diesen Titeln wird man unschwer ermessen können, daß dieses Werck, wann die übrigen Theile diesen gleich werden, Unstudirten, welche eine nach ihren Umständen gründliche Erkenntniß von der Religion erlangen wollen, nicht genug wird können angepriesen werden. Kostet in den Voßischen Buchläden 2 Thlr.

Berlin.[1] Die Liebe zur einzigen wahren Weltweisheit, zur Erkenntniß der Natur, scheint jetzt in Deutschland ein allgemeiner Geschmack geworden zu seyn. Hoffentlich wird das Publicum einen neuen Beweis mit so viel größern Vergnügen lesen, je gewisser es ist, daß es selbst am Ende den größten Nutzen davon haben wird. Verschiedne vornehme, gelehrte und neugierige Personen, welche überzeugt sind, daß es in den amerikanischen Ländern an sorgfältigen Beobachtern der Natur um so viel mehr fehlen müsse, je seltener es geschehe, daß man die Begierde sich zu bereichern, von welcher fast alle Europäer in jene Gegenden getrieben werden, und die Begierde seine und des menschlichen Geschlechts Einsichten zu erweitern, beysammen fände, haben sich verbunden, einen Gelehrten auf ihre Unkosten eine physikalische Reise dahin thun zu lassen. Sie haben den Hrn. Mylius, Correspondenten der königl. großbritanischen Akademie der Wissenschaften in Göttingen, dazu auserseyen,

[1] [8. Stück. Donnerstag, den 18. Jan.]

an dessen Fähigkeit man so wenig zweifelt, daß man gewiß glaubt, seine Erfahrungen werden bey den Naturforschern die Glaubwürdigkeit eigner Erfahrungen künftig haben. Er wird also in wenig Wochen von hier nach Holland abreisen, von dannen er im künftigen Monat März nach Surinam zu Schiffe gehen, und sich in den dortigen Gegenden ohngefehr ein Jahr aufhalten wird. Von Surinam wird er nach Carolina, und besonders nach Georgien, auch wann es die Zeit verstattet, nach Pensylvanien gehen, und auch in diesen Provinzen ein Jahr zubringen. Endlich wird er von Boston wieder zurück nach den Antillischen Inseln segeln, und sich auf Befehl und Unkosten Sr. Königl. Majestät in Dännemark auf deu beyden dänischen Inseln St. Thomas und St. Crux gleichfalls beynahe ein Jahr aufhalten, und von da über England und Dännemark nach Deutschland zurück kommen. Die Absicht dieser Reise, wie wir schon gesagt, ist physikalisch; nehmlich Beobachtungen und Versuche anzustellen, welche hier nicht können angestellt werden; Nachrichten von diesem und jenem einzuziehen, was in unsern Landen zur Aufnahme der Handlung, der Manufacturen, der Künste und Wissenschaften dienlich seyn kau; und endlich denjenigen, welche die Unkosten dieser Reise tragen, natürliche Seltenheiten aus allen Reichen der Natur zu sammeln.

Berlin.[1] Der Herr von Voltaire achtet sich verbunden, hierdurch anzuzeigen, daß er keinen Antheil an den Schriften habe, die seit kurzen sowohl in der gelehrten Streitigkeit von der kleinsten Wirkung, (la moindre Action) als über andere Dinge, herausgekommen, und die man ihm in einigen Journalen und Zeitungen beymessen wollen. Es ist ihm sehr zuwider, daß man ihn zu deren Verfasser gemacht hat, und es würde ihm noch mehr seyn, von bloß philosophischen und gelehrten Sachen auf eine Art zu schreiben, welche im geringsten die Sitten oder die Ehre eines andern, wer es auch sey, beleidigen könnte. Er nimmt übrigens an diesen Streitigkeiten ganz keinen Antheil und beschäftiget sich mit einer Arbeit von ganz anderer Art, die alle seine Zeit erfordert; indem er an nichts weiter denket, als die Geschichte seines Vaterlandes zu vollenden, welcher er einzig und allein die wenigen Gaben, so er noch besitzet, gewidmet hat.

[1] [9. Stück. Sonnabend, den 20. Jan.]

Gründliche Bemühungen[1] des vernünftigen Menschen im Reiche der Wahrheit, den Verehrern des Wahren mitgetheilt von Christian Ernst Simonetti. Franckfurth an der Oder bey Joh. Chr. Kleyb. 1752. in 8vo. 1 Alphb. 3 Bogen. Unter diesem Titel hat es dem berühmten Hrn. Verfasser gefallen, der Welt eine Vernunftlehre mitzutheilen. Er ist neu, wird man sagen, aber für das darinne abgehandelte viel zu weitläuftig. Hierauf wissen wir nichts zu antworten, weil er in dem Werke selbst nirgends gerettet wird; es müßte denn dieses seyn, was man dem Leser in der Vorrede zu verstehen giebt, daß nehmlich der Herr Verfasser dem vernünftigen Menschen in seinen Bemühungen im Reiche der Wahrheit künftig weiter folgen wolle, das ist, daß er unter diesem Titel einen ganzen philosophischen Cursum schreiben wolle. Und alsdann wird man weniger darwider einzuwenden haben. Von der Ausführung wird ein verständiger Leser dasjenige zu sagen gedrungen seyn, was man von allen Simonettischen Schriften schon längst gesagt hat, daß sie in einer schönen Schreibart, in einer ungezwungenen Lebhaftigkeit und in einer Ordnung abgefaßt sind, welche der Verfasser mehr in dem Kopfe als auf dem Concepte gehabt hat. Diejenigen welche viel neue Wahrheiten hier von ihm verlangen, sind sehr abgeschmackt. Das neue sollte uns in den speculativischen Theilen der Weltweisheit allezeit verdächtig seyn. Genug wann ein Schriftsteller, welchen seine äusserlichen Umstände in ein schon von vielen durchforschtes Feld nöthigen, zeigt, daß er nicht bloß nachbete, daß er es selbst durchgeforscht habe; gesetzt auch, er habe nicht mehr erforscht als seine Vorgänger. Die Wahrheit gewinnt nicht allein durch neue Entdeckungen, sondern auch durch die verschiedenen Arten sie vorzutragen. Kostet in den Voßischen Buchläden 9 Gr.

Sieg des Liebesgottes.[2] Eine Nachahmung des Popischen Lockenraubes. Stralsund, Greifswald und Leipzig, bey J. J. Weitbrecht. 1753. Dieses comische Heldengedicht besteht aus vier Gesängen, und es ist schon ein sehr gutes Vorurtheil für den Verfasser, daß er niemand geringerm, als einem Pope nacheifert.

[1] [10. Stück. Dienstag, den 23. Jan. Im folgenden 11. Stück (Donnerstag, den 25. Jan.) veröffentlichte Lessing die Ode „Der 24te Jenner"; s. Bd. I, S. 144 f.],

[2] [12. Stück. Sonnabend, den 27. Jan.]

Seine Poesie hat eine Schönheit, um die sich die wenigsten unserer jetzigen deutschen Dichter bekümmern; sie fließt mit einer reinen Leichtigkeit dahin, ohne daß sie von Gedanken leer ist. Mahlerey, Scherz und Satyre herrscht in allen Zeilen, und wenn der Verfasser nicht mit dem Verfasser des Renomisten und der Verwandlungen eine Person ist, so wird er dem Leser das Urtheil sehr schwer machen, welcher von beyden den Vorzug verdiene. Einige Zeilen aus dem Auftritte mit Lesbien und dem Dichter Cleanth, welcher von der Raserey vorzulesen besessen ist, mögen zur Probe dienen.

O Schande, fuhr sie fort, in abgelegnen Sträuchen
Begegnet mir Cleanth; ich such ihm auszuweichen.
Er tritt mich schmeichelnd an, und, Himmel was geschieht?
Nach einem apropos! liest mir Cleanth ein Lied.
Bis an den kalten Mond entfliegt in seiner Ode
Der Unsinn, dick umwölkt und scheckigt nach der Mode;
Der Henker fliegt ihm nach! doch lob ich, was er schrieb:
Verfluchte Schmeicheley, die ihn zum Frevel trieb!
Nun aber, fährt er fort und runzelt seine Stirne,
Bemüht ein Heldenlob mein kreisendes Gehirne:
Und schöne Lesbie! ich kenn Ihr feines Ohr,
Wofern es nicht mißfällt, so les' ich etwas vor.
Er zieht mit voller Hand und vornehm spröden Wesen,
Ein drohend Buch hervor, und alles will er lesen.
Ich flieh, er läuft mir nach, und liest, indem er läuft.
Warum wird ein Poet, nicht eh er schreibt, ersäuft!
Ich fühlte da er las mein Blut im Leib erkalten.
Ach! konnte mich Cleanth nicht süsser unterhalten?
Verdrießlicher Poet! wie artig schickt sich nicht
Jn schattiges Gebüsch ein episches Gedicht!

Kostet in den Voßischen Buchläden 1 Gr. 6 Pf.

Ein aberwitziger Franzose[1] schrieb im vorigen Jahre einen erbärmlichen Roman unter dem Titel la double Marotte ou l'Antipathie couronée par l'hymen. Ein Deutscher welcher noch aberwitziger war, hat ihn sogleich in seine Muttersprache übersetzt. Die doppelte Nar-

[1] [13. Stück. Dienstag, den 30. Jan.]

renkappe, oder die mit dem Brautkranze gekrönte Antipathie, als eine der seltensten und ausserordentlichsten Liebesgeschichten, oder unter den neuen Zeitungen die neueste, wie auch das Bittere süsse werden kan; mit aufrichtiger Feder beschrieben und wegen ihres besondern Inhalts aus dem Französischen in das Deutsche übersetzt. Delitsch bey J. C. E. Vogelgesang 1752. in 8v. 11 Bogen. Der Franzose beklagt sich in der Vorrede, daß man nicht mehr wisse, wie man Leute, die gerne etwas lesen möchten, zufrieden stellen solle; er glaubt es gäbe nichts neues mehr, es sey alles abgenutzt, ausser der Neugierigkeit und dem Verlangen, beständig vergnügt zu seyn. = = Ein Schriftsteller der eine solche Sprache führt, kan der sich Leser versprechen? Und was ist ungegründeter als eine solche Sprache? In der Welt der Erdichtungen wird ein Genie noch immer ein Land finden, das seinen Entdeckungen aufbehalten zu seyn schien. Auch nicht einmal die Anlage zu dieser elenden Geschichte ist von[1] dem Verfasser; denn wer das Lustspiel des Herrn de l'Isle, Timon, gelesen hat, dem wird eine zur Liebe führende Antipathie nichts unerwartetes seyn; nur mit dem Unterschiede daß diese Erfindung dort mit aller Feinheit bearbeitet, und hier auf eine recht grobe Art übertrieben ist. Was sollen wir von der Schreibart, von der eingestreuten Moral, von den Schilderungen sagen? Dieses, daß man weder Schreibart, noch Moral, noch Schilderung darinne finden wird. Den Uebersetzer bittet die deutsche Sprache durch uns, ja nichts eher wieder zu übersetzen, bis er wenigstens den Unterschied zwischen mir und mich gelernet hat. Kostet in den Voßischen Buchläden 3 Gr.

Abhandlungen[2] zum Behuf der schönen Wissenschaften und der Religion von Carl Ludewig Muzelius, Diener am Worte Gottes in Prenzlow, Mitglied der deutschen Gesellschaft in Königsberg. Erster Theil. Stettin und Leipzig, bey J. Fr. Runkel. 1752. in 8v. auf 10 Bogen. Der Herr Verfasser fängt hiermit an seine zu verschiedenen Zeiten über verschiedene Gegenstände ausgearbeiteten Abhandlungen zu sammeln und der Welt theilweise zu schenken. Sie erhält vors erste folgende, welche alle lesenswürdig sind, und sowohl von der richtigen Art zu denken, als von der

[1] von [fehlt 1753]

[2] [14. Stück. Donnerstag, den 1. Febr.]

ungekünstelten Beredsamkeit ihres Urhebers deutliche Beweise ablegen: 1) Der Redner nach dem Muster der Natur. Sollte sich der Herr Verfasser nicht irren, wann er, wo nicht sich, doch den Hrn. Batteux, zu dem Erfinder des Grundsatzes in den schönen Wissenschaften: ahme der Natur nach, macht? Wir glauben ihn schon bey dem Aristoteles und Horaz gefunden zu haben, die ihn aber bey ihren Regeln in der allgemeinen Empfindung der Leser mehr voraussetzen, als erweisen. Ueberhaupt scheint er uns viel zu entfernt zu seyn, um in der Ausführung einem Anfänger nützlich seyn zu können. Was würde man von einem Schuster denken, welcher seinem Lehrjungen alle Handgriffe aus dem Grundsatze seines Handwerkes herleiten wollte: jeder Schuh muß dem Fusse passen, für den er gemacht ist? Der dümste Junge würde ihm antworten: das versteht sich. 2) Die Harmonie der Gesichtszüge mit den menschlichen Neigungen, versuchsweise erklärt. 3) Ein Brief über eine gewisse Linde, so die Eigenschaften eines Thermometres hat. 4) Die Harmonie der Sprache mit dem Charakter eines Volks. 5) Eine Predigt über das Gewitter. Kostet in den Voßischen Buchläden 3 Gr.

Klagen[1] oder Nachtgedanken über Leben, Tod und Unsterblichkeit. Englisch und Deutsch. Die vier ersten Nächte. Göttingen. Bey Joh. Wilh. Schmidt. 1752. Da uns schon der Herr Ebert eine schöne Uebersetzung dieses Meisterstücks eines der ehrbarsten Dichter geliefert hat, so wird man vielleicht sagen, daß eine neue Uebersetzung unnöthig sey, besonders wann es wahr seyn sollte, daß diese in reimlosen schlecht scandirten Versen, und jene in einer starken poetischen Prose wäre. Wir können hierzu nicht völlig ja sagen, da wir dem neuen Hrn. Uebersetzer wenigstens in der Absicht vielen Dank schuldig sind, daß er das englische Original unter uns durch seine Arbeit gemeiner macht; zumal wenn es ihm gefallen sollte, sie fortzusetzen. Statt einer Vorrede findet man einige Nachrichten von dem Verfasser D. Young, aus einem Schreiben des Hrn. von Tscharner an den Hrn. Hofrath von Haller. Die Umstände welche zu Erläuterung seiner Nachtgedanken dienen können, sind folgende: „Lucia war seine Gemahlin „und Narcissens Mutter; eine Schwester des Grafen von Litchfield, dem „das fünfte Buch der Nachtgedanken zugeschrieben ist, und eine Groß-

[1] [18. Stück. Sonnabend, den 10. Febr.]

„tochter König Carls des zweyten von mütterlicher Seite. Narcisse heyrathete Philandern, einen Sohn Mylord Palmerstons. Diese Ehe und „die Familie der Lucia verband den D. Young mit einigen der vornehmsten Häuser des Königreichs. Philander und Narcisse starben beyde „auf einer Reise, die sie nach Frankreich unternommen hatten, um ihre „Gesundheit wieder herzustellen, und auf welcher sie von ihrem würdigen „Vater waren begleitet worden. Bald nach jenes Tode folgte sie ihrem „Ehgemahl: ein doppelter Verlust, der Young in die tieffste Betrübniß „versetzte. Dieser wurde überdem auf der Reise von Calais nach Douvre „mit einem so starken Fieber befallen, daß er sich dem Tode nahe fand. „Und dieses waren die traurigen Begebenheiten, die ihm die Gelegenheit und den Vorwurf zu den Nachtgedanken gegeben hatten = =“ Kostet „in den Voßischen Buchläden 6 Gr.

Seit[1] dem Verfalle des römischen Reichs, verdient wohl die Geschichte keines einzigen Volks mit mehrerm Rechte bekannt zu seyn, als die Geschichte der arabischen Muselmänner; sowohl in Betrachtung der großen Leute welche unter ihnen aufgestanden sind, und die wunderbarsten Veränderungen vielleicht in dem beträchtlichsten Theile der Welt gemacht haben, als in Ansehung der Künste und Wissenschaften, welche ganze Jahrhunderte hindurch den schönsten Fortgang unter einem Volke genoßen, welches uns unsre Vorurtheile gemeiniglich als ein barbarisches Volk betrachten lassen. Man kan zwar nicht sagen, daß die Gelehrten in dieser Geschichte gar nichts geleistet hätten; oder man müßte, ausser den arabischen Originalscribenten, einen Pocock, einen Golius, einen Prideaux, einen Sale, einen Ockley, einen Gagnier, einen Herbelot, einen Renaudot, ganz und gar nicht kennen. Dieses aber kan man sagen, daß uns, nur noch vor einiger Zeit, ein Werk zu fehlen schien, welches auf eine unterrichtende und zugleich anmuthige Art alles, was uns genannte Gelehrte stückweise geliefert haben, zusammen faßte, ohne mit ihrer fürchterlichen Gelehrsamkeit zu prahlen. Es scheint uns aber jetzo nicht mehr zu fehlen, seit dem wir des Herrn Abts Marigny Historie der Araber unter der Regierung der Califen, erhalten haben. Dieser Schriftsteller hat sich einen Rollin zum Muster vorgestellt, und schon dieses Muster muß ein gutes Vorurtheil für ihn erwecken. Da er, wie dieser,

[1] [20. Stück. Donnerstag, den 15. Febr.]

bloß die Absicht hat eine mittle Gattung von Lesern, und vornehmlich die Jugend zu unterrichten, so hat er sich aller dunkeln Untersuchungen entschlagen, welche nur Gelehrten, die diese Geschichte in allen ihren Theilen ergründen wollen, gefallen können. Sein ganzer Fleiß geht darauf, die häufigen Revolutionen, die umgestürzten Throne, die zum Glücksballe gewordenen Monarchien, die niedrigen Sklaven, die sich zu dem Gipfel der Ehre geschwungen, und mächtige Dynastien, die durch noch mächtigere zerstöret worden, gestiftet haben, auf eine Art zu beschreiben, wodurch die Geschichte allein zum Spiegel der Klugheit wird. Man kan also sein Werk, welches aus vier Octavbänden besteht, sowohl dem innerlichen Werthe, als der äusserlichen Einrichtung nach, als eine Art von Fortsetzung der alten Geschichte des Herrn Rollins ansehen, in welcher Betrachtung es auch einen allgemeinen Beyfall erhalten hat. Und eben dieser Beyfall hat eine deutsche Uebersetzung verursacht, welcher es hoffentlich an einer guten Aufnahme nicht fehlen wird. Sie ist bereits unter der Presse, so, daß künftige Ostermesse der erste Theil unfehlbar in der Voßischen Buchhandlung erscheinen wird.

Die wahren Pflichten[1] des Soldaten und insonderheit eines Edelmanns, welcher sein Glück in Kriegsdiensten zu machen sucht, nebst dem Bilde eines vollkommenen Officiers, eines ehrlichen Mannes, und eines wahren Christen. Aus dem französischen übersetzt. Berlin und Potsdam bey Christ. Fried. Voß 1753. auf 10 Bogen in 8vo. Die Moral in ihren allgemeinen Sätzen scheint nur sehr wenig Kraft zu haben, weil es beynahe eine durchgängige Thorheit der Menschen ist, daß niemand sich dasjenige will gesagt seyn lassen, was allen gesagt wird. Sie wird daher erst recht wirksam, wann man sie auf einzelne Stände anwendet, und sie würde vielleicht noch wirksamer seyn, wann es möglich wäre, einem jedem Menschen insbesondere seine eigne zu schreiben. Bey dem Soldatenstande ist diese Anwendung um so viel nöthiger, je weniger die Ehre, seine vornehmste Triebfeder, auch nur mit der geringsten Verletzung der Pflichten bestehen kan. Dieser Pflichten rechnet der Verfasser gegenwärtiger Schrift sieben, die er in sieben Ab=

[1] [21. Stück. Sonnabend, den 17. Febr. Die zweite Auflage dieser Übersetzung ist im 43. Stück des folgenden Jahrgangs (Dienstag, den 9. April 1754) kurz angezeigt; ob von Lessing selbst, ist sehr fraglich.]

theilungen auf eine eben so lehrreiche als angenehme Art erörtert. Seine Gedanken, versichert uns der Herr Uebersetzer, von welchem man glauben kann, daß er sein Original am besten kennet, sind edel und geistreich, und seine Grundsätze weise und tugendhaft. Er wagt verrätherische Blicke in die Herzen der Helden. Er zeigt den Unterscheid zwischen ihrer wahren und falschen Größe. Er gründet ihre Ehre auf die Empfindung der Großmuth und Menschenliebe. Er bildet zugleich den ehrlichen Mann, und den Christen, indem er den vollkommnen Officier schildert, und seine Schrift ist nichts anders, als eine kleine Kriegsphilosophie, von welcher er alles pedantische entfernt hat, welches eines Helden so unwürdig seyn würde. Die Vortreflichkeit des Innhalts, und die Seltenheit derselben, hatte vor kurzen eine neue französische Auflage veranlasset, nach welcher uns der Herr Regimentsquartiermeister Naumann diese Uebersetzung geliefert hat, die wir unter die schönsten in unserer Sprache mit Recht zehlen können. Sie kostet in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 4 Gr.

Drey Gebete[1] eines Freygeistes, eines Christen und eines guten Königs. Hamburg, zu bekommen in Joh. Carl Bohns Buchhandlung, 1753. in groß 4t. auf 1 Bogen. Wann Worte und Redensarten, wobey gewisse große Geister vielleicht etwas gedacht haben, widerholen, denken heißt; wann kurze und nicht zusammenhangende Perioden das einzige sind, worinne der laconische Nachdruck bestehet; wann in der bunten Reihe häufiger ? declamatorischer ! und geheimnißvoller = = = = das Erhabene steckt; wann verwegene Wendungen Feuer, und undeutsche Wortfügungen Tiefsinnigkeit verrathen; kurz wann unserer Witzlinge neueste Art zu denken und sich auszudrücken die beste ist: so wird man hoffentlich wider angezeigten Bogen nichts zu erinnern haben; es müßte denn die Kleinigkeit seyn, daß der Verfasser vielleicht nicht gewußt hat, was beten heisset. Zuerst läßt er den Freygeist beten. Dieses Gebet schließt sich: „O könnte ich mich aufmachen, und eilen und „mit diesen Thränen der Vernichtung flehen: Erbarme dich über mich! „Denn verflucht sey der Mann, der mich gezeugt, und das Weib, die „mich gebohren hat!" Heißt denn das auch beten, müssen wir fragen, verzweifelnde Gesinnungen gegen ein Wesen ausschütten, das man nicht

[1] [22. Stück Dienstag, den 20. Febr.]

kennet? Das folgende Gebet des Christen, welches der vorige nach einigen Jahren seyn soll, würde dem Unsinne eines Inspirirten viel Ehre machen. Das erhabenste Gebet, welches uns Christus selbst hinterlassen hat, ist zugleich das einfältigste, und nach diesem Muster ist es wenigstens nicht gemacht. Das Gebet endlich eines guten Königs, ist so schön, daß man darauf wetten sollte, es habe es kein König gemacht. Ein orientalischer Salomon hat dagegen sehr kriechend gebet. Kostet in den Voßischen Buchläden 1 Gr.

Zu[1] der, oben in dem Artickel von Berlin, gemeldeten Abreise des Herrn Mylius, hat der Herr D. Lehmann, seinen Glückwunsch auf einen Bogen in 4t. drucken lassen. Er handelt darinne vorläufig de aere sub terra latente causa movente Vulcanorum vel montium ignivomorum, und trägt Gedanken vor, die seiner physikalischen Einsicht und bekannten Kenntniß des innern Baues der Erde Ehre machen. Herr Mylius selbst hat einen Abschied aus Europa drucken lassen, den, ohne Zweifel, alle seine Freunde schon gelesen, und ihn mit Rührung gelesen haben. Eben da er Europa als ein Naturforscher verläßt, hat er sich noch erinnert, daß er ein eben so großer Dichter ist.

Charitons[2] Liebesgeschichte des Chäreas und der Callirrhoe. Aus dem Griechischen übersetzt. Leipzig bey Lankischens Erben. 1753. in 8. 14 Bogen. Vor einiger Zeit erhielten wir eine Uebersetzung der Roman des Heliodorus, und sie hat besonders von denen sehr wohl müssen aufgenommen werden, welche den Geschmack der Griechen in dergleichen Art von Schriften, ohne ihre Sprache zu verstehen, kennen wollen. Diesen Beyfall wird ohne Zweifel auch die gegenwärtige Uebersetzung des Charitons erhalten, eines Schriftstellers, welcher nur vor wenig Jahren erst an das Licht kam, und um den sich der Hr. Dorville so ungemein verdient machte. Der Uebersetzer, welches gewiß ein Mann von dem besten Geschmacke, und von einer nicht geringern Gelehrsamkeit seyn muß, ohne daß er dafür will angesehen werden, gesteht zwar, daß sein Grieche nicht die weitläuftige und starke Einbildungskraft eines Heliodors, noch das Zärtliche und Wollüstige eines Tatius habe; daß er vor einen Roman gar zu natürlich, und vor eine

[1] [26. Stück. Donnerstag, den 1. März.]
[2] [28. Stück. Dienstag, den 6. März.]

Erdichtung gar zu wahrscheinlich sey: gleichwohl aber sey er deßwegen nicht zu verwerffen. Er habe die Kunst sehr wohl verstanden, solche Leute in seine Geschichte einzumischen, die uns nothwendig aufmerksam machen müssen. Sein Ausdruck besitze alle das Natürliche und Einfältige, das die wahre Historie so schön kleidet, und besonders in der griechischen Sprache so reitzend ist; und hier habe er einen grossen Vorzug vor den übrigen griechischen Romanenschreibern, die sich durch ihre überhäufte und weithergesuchte Schönheiten ungestalt und unangenehm machen. Kostet in den Vossischen Buchläden 6 Gr.

Drey Gebete[1] eines Anti-Klopstockianers, eines Klopstockianers und eines guten Criticus. 1753. auf einem Quartbogen. Dieses ist eine Parodie der drey Gebete eines Freygeistes, eines Christen und eines guten Königs, deren wir letzthin gedacht haben. Sie würde sehr sinnreich seyn, wenn sie nicht so leichte gewesen wäre. Warum läßt man den Herrn Klopstock die Ungereimtheit seiner Nachahmer entgelten? Wie kan man auf den Einfall kommen, ihn selbst zum Verfasser der parodirten Gebete zu machen? Er ist, aller Spöttereyen, und aller unglücklichen Nachahmungen ungeachtet, eben so gewiß ein großer Dichter, als der Verfasser dieser Parodie kein Satyricus ist. Kostet 1 Gr.

Auf[2] zwey Bogen in groß Octav hat Herr Johann Adolph Schlegel, Diaconus und ausserordentlicher Collega bey der Landschule Pforte, dem Publico eine Uebersetzung von des Anton Banniers Erläuterung der Götterlehre und Fabeln aus der Geschichte angekündigt. Dieses Werk ist in Frankreich allzuwohl aufgenommen worden, als daß es sich nicht auch in Deutschland einen großen Beyfall sollte versprechen können; besonders da sich ein Mann damit abgiebt, dessen Geschmack und Verdienste um die schönen Wissenschaften nur allzuwohl bekannt sind. Ob schon die Mythologie aufgehört hat, den christlichen Theologen nothwendig zu seyn, so ist sie doch noch immer denen unentbehrlich, welche die alten Schriftsteller mit Nutzen lesen wollen; zu geschweigen, daß sie weder der Mahler noch Bildhauer, noch Geschichtschreiber wohl entrathen kan, welcher, wenn er ihre Fabeln von dem

[1] [28. Stück. Dienstag, den 6. März.]
[2] [30. Stück. Sonnabend, den 10. März.]

falschen Putze gehörig zu entkleiden weiß, selten etwas anders als wahre Begebenheiten darunter finden wird. Diesem letztern zum Dienste scheint der Abt Bannier besonders gearbeitet zu haben, ob seine Arbeit gleich auch den andern sehr große Dienste leisten kan. Da es aber nicht zu leugnen ist, daß er sich oft durch die Liebe zu seinem System allzuweit hat treiben lassen, (ein Schicksal welches er mit sehr großen Gelehrten gemein hat) so wird der Herr Diaconus Schlegel durch beygefügte kurze Anmerkungen, den Leser wieder zu Rechte helffen. Er wird noch mehr thun; er wird sein Original von einem Mangel befreyen, welcher allen französischen Schriftstellern, den einzigen Bayle ausgenommen, anklebt: von der Nachläßigkeit nehmlich im citiren, welche bey ihnen nur allzuofte daraus entsteht, daß sie ihre Citationen aus andern Citationen nehmen, ohne sie selbst nachzusehen. Man wird sich übrigens in der Uebersetzung nach der Ausgabe in drey Quartbänden richten, und gleichfalls, um ihre Eintheilung beybehalten zu können, drey Bände in Medianoctav liefern. Der Verleger in Leipzig Joh. Gottfr. Dyck läßt auf jeden Theil 1 Thlr. 12 Gr. pränumeriren, und verspricht den ersten auf die Michaelismesse 1753, und die beyden andern auf die nächsten Michaelismessen 1754 und 1755. Diejenigen, welche sich den Weg des Vorschusses nicht wollen gefallen lassen, werden alsdenn das Werk nicht anders als für 7 Thlr. kauffen. Den Vorschuß wird man bis Johannis dieses Jahres in den vornehmsten Buchhandlungen Deutschlands, und hier in der Vossischen, annehmen.

Geschichte[1] der Kinder GOttes auf Erden, aus dem Englischen übersetzt. Leipzig zu finden in Teubners Buchladen. 1752, in 8vo 4 Bogen. Es wird hierinne auf eine kurze und lehrreiche Art gezeigt, daß von Anfang der Welt bis auf unsere Zeiten die Gläubigen von den Ungläubigen sind verfolgt und unterdrücket worden; daß aber gleichwohl Gott jederzeit einen kleinen Haufen seiner Kenner, ob schon oft ganz unsichtbar, hat übrig bleiben lassen. Der Verfasser hat diese wenige Bogen für einen Herrn aufgesetzt, der kein Freund von grossen Büchern war, und dem eine Lebenszeit von fast sechzig Jahren zu kurz geworden, sich um so wichtige historische Wahrheiten zu bekümmern. Kostet in den Voßischen Buchläden 1 Gr. 6 Pf.

[1] [31. Stück. Dienstag, den 13. März.]

Erste Frucht[1] erwogener Schätzbarkeit der Zeit. Frankf. und Leipz. 1752. in 8vo auf 3 Bog. Der Verfasser will in dieser Schrift, welche er fortzusetzen verspricht, in verschiedenen Bildern und Schildereyen die Schätzbarkeit der Zeit, nebst dem verhaßten Gegentheile, so lebhaft entwerfen, als es die auf Wucher ihm vertrauten Gaben, mit sich bringen. Seine Schreibart ist lebhaft, aber ein wenig unrein, und schweifend. Er scheint in der Charakteristik ein Anfänger, welcher die Schätzbarkeit der Zeit selbst nicht erwogen hat. Kostet 2 Gr.

Erzaehlungen.[2] *Heilbronn bey F. J. Eckenbrecht 1752.* in klein 4t. 17 Bogen. Vielleicht zeigen es sogleich die lateinischen Buchstaben an, daß der Verfasser dieser Erzählungen keiner aus dem gemeinen Hauffen der Dichter seyn will. Er ist es auch in der That nicht. Eine feurige und doch sittsame Einbildung, die Sprache der Natur, Schilderungen, die nicht in Eil entworffen sondern mit Fleiß ausgearbeitet zu seyn scheinen, geben ihm das Recht auf einen vorzüglichen Rang unter unsern Dichtern. Sollte aber einmal die Nachwelt sein Zeitalter nicht gleich aus gewissen transcendentalischen Ideen, aus der distillirten Zärtlichkeit, und einer mehr als thelematologischen Anatomie der Leidenschaften schliessen können? Vielleicht ist es so tadelhaft nicht, als allzustrenge Kunstrichter etwa denken, wenn man mit wesentlichen Schönheiten, die ihren Glanz durch alle Jahrhunderte behalten werden, gewisse Modeschönheiten, Geburthen eines flüchtigen Geschmacks, verbindet, um des Beyfalls so wohl der jetzigen als folgenden Zeiten gewiß zu seyn. Die richtigste Vorstellung, welche man von diesen Erzählungen machen kan, ist diese, wenn man sie Nachahmungen der Erzählungen des Thomsons nennt, deren Werth nach dem Werthe der Originale zu bestimmen ist. Es sind derselben sechse, welche folgende Aufschriften haben: Balsora, Zemin und Gulhindy, die Unglücklichen, der Unzufriedne, Melinde, Selim. Kosten in den Vossischen Buchläden 8 Gr.

Königsberg[3] prangt jezo mit einem Dichter, welcher in dem vorigen Jahrhunderte zu Nürrenberg ein großer Geist hätte seyn können. Es ist derselbe Herr Johann Friedrich Lauson, wohlverdienter College bey der Kneiphöfischen Schule, J. V. C. und Verfasser eines unter

[1] [31. Stück. Dienstag, den 13. März.]
[2] [32. Stück. Donnerstag, den 15. März.]
[3] [36. Stück. Sonnabend, den 24. März.]

der Preße schwitzenden Versuchs in Gedichten nach Königsbergischem Geschmacke, auf welchen man, nach Anzeige eines gedruckten Avertissements, 10 gute Gr. Vorschuß annimt. Dieser berühmte Mann hat bey dem am 24. May vorigen Jahres eingefallenen Gröbenschen Actu, im großen academischen Auditorio, von einem ihm daselbst versiegelt überreichten Themate, aus dem Stegreife, über eine Stunde eine Rede, (horresco referens!) in deutschen Versen gehalten. Eine so miraculöse Geschicklichkeit ist vielen, und endlich ihm selbst, so unglaublich vorgekommen, daß er nöthig befunden hat, sie mit einem Attestate des academischen Senats bewähren zu lassen, und dieses Attestat, aus Liebe zur Wahrheit, in der Welt herum zu senden. Was für Lobsprüche wird er nicht einsammeln! Was für Neider wird er nicht erwecken! Wir erinnern uns mit Erstaunen gelesen zu haben, daß es Kranke gegeben hat, welche bey phrenetischen Zufällen, in Reimen geredet; aber was sind diese Wahnwitzige gegen den Herrn Lauson, von welchem wir gewiß wissen, daß er ein gleiches frisch und gesund gethan hat? Nothwendig müssen die verfolgten Reime, bey jetzigen bedrengten Zeiten, ihre Zuflucht in den Mund dieses glückseligen Sterblichen genommen haben, um sich zur Beschämung ihrer Feinde, welche von ihrer Schwierigkeit so viel schreckhafte Begriffe machen, wetteifernd aus ihm zu ergiessen. Wir wünschen gedachte Rede mit unbeschreiblichem Verlangen unter seinen Gedichten zu finden, und werden uns des Vorschusses nicht entbrechen, sobald er noch ein Attestat auswirken wird, welches der Welt versichert, daß er seine Rede nicht nur in deutschen Versen, sondern auch in guten deutschen Versen gehalten hat. Doch im Ernste, die Auslassung dieses Worts, und das hinzugefügte augesuchter maaßen wird bey Vernünftigen den academischen Senat hinlänglich rechtfertigen, welcher es freylich nicht wohl hat abschlagen können, dem Herrn Lauson eine begangene Thorheit zu attestiren.

Discours d'Athenagore,[1] *Philosophe chretien d'Athenes sur la Resurrection des morts traduit du Grec par le P. Louis Reiner de la Compagnie de Jesus, Professeur de Philosophie à Breslau. Avec des Reflexions sur divers sujets de Morale et de Physique. Breslau, chez Ch. God. Meyer 1753.* in 8vo. 10 Bogen. Athenagoras ist als ein Weltweiser be-

[1] [38. Stück. Donnerstag, den 29. März.]

kannt, der sich die Vertheidigung der christl. Religion zu einer Zeit hat lassen angelegen seyn, da sie nicht allein mit Gründen bestritten, sondern auch mit dem Schwerdte verfolgt wurde. Seine Apologie die er dem Kayser Antonin überreicht, ist eine von den schönsten Schriften, die in den ersten Jahrhunderten, für unsern Glauben, zu Entkräftung der damals üblichen Vorwürffe, aufgesetzt worden. Sein zweytes Werk, welches die Rede über die Auferstehung der Todten ist, kan gleichfalls als eine Vertheidigung der Religion angesehen werden, weil diese ohne jene eine Thorheit seyn würde. Er ist darinne nicht nur ein Weltweiser, welcher sich mit den trocknen Gründen begnüget, sondern auch ein Redner, welcher diese Gründe mit aller Stärke, deren sie fähig sind, in die Gemüther anderer überzutragen weiß. Er war ein Athenienser, und das ist Vorurtheils genug für seine Art zu denken und sich auszudrücken. In der gegenwärtigen französischen Uebersetzung hat er nichts weder von seiner Anmuth noch Gründlichkeit verlohren, da hingegen die gewöhnliche lateinische Uebersetzung, mit welcher sich die, welche der griechischen Sprache unkundig sind, bisher haben behelffen müssen, nichts als eine schlechte Wortübersetzung ist, aus welcher man die Urschrift schlecht kennen lernt. Der Hr. P. Reiner ist nicht allein der Sprache, sondern auch der Sache selbst gewachsen, welches aus den beygefügten gründlichen Anmerkungen erhellet, in welchen er eben so viel Weltweisheit als Geschmack zeigt. Kostet in den Voßischen Buchläden 5 Gr.

Neue Untersuchung[1] des Satzes ob die Gottesleugnung und die verkehrten Sitten aus dem System der Fatalität herkommen? Aus dem Französischen übersetzt und mit Anmerkungen herausgegeben von Johann Daniel Titius *A. M.* Leipzig bey Joh. Chr. Langenheim in 8. auf 9 Bogen. Das Original dieser Schrift, welche in Form eines Briefes abgefaßt ist, befindet sich in dem neuen Französischen Magazine, welches zu London herauskömmt. Ihr Verfasser, der sich Thourneyser unterschrieben, hat in der That neue Gedanken darinne vorgetragen, und eine nicht geringe Stärke in der Weltweisheit und Größenlehre gezeigt. Nichts ist gewöhnlicher, als daß man bey dem Namen eines Fatalisten sich einen Menschen vorstellet, dessen Grundsätze alle Sitten und Religion

[1] [39. Stück. Sonnabend, den 31. März.]

über den Hauffen werffen, und es scheint, als ob man die Freyheit nur deßwegen als eine ausgemachte Wahrheit annehme, weil man glaubt, daß nur sie das, was unter den Menschen das Heiligste ist, aufrecht erhalte. Die Feinde der Religion haben daher ihren heftigsten Sturm meistentheils auf die Lehre von der Freyheit gerichtet, und haben sich die Dunkelheit und Schwierigkeit dieser Materie so zu Nutze gemacht, daß ihre Gründe bey einem flüchtigen Nachdenken leider die stärksten zu seyn scheinen. Wir sagen bey einem flüchtigen Nachdenken, weil sie allerdings noch zu heben sind, obgleich auf eine Art, die mehr Aufmerksamkeit erfordert, als die meisten Menschen bey einem solchen Gegenstande anwenden wollen. Wäre es also nicht eine vortrefliche Sache, wenn man den Gottesleugnern ihre einzige Ausflucht beschneiden und zeigen könnte, daß ein unvermeidliches Schicksal im weiten Verstande die Sittenlehre und Religion in sich fasse? Dieses wenigstens hat Herr Thourneyser zu thun gewagt, und man muß gestehen, daß er auf eine sehr gründliche Art zu Werke gehet. Nachdem er seine Zweifel wider die Freyheit vorgetragen und die Gründe für dieselbe zu entkräften gesucht, so nimmt er alle Handlungen der Menschen als nothwendig an; denn nur auf diese schränkt er seine Fatalität ein, ohne den Dingen in der Welt ihre Zufälligkeit abzusprechen. In diesem Zustande betrachtet er sich als einen Freund der Religion und Sittenlehre, und spricht: kan ich darthun, daß dasjenige welches das Wesen Gottes am meisten erweiset, mit der Freyheit nichts gemein hat; kann ich ferner darthun, daß in dem System der Nothwendigkeit das Daseyn des Bösen sich keinesweges auf die moralischen Eigenschaften des höchsten Wesens erstreckt, so glaube ich meinem Satze genug gethan zu haben. Hierauf behauptet er das Daseyn Gottes aus der Zufälligkeit der Welt, und zeigt aus den Kräften der Welt und den Eigenschaften Gottes, die er auf eine ganz neue Art betrachtet, daß Gott an dem Uebel in der Welt keinen Antheil haben könne. Dieses System nennt der Verfasser das System der Fatalität, allein der Herr Uebersetzer zeigt ihm in seinen Anmerkungen, daß diese seine Fatalität nichts als eine bedingte Nothwendigkeit sey. Man wird bey Lesung dieser Schrift sowohl des einen als des andern Scharfsinnigkeit loben, obschon vielleicht ohne sich weder für diesen noch für jenen zu erklären. Die Uebersetzung ist zwey berühmten Männern dem Hrn. D. Jöcher und Hrn. Prof. Kästner zugeeignet worden. Kostet in den Voßischen Buchläden 3 Gr.

Wittenberg.[1] Von hier aus verdienen zwey Streitschriften bekannt gemacht zu werden, welche der Hr. M. Friedrich Immanuel Schwarz, in den beyden leztern Monaten, zu Katheder gebracht hat. Er hat sie Exercitationes historico-criticas in utrumque Samaritanorum Pentateuchum überschrieben, wovon die ersten zwey als eine Einleitung anzusehen sind, und de Samaria et Samaritanis handeln. Er untersucht den Ursprung des Namens Samaria, und leitet ihn aus dem Aethiopischen Stammworte Samara, er ist fruchtbar gewesen, her; er vergleicht diese Ableitung mit den Nachrichten, welche alte und neue Reisebeschreiber von der Fruchtbarkeit dieser Gegend geben; er wiederlegt die falschen Ableitungen, worunter diejenige, ohne Zweifel, die abgeschmackteste ist, daß das Denkmal, welches Mars seinem Sohne dem Ascalaphus in Palästina aufgerichtet, Gelegenheit dazu gegeben habe; er betrachtet die verschiednen andern Namen, welche Samaria gehabt, und besonders den Namen Sebaste; und warnet vor den Vermengungen mit andern fast gleichlautenden Benennungen. Hierauf geht er die verschiedenen Völker durch, welche als Kolonisten in dieses Land gekommen, und findet deren drey, Assyrer, Phönizer, und endlich Römer, ohne Zweifel, welche Severus dahin geschikt; er kömmt ferner auf die Ursache des tödtlichen Hasses, welcher zwischen den Samaritanern und Juden gewesen, und noch jezt ist; und erzehlt endlich die verschiednen Vorwürfe, welche diese jenen gemacht, worunter er viele als offenbare Verleumdungen entdekt. Alles dieses ist, oft auf eine sehr neue Art, mit einer Belesenheit ausgearbeitet, welche von des Hrn. Verfassers orientalischer Gelehrsamkeit genugsam zeigt, ohne daß man ihm vorwerffen kan, daß er sie mit Fleiß habe zeigen wollen. Auch die Schreibart ist schöner, als sie sonst in dergleichen philologischen Abhandlungen zu seyn pflegt.

Braunschweig.[2] Man sieht ein mit Beysetzung dieses Ortes gedrucktes Gedicht, unter dem Titel: Professor Johann Christoph, oder der Koch, und der Geschmack, ein episches Gedicht, des Vorspiels zweyter Theil. 1753. Da diese Schrift, in welcher die Personen mit Namen genennet sind, sehr beissend und spöttisch eingerichtet ist, so tragen wir billig Bedenken, mehr, als den Titel, davon anzuführen.

[1] [40. Stück. Dienstag, den 3. April.]
[2] [41. Stück. Donnerstag, den 5. April.]

Staats- und Liebesgeschichte[1] der Durchlauchtigsten Prinzeßin Numerane von Aquitanien. Aus dem Französischen übersetzt. Frankf. und Leipzig. 1752. in 8. 15 Bog. Wer sollte nicht Lust haben, die Geschichte einer Prinzeßin zu lesen, deren erstaunliche Schönheit allen denen Fesseln anlegte, welche die Augen auf sie warffen; einer Prinzeßin, deren Blicke gewiße Pfeile in aller Herzen schossen, so daß sich Junge und Alte, Könige und Helden, Chilperich und Ramfroy, Froila und Miramalin in sie verlieben mußten; einer Prinzeßin, in die sich gewiß noch weit mehrere würden verliebt haben, wann ihr Geschichtschreiber mehr Mitbuhler, zur Verwirrung seines Romans, gebraucht hätte? Man trift alles darinne an, was man nur in einer Staats- und Liebesgeschichte suchen darf; schreckliche Kriege, Turniere, Verkleidungen, wunderbare Erkennungen, kostbare Gärten, Liebeserklärungen, Eyfersucht, Verzweiflung, Hochzeiten und Mörder; nur keine gesunde Vernunft, welche auch wahrhaftig in einem zum Zeitvertreibe geschriebnen Buche sehr entbehrlich ist. Dem Uebersetzer ist man ein sehr verbindliches Compliment schuldig, daß er etwas nach dem Geschmacke seiner Landsleute zu seyn geglaubt, wovor den Franzosen schon längst geeckelt hat. Kostet in den Vossischen Buchläden 4 Gr.

Irene,[1] oder die von der Herrschsucht erstickte Mutterliebe, ein Trauerspiel, verfertiget von M. Johann Gottfried Bernhold, der Alumnorum und der Oekonomie auf der Altdorfischen hohen Schule Inspector, und der lateinischen Gesellschaft zu Jena Ehrenmitglied. Nürnberg bey Stein und Raspe 1752. in 8v. 5 Bogen. Der einzige, welcher Deutschland einen Corneille zu versprechen schien, war der Hr. Prof. Schlegel; allein er starb, eben da seine Landsleute auf ihn stolz zu werden anfingen. Von dem Herrn Bernhold darf man sich wohl schwerlich die Hoffnung machen, daß er uns dieses Verlustes wegen schadlos halten werde. Sein Trauerspiel wird zu wenig mehr, als zu Vermehrung der Register des Herrn Prof. Gottscheds taugen. Nur sechs Zeilen wollen wir daraus anführen, woraus man sehen wird, daß es einer Reibehandischen Bühne vollkommen werth ist. Constantinus, nachdem ihn seine Mutter verdammt hat, daß er geblendet werden soll, spricht:

[1] [44. Stück. Donnerstag, den 12. April.]

Nun gute Nacht o Welt! Ich habe gnug gesehen,
Wie ungerecht es pflegt, bey Menschen zuzugehen.
Die größten Lieblinge, die werden zu Verräthern!
Die Fürsten mischen sich selbst mit den Uebelthätern!
Der Unterthan empört sich ohne Furcht und Scheu!
Freund, Feind und Mutter sind in Falschheit einerley ꝛc. ꝛc.
Kostet 2 Gr.

Versuch[1] einer Theorie von dem Menschen und dessen Erziehung. Nebst einer Vorrede Sr. Hochwürden des Herrn Oberconsistorialraths und Inspector Baumgartens. Berlin, zu finden bey seel. Joh. Jac. Schützens Wittwe. 1753. in 8v. 14 Bogen. Ob wir gleich an guten Schriften von der Erziehung keinen Mangel haben, so ist doch auch die gegenwärtige nichts weniger als überflüßig, weil Herr Engel, welches der Name des Verfassers ist, hin und wieder in der That neue Wege geht. Sie hat zween Theile, deren einer von der allgemeinen Natur, der andre von der besondern Natur eines Kindes handelt. Man wird überall einen Schriftsteller wahrnehmen, welchem das Denken nicht fremd ist, und vielleicht denkt er für manche nur allzuviel. So viel wollen wir selbst gestehen, daß wir in dem Wahne sind, eine so gemeinnützige Materie müße etwas faßlicher abgehandelt werden. Er verbirgt sich oft in einem Rauche, in welchem man ihn ganz und gar verlieren würde, wann sein Geist nicht ruckweise in prächtigen Flammen hervorbräche. Und eben dieser Rauch ist es, welcher uns verhindert, einen ordentlichen Auszug aus seiner Theorie mitzutheilen. Einzele vortrefliche Gedanken daraus anzuführen, würde zwar sehr leicht seyn, aber eben deßwegen weil es leicht ist, wollen wir es nicht thun. Kostet in den Voßischen Buchläden 6 Gr.

Felicia[2] oder Natur und Sitten in der Geschichte eines adlichen Frauenzimmers auf dem Lande. Aus dem Englischen übersetzt. Hamburg und Leipzig. Bey Grund und Holle 1753. in 8v. 1 Alphab. 14 Bogen. Der Beyfall ist allerdings ausnehmend gewesen, welchen Pamela, Clarisse und Amalia, auch unter uns gefunden haben. Sollte also eine Geschichte,

[1] [53. Stück. Donnerstag, den 3. May.]
[2] [59. Stück. Donnerstag, den 17. May.]

welche mit jenen so viel ähnliches hat, und nach den schärfsten Regeln des Geschmacks und der Tugend entworfen ist, die gegenwärtige Geschichte der Felicia nehmlich, nicht auch mit Recht eine gute Aufnahme von uns fordern können? Die Engländer sind uns schon darinne vorgegangen, und haben dieses adliche Mägdchen ungemein liebenswürdig gefunden. Was wird leichter seyn, als ihnen hierinne zu folgen, und an einem Werke einen Geschmack zu finden, welches für diese so schwer zu vergnügende Nation Reitzungen genug gehabt hat? Die Hauptperson darinne ist Felicia, ein junges adliches Fräulein, welches sich bey ihren Verwandten auf dem Lande aufhält. Sie berichtet ihrer in London zurückgelassenen Freundin, Charlotta, in Briefen alles, was auf dem Lande und in ihrem Herzen vorgehet, nachdem sie mit einem jungen Edelmanne, Lucius, der mehr Sitten als Landgüter besitzt, in Bekanntschaft gerathen ist. Doch ist nicht immer die Liebe der Innhalt ihrer Briefe. Alles was ihr in der Familie, in der Haushaltung und in Gesellschaften beträchtlich vorkommt, überschreibt sie, mit ihren Anmerkungen darüber, ihrer Freundin. Sie charakterisirt, philosophirt und erzählt. Ueberall wird man rührende Beyspiele der Erkenntlichkeit, der Liebe und des Gehorsams gegen die Eltern, der Verbindlichkeit und des Eifers gegen die Freunde, der willigen Versöhnlichkeit, des Erbarmens gegen die Nothleidende, der Zärtlichkeit in der ehelichen Verbindung, der Sorgfalt für die Jugend und der vernünftigen Häuslichkeit ꝛc. ꝛc. antreffen. Auch sind bey allen diesen Beyspielen stets die rechten Züge gewählt, welche die Tugend und Sitten angenehm machen, und die Laster lächerlich und hassenswürdig darstellen. Kostet 14 Gr.

An[1] *impartial Foreigner's Remarks upon the present Dispute between England and Prussia, in a letter from a Gentleman at the Hague to his Friend in London.* d. i. Anmerkungen eines unpartheyischen Fremden über die gegenwärtige Streitigkeit zwischen England und Preussen; in einem Briefe eines Edelmanns in dem Haag an seinen Freund in London. 1753. in 4t. 3 Bogen. Es wird in diesem Schreiben, von welchem, wenn man aus der Schreibart urtheilen darf, wohl schwerlich jemand anders als ein Engländer Verfasser seyn kan, die Sache Sr. Majestät

[1] [59. Stück. Donnerstag, den 17. März.]

des Königs von Preussen, wider die jüngst dem Preußischen Minister von dem englischen Hofe ertheilte Antwort, vertheidiget; und kostet in den Voßischen Buchläden 2 Gr. Eben dieses Schreiben, mit einer französischen Uebersetzung, ist gleichfalls daselbst für 3 Gr. zu bekommen.

Michaels Herrn von Montagne[1] Versuche, nebst des Verfassers Leben nach der neuesten Ausgabe des Herrn Peter Coste ins Deutsche übersetzt. Erster Theil. Leipzig bey Fr. Lankischens Erben 1753. in gr. 8v. 2 Alph. 8 Bogen. Die Versuche des Montagne sind eines von den ältsten und schönsten Werken der Franzosen. Noch bis jetzt hat sich keiner von unsern Uebersetzern daran machen wollen, vielleicht weil man eine zweyte französische Sprache lernen muß, sie zu verstehen. Daß es lauter moralische Abhandlungen sind, die zu den Zeiten des Montagne sehr viele neue und besondere Gedanken enthielten, und daß die nachfolgenden Sittenlehrer ihm das Schönste mit eben der Freyheit abgeborgt haben, mit welcher er die Alten plünderte, ist bekannt. Er mischt sich überall in seine Sittenlehren mit ein, und vergleicht sich selbst in diesem Stücke mit dem Socrates, welcher seine Schüler von nichts öfterer unterhielt, als von seiner eignen Person. Er hat sich selbst darinne schildern wollen, und man muß gestehen, daß er es ziemlich aufrichtig gethan hat; welche Aufrichtigkeit ihn auch wohl noch ferner als den einzigen Schriftsteller in seiner Art erhalten wird. Er ist von zu vielen gelobt worden, als daß auch wir uns noch diese unnöthige Mühe machen dürften. Wir wollen vielmehr die Uebersetzung anpreisen, durch welche, auch denjenigen, die ihn zur Noth in seiner Sprache lesen könnten, kein geringer Gefalle geschehen ist. Die guten französischen Ausgaben sind zu kostbar, und die schlechten allzu eckel und mühsam zu lesen. Die Lebensbeschreibung des Verfassers, welche man anfangs diesem ersten Theile beyfügen wollen, soll dem dritten und letzten Theile vorgesetzt werden. Dieser erste kostet 1 Rthlr. 8 Gr.

Spottreden[2] eines Mitgliedes der deutschen Gesellschaft in Jena herausgegeben von einem Mitgliede der Königl. deutschen Gesellschaft in Göttingen. Leipzig und Rostock, bey Joh. Chr. Koppe 1753. in 8v. 12 Bogen. Es sind

[1] [60. Stück. Sonnabend, den 19. May.]
[2] [61. Stück Dienstag, den 22. May.]

dieser Spottreden viere, deren Titel schon eine Menge satyrischer Gedanken versprechen. Die erste enthält das Lob der gelehrten Zänker. Die zweyte die Vortreflichkeit der Neujahrswünsche. Die dritte handelt von dem Amourmachen, als dem sichersten Wege zu den Vortheilen, die man auf Akademien sucht. Die vierte beweiset den Satz: das beste Mittel in der Welt sein Glück zu machen ist dieses, daß man auf Akademien lerne dumm seyn. Man wird in diesen Aufsätzen Witz und eine reine Schreibart nicht vermissen; und wann es wahr ist, was der Herausgeber versichert, (und wie sollte wohl ein Herausgeber die Unwahrheit reden können?) daß sie schon vor zehn Jahren und darüber, verfertiget worden, so kann man es dem Verfasser gewiß nicht nachsagen,[1] daß er einen Rabner nicht erreicht habe. Er ist ein Weltweiser, der die ernsthaftesten sittlichen Betrachtungen in lauter Scherz zu verkleiden weiß; der das Laster lächerlich und häßlich macht, um die Tugend desto liebenswürdiger schildern zu können; der die Menschen aus dem Umgange und nicht aus blossen Büchern kennt; dessen Stachel, wann er verwundet, wie Wernike sagt, nur einen Abriß von einer Wunde macht;

Der Thränen nur allein den Lachenden auspreßt,
Und dem, ders nöthig hat, zur Ader kitzelnd läßt

Ob wir dieses von dem Verfasser dieser Spottreden, oder von dem Herrn Rabner sagen, wollen wir dem Leser errathen lassen. Sie kosten in den Voßischen Buchhandlungen 5 Gr.

Cenie[2] oder die Großmuth im Unglück, ein moralisches Stück der Frau von Grafigny, und Cato, ein Trauerspiel des Herrn Addisons, übersetzt von Luisen Adelgunden Victorien Gottschedinn. Leipzig, verlegts B. Ch. Breitkopf 1753 in 8v. 12 Bogen. Cenie ist ein Meisterstück in dem Geschmacke der weinerlichen Lustspiele. Die Kunstrichter mögen wider diese Art dramatischer Stücke einwenden was sie wollen; das Gefühl der Leser und Zuschauer wird sie allezeit vertheidigen, wenn ihre Verfasser anders das sanftere Mitleiden eben so geschickt zu erwecken wissen, als die Frau von Grafigny. Sie hat an der Frau Gottschedin die würdigste Uebersetzerinn gefunden, weil nur diejenigen zärtliche Gedanken zärtlich

[1] [vielleicht nur verdruckt für] nachtragen
[2] [62. Stück. Donnerstag, den 24. May.]

verdollmetschen können, welche sie selbst gedacht zu haben fähig sind. Ihre Uebersetzung war in Wien sehr fehlerhaft abgedruckt worden, und es ist ein Glück, daß die Fr. Professorin böse werden kann, sonst würden wir diesen richtigern Abdruck nicht erhalten haben. Sie hat ihre Uebersetzung des Cato beygefügt, weil man sie nicht mehr haben können. Kostet in den Voßischen Buchläden 5 Gr.

Neue Erweiterungen[1] der Erkenntniß und des Vergnügens. Erstes Stück. Frankfurt und Leipzig bey Lankischens Erben. 1753. in 8v. 6 Bogen. Dieses ist der Anfang einer neuen periodischen Schrift, worinne die prosaischen Aufsätze mit den poetischen, die ernsthaften mit den anmuthigen abwechseln sollen. Es werden keine Uebersetzungen, wohl aber, doch nur selten, Nachahmungen darinne vorkommen; in welchem Stücke die Verfasser glücklich den Weg der Belustiger einschlagen. Und in der That, kann sich der, welcher nur ein wenig eifrig für die Ehre seiner Nation ist, wohl erniedrigen ein Uebersetzer zu werden, wenn er selbst ein Original werden kann? Und ist ein mittelmäßiges Original denn nicht immer leichter als eine gute Uebersetzung? Wir wollen den Innhalt dieses ersten Stücks anzeigen. Es kommen darinne vor 1. Der Jüngling, eine Ode. In einer Ode von siebzehn zehnzeiligen Strophen hat man es eben nicht nöthig, kurz, erhaben und mahlerisch zu seyn. 2. Der Geitz. 3. Von den Ordaliis oder Gottesurtheln der alten Deutschen. 4. Der Sturmwind, ein Gedicht. Die erste Strophe ist eben so schön als die andern mittelmäßig sind. 5. Der Knabe und der Spiegel. 6. Sendschreiben an den Herrn X. Buchhändlern in L. ob ein altes Buch unter veränderten Titel als neu zu verkauffen sey? 7. Das Bessere. 8. Leben Johann Drydens. Der Verfasser versichert uns, daß er mit den Schriften dieses englischen Dichters bekannter sey, als mit seinen Namen. 9. Die verschlagne Frau. Eine Erzählung. 10. Wein und Liebe. 11. An den Winter. 12. Das Seltene. 13. Das Gemeine. 14. Der tapfere Officier. 15. Verzeichniß einiger Schriften, welche künftige Messe in allen Buchläden zu haben seyn werden, sobald sich ein Verleger dazu gefunden. 16. Die Tugend. Alle Aergerniß zu vermeiden, werden diejenigen, welche sich jedes Stück dieser Erweiterungen etwa besonders heften lassen, wohl thun, wann sie

[1] [63. Stück. Sonnabend, den 26. May.]

diese letzte Seite an den Umschlag kleistern lassen. Das zweyte Stück von diesen Erweiterungen ist diese Messe auch erschienen, worinne eine gleiche Abwechselung, doch mit etwas mehr guten Stücken herrscht. Jedes Stück kostet in den Voßischen Buchläden 2 Gr.

Anatomisch-Chirurgisches Lexicon[1] oder Wörterbuch, darinne alle und jedwede zur Zergliederung und Wundarzney gehörige Sachen und Kunstwörter gehörig angezeigt, kürzlich und deutlich erkläret, und diejenigen Schriftsteller, so von den mehresten darinne vorkommenden Sachen am besten und verständlichsten gehandelt haben, angeführet werden. Zum Besten angehender Aerzte und Wundärzte mit Fleiß zusammen getragen, nebst einem doppelten Register, auch mit einer Vorrede des Hrn. D. Laurentius Heister ꝛc. ꝛc. Berlin bey Chr. Friedr. Voß. 1753. in 4to. 3 Alphb. 6 Bogen. Die vielen aus fremden Sprachen erborgten Kunstwörter, womit fast alle Künste und Wissenschaften belastet sind, machen in einer jeden derselben die Wörterbücher fast unentbehrlich. Nur bey der Medicin zu bleiben, so ist bekannt, daß die Griechen, Römer und Araber, welche unter allen Völkern den meisten Fleiß darauf gewandt, sehr häufige Spuren ihrer Sprachen darinne zurück gelassen haben. Alle Theile des menschlichen Körpers, alle Krankheiten, alle Arzneymittel, alle Instrumente haben entweder griechische, oder lateinische, oder gar arabische Benennungen; und niemand empfindet die Unbequemlichkeit derselben mehr, als derjenige, welcher ohne hinlängliche Kenntniß dieser Sprachen, und ohne mündliche Anführung, sich in den Schriften der Arzneygelehrten umsehen will. Fast auf allen Zeilen stößt ihm ein Wort auf, welches ihn ziemlich lange aufhalten wird, wenn er kein dazu bequemes Wörterbuch bey der Hand hat. Nun kann man zwar nicht sagen, daß ein dergleichen Werk in der Arzneygelahrtheit fehlt, allein auch die besten haben ihre Mängel. Meistentheils erstrecken sie sich über die ganze Medicin, und setzen sich dadurch allzuweite Grenzen, als daß sie überall deutlich, und hinlänglich seyn könnten. Dem gegenwärtigen Lexico wird man diesen Vorwurf nicht machen können, indem es bloß die Zergliederungskunst und Wundarzney zum Gegenstande hat; welche Einschränkung

[1] [64. Stück. Dienstag, den 29. May.]

dem Verfasser, einem Manne der sich schon durch andre medicinische Schriften auf eine sehr vortheilhafte Art bekannt gemacht, Zeit und Raum gelassen, durchgängig alles, was dahinein schlägt, mit derjenigen Vollständigkeit abzuhandeln, welche man in einem dergleichen Werke verlangen kann. Man kann gewiß glauben, daß alles aus den neusten und zuverläßigsten Schriftstellern gezogen ist, und daß der Verfasser die Kunst verstanden hat, deutlich und gründlich zugleich zu seyn. Ein besonderer Vorzug seiner Arbeit ist dieser, daß man darinne alle Kunstwörter in die deutsche Sprache übersetzt findet, entweder nach ihrer eigentlichen Bedeutung, oder doch so, daß man sich mit dem Worte auch alsobald einen ziemlich richtigen Begriff von der darunter verstandenen Sache machen kann. Da diese übersetzten Kunstwörter auch durchgängig nichts wider die deutsche Sprache verstoßendes haben, so wäre zu wünschen, daß man sich künftig überall derselben bedienen möge, damit etwas festes und beständiges auch hierinne eingeführt werde, und sich nicht ein jeder eine besondere deutsche Terminologie machen dürfe. Die Vorrede des berühmten Hrn. Hofrath Heisters wird über dieses der sicherste Beweis seyn, den wir von der Güte dieses Werks beybringen können, indem schwerlich ein Mann, welcher wie er um die Anatomie und Chirurgie so unsterbliche Verdienste hat, etwas mittelmäßiges loben wird. Kostet in den Voßischen Buchläden 1 Thlr. 8 Gr.

Des Abts von Marigny[1] Geschichte der Araber unter der Regierung der Califen. Aus dem Französischen. Berlin und Potsdam bey Chr. Fried. Voß. 1753. in 8v. 1 Alphb. 12 Bog. Manche sind in den Geschichten berühmt, und manche sollten es seyn. Die Araber gehören zu den letztern. Die Thaten dieses Volks, wenn man sie auch nur seit dem Zeitpunkte des Mahomets betrachtet, geben den so gepriesenen Thaten der Griechen und Römer wenig oder nichts nach. Allein zu wie vieler Kenntniß sind sie wohl gekommen? Die vornehmste Ursache, warum sie so verborgen geblieben sind, und zum Theile noch bleiben, ist die Sprache in welcher sie hauptsächlich aufgezeichnet worden, und deren nur immer sehr wenige Gelehrte in Europa mächtig gewesen sind. Diese haben zwar verschiednes aus den Originalscribenten in die gelehrten Sprachen übergetragen, allein in wie viel

[1] [65. Stück. Donnerstag, den 31. May.]

Werken haben sie es nicht zerstreuet? Der Abt von Marigny hat sich die Mühe genommen, aus diesen zerstreuten Stücken ein ganzes zu machen, und seine Mühe ist ihm so gut gelungen, daß er einer Uebersetzung gar wohl werth war. Er hat sich bloß auf die Regierung der Califen eingeschränkt, und in diesem Zeitraume, von etwas mehr als 600 Jahren, so viel merkwürdiges gefunden, als nur immer eine Geschichte aufweisen kann. Sein Werk bestehet aus 4 Theilen, welche man in der Uebersetzung auf dreye zu bringen für gut befunden hat. Dieser erste enthält die Regierung der vier ersten Califen, des Abubekers, des Omars, des Othmans und des Ali. Wann je große Geister unter einem Volke aufgestanden sind, welche die erstaunlichsten Veränderungen zu unternehmen und auszuführen im Stande waren, so sind sie damals unter den Arabern aufgestanden; und es wäre nicht möglich gewesen, daß sie ihre Eroberungen so weit hätten ausdehnen können, wenn nicht, so zu reden, jeder gemeine Soldat unter ihnen ein Held gewesen wäre. Man bilde sich aber nicht ein, daß sie sich bloß als tapfre Barbaren zeigten; auch die Tugend, und oft eine mehr als christliche Tugend, war unter ihnen bekannt, wovon man die Beyspiele gewiß mit einem angenehmen Erstaunen lesen wird. In der Vorrede des Uebersetzers zu diesem Theil, wird Marigny wegen einiger Vorwürfe vertheidigt, welche der berühmte Hr. D. Baumgarten ihm zu machen für gut befunden hat. Kostet in den Voßischen Buchläden 12 Gr.

Hamburgische Beyträge[1] zu den Werken des Witzes und der Sittenlehre. Erstes Stück. Hamburg bey Chr. Wilh. Brandt. 1753. in 8v. 16 Bogen. Man hat aus Hamburg schon allzu viel schönes erhalten, als daß uns nicht gleich der Titel dieser neuen periodischen Schrift, welche zur Ausbreitung des Geschmacks an den schönen Wissenschaften bestimmt ist, das Recht geben sollte, etwas mehr als Mittelmässiges zu erwarten. Die Verfasser scheinen auch in der That keine Leute zu seyn, welche diese Erwartung einen großen Abfall wollen leiden lassen. Von der Einrichtung ihrer Schrift sagen sie in der Vorrede dieses, daß sie alle Leipziger Messen, auf die Art wie sie angefangen haben, fortfahren und jeden Band mit dem dritten Stücke schliessen werden. Streitschriften soll man nicht darinne finden, noch

[1] [66. Stück. Sonnabend, den 2. Jun.]

weniger ſolche Gedichte, die der Leſer nur deswegen bewundert, weil er ſie nicht verſteht. Dieſes erſte Stück enthält ſowohl überſetzte als eigne Aufſätze Unter den erſtern wird man das Gedicht Amintor und Theodora aus dem Engliſchen des Herrn Mallet, und des Herzogs von Nivernois Anmerkungen über das Genie des Horaz, Deſpreaux und Rouſſeau mit Vergnügen leſen. Unter den andern nehmen ſich von den Gedichten, das Lob der Schöpfung, und die Wahl der Geſchäfte; von den proſaiſchen Abhandlungen aber die Gedanken über die Kunſt zu ſchweigen vorzüglich aus. Wir wollen eines von den kleinen Gedichten ganz einrücken.

Gründe der Betrübniß.

Als Xerxes einſt ſein Heer monarchiſch überſah,
Da weinten Held und Menſch. Es ging dem Perſer nah,
Daß die, ſo Griechenland jetzt überwinden wollten,
Nach hundert Jahren nicht mehr leben ſollten.

Wenn oft mein gierger Blick, der voll Empfindung glüht,
Ein blühend junges Volk von Schönen überſieht;
Wie kränkt michs, daß dereinſt die Lippen, die jetzt brennen,
Nach funfzig Jahren nicht mehr küſſen können.

Koſtet in den Voßiſchen Buchläden 6 Gr.

Des Herrn von Premontval[1] Monogamie, worinne wider die gemeine Meinung erwieſen wird, daß das Geſetz der Natur, Moſes und Jeſu Chriſti einſtimmig die Vielweiberey verwerfen. In das Deutſche überſetzt von Dorotheen Auguſten von Windheim gebohrnen von Mosheim. Der erſte Theil. Nürnberg bey J. P. Monath. 1753. in 8v. 19 Bogen. Dieſes Werk des Herrn von Premontval iſt in ſeiner Grundſprache mit allzuviel Beyfall aufgenommen worden, als daß man der Ueberſetzung eines geſchickten Frauenzimmers, welcher ihr Geſchlecht das Recht gab, ſich dieſer Arbeit eher als eine Mannsperſon zu unterziehen, nicht eine gleich gute Aufnahme verſprechen könnte. Da die Vielweiberey einſtimmig von allen chriſtlichen Secten verworfen wird, und nur gar ſelten ein Theophilus Aletheus aufgeſtanden iſt, welcher ſie, ohne Folgen, vertheidiget, ſo ſollte es faſt ſcheinen, daß eine weitläuftige Unterſuchung zum Behuf der einfachen Heyrath etwas überflüßiges wäre.

[1] [67. Stück. Dienſtag, den 5. Jun.]

Sie würde es auch in der That seyn, wann nicht zum Unglücke die Freygeister diese Materie zu einem Gegenstande ihrer die Religion untergrabenden Einwürfe erwählt, und bald dem Evangelio das Verboth der Vielweiberey vorgeworfen, bald dem Mosaischen Gesetze, in der Meynung, es dulde die Vielweiberey, eben so heftige Vorwürfe gemacht hätten. Derjenige also, welcher die genaue Uebereinstimmung des Rechts der Natur, der mosaischen Gesetze und der Lehre Christi in Verwerfung der Vielweiberey erweiset, will nicht sowohl die Rechte des europäischen Frauenzimmers in Sicherheit setzen, als das Christenthum wider verschiedene furchtbare Einwendungen vertheidigen. Dieses hat der Herr von Premontval mit einer Strenge im Beweisen, deren nur ein Geometer fähig ist, und mit einer Zierlichkeit des Vortrags gethan, welche kein Geometer in seiner Gewalt hat, wenn er nicht zugleich ein Mann von Geschmack ist. Er hat seinem Werke, dessen erste Anlage aus der vorgehabten Uebersetzung einer gewissen englischen Schrift genommen worden, die Gestalt von Briefen gegeben, welche Aristus und Eudoxus an einander schreiben. Durch diese Einkleidung hat er Gelegenheit bekommen, seine Materie nach allen möglichen Seiten zu betrachten, und auch Einwürfe zu beantworten, auf welche vielleicht auch die heftigsten Vertheidiger der Vielweiberey nicht würden gefallen seyn. Dieser erste Theil, welcher die ersten siebzehn Briefe enthält, kostet in den Voßischen Buchläden 6 Gr.

Procopii von Cäsarea[1] geheime Geschichte. Johann Paul Reinhard P. P. hat sie aus dem Griechischen ins Teutsche übersetzt, und mit Anmerkungen erläutert. Erlangen und Leipzig 1753. verlegts G. Poetsch. in 8. 18 Bog. Der Geschichtschreiber Procopius lebte in dem sechsten Jahrhunderte, unter dem Kayser Justinian. Er bekleidete die Würde eines Präfectus Urbis, die ihm aber von dem Kayser wieder genommen ward. Von seinen Werken hat die geheime Geschichte das meiste Aufsehen gemacht. Und auf welche Schriften pflegt man auch begieriger zu seyn, als auf die, welche die Schande der Großen entdecken, und durch ihre Herabsetzung unserm Hochmuthe schmeicheln? In allen seinen übrigen Büchern hat Procopius den Justinian, seine Gemahlin Theodora, und den General Belisarius bis an den Himmel erhoben; in diesem aber mahlt er alle

[1] [69. Stück. Sonnabend, den 9. Jun.]

drey auf das abscheulichste ab, und giebt sie für nichts geringers als eingefleischte Teufel aus. Er hat so viel Schändliches von ihnen gemeldet, daß einige auf den Verdacht gekommen sind, er müsse ein heimlicher Heide gewesen seyn, und nur aus Haß gegen einen christlichen Monarchen seiner Schmähsucht den Ziegel gelassen haben. Doch daß er kein Heide gewesen erhellet aus seinen Schriften allzudeutlich, eben wie es aus den gleich lautenden Zeugnissen anderer Geschichtschreiber erhellt, daß nicht alles Böse, welches er von dem Kayser und seiner Gemahlin erzehlt, erdichtet seyn kan. Freylich wird ihn der Verdruß über seine Absetzung zu Uebertreibungen verleitet haben, welche einem beleidigten Geschichtschreiber nur allzunatürlich sind. Man muß daher billig seyn, und bey Beurtheilung dieser geheimen Geschichte die Mittelstraße erwählen, ohne sie für völlig unpartheyisch, noch auch für völlig unwahr zu halten. So viel ist gewiß, daß sie, als die erste aller geheimen Geschichten, wenigstens der noch jetzt vorhandenen, von allen Liebhabern ärgerlicher Anekdoten gelesen zu werden verdienet. Die Uebersetzung des Herrn Prof. Reinhards ist so schön gerathen, daß man die Erfüllung seines Versprechens, die übrigen Schriften des Procopius auf nehmliche Weise zu liefern, nicht anders als wünschen kan. Kostet in den Voßischen Buchläden 12 Gr.

Histoire de Polybe[1] *nouvellement traduite du Grec par Dom. Vincent Thuillier, Benedictin de la Congregation de saint Maur; avec un Commentaire ou un corps de science militaire enrichi de Notes critiques et historiques, ou toutes les grandes parties de la guerre soit pour l'offensive, soit pour la Defensive sont expliquées, demontrées et representées en Figures. Ouvrage tres-utile non seulement aux Officiers Generaux, mais meme à tous ceux qui suivent le parti des armes. Par Mr. de Folard, Chevalier de l'Ordre Militaire de saint Louis etc. etc. Nouvelle Edition revüe, corrigée et augmentée d'un Supplement. 7 Vol. in 4to. à Amsterdam chez Chatelain et Fils. 1753.* Der Commentar des Ritter Folard über die Geschichte des Polybius ist in seiner Art ohne gleichem. Es würde uns sehr schlecht lassen, wenn wir ein Werk anpreisen wollten, welches ebenso viel alte Feldherren gebilliget haben, als es junge Feldherren hat bilden helfen. Nach dem Tode des Verfassers sind die nei-

[1] [72. Stück. Sonnabend, den 16. Jun.]

dischen Beurtheiler verstummt, und jetzo wird ihm schwerlich weder ein Held noch ein Gelehrter, denn für beyde ist es eine unerschöpfliche Quelle neuer Einsichten, die größten Lobsprüche versagen. Diese neue Ausgabe ist von einem seiner Freunde besorgt worden, welcher sie mit ansehnlichen Zusätzen vermehrt hat, die den siebenden Theil dieses prächtigen Werks ausmachen. Sie bestehen aus den neuen Kriegsentdeckungen eben dieses Ritters, welche vorher besonders gedruckt worden, aus einem critischen Sendschreiben eines holländischen Officiers, aus den Anmerkungen eines Kriegsverständigen über das Folardische System, und aus der Beantwortung derselben. Da Folard ein gleiches Werk über die Commentare des Julius Cäsars angefangen und sonst sehr viel Verbesserungen und Zusätze zu seinem Polybius hinterlassen hat, so läßt es jetzo dem Herzoge von Belleisle, welchem er seine Handschriften vermacht, sehr übel, zu sagen, er habe noch nicht Zeit gehabt, nach zu sehen, ob etwas brauchbares darunter vorhanden sey oder nicht. Wenn unter dieser Entschuldigung, die er dem Herausgeber überschreiben lassen, nicht eine andere politische Ursache verborgen liegt, so muß man billig dem Herzoge mehr Zeit, oder den Manuscripten einen andern Erben wünschen. Folard hat die erste Ausgabe Carl dem zwölften zueignen wollen, und diese neue Ausgabe ist Sr. Majestät unserm Könige zugeeignet worden. Kostet in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 25 Thlr.

Geschichte[1] der Eroberung von Florida, aus dem Spanischen des Ynca Garcilasso de la Vega, in die Französische, und aus dieser in die Teutsche Sprache übersetzt von Heinrich Ludewig Mayer. Zelle und Leipzig 1753. bey G. C. Gsellius. in 8vo. 1 Alphb. 8 Bogen. Der Verfasser dieser Geschichte ist ein gebohrner Peruvianer, und stammet von der mütterlichen Seite aus dem Hause der Yncas. Als er nach Spanien kam, arbeitete er verschiedene Werke aus, welche alle in die Historie von Amerika einschlagen. Er ließ überall darinne eine ganz besondere Liebe für seine Landsleute die Peruvianer und übrigen Amerikaner blicken; doch ohne dadurch ein partheyischer Geschichtschreiber zu werden. Bey der Eroberung von Florida ist er nicht selbst zugegen gewesen, gleichwohl aber hat er alles nach dem Berichte verschiedener Augenzeugen mit

[1] [75. Stück. Sonnabend, den 23. Jun.]

größter Sorgfalt beschrieben. Dieses Land ist seit seiner Entdeckung von verschiedenen Europäischen Nationen erobert worden. Die vornehmste davon ist ohne Zweifel die Eroberung des Ferdinand von Soto, eines der zwölf Eroberer von Peru, bey welcher gewiß sehr merkwürdige Thaten, sowohl auf Seiten der Indianer als Spanier vorgefallen sind. Und diese ist es auch eigentlich, welche Garcilasso mit weit größerer Aufrichtigkeit als Kunst, und Artigkeit, aufgezeichnet hat. Die Spanier bewiesen dabey eine ausserordentliche Geduld, welche nur eine ungemeine Ehrbegierde und eine eben so starke Liebe zu den Reichthümern einflößen können: die Indianer hingegen liessen einen Muth und eine Klugheit blicken, die den Begrif weit übersteigen, den man sich gemeiniglich von Barbarischen Völkern macht. Die französische Uebersetzung rühret von der Hand eines Meisters her, nehmlich des Herrn Richelet. Wann die deutsche Uebersetzung mit eben der Reinigkeit abgefaßt ist, so kan sie nicht anders als sehr vollkommen seyn. Kostet in den Voßischen Buchläden 12 Gr.

Leben und Thaten[1] des berühmten Königl. Dänischen Viceadmirals Peter Tordenschilds. Aus dem Dänischen übersetzt. Drey Theile. Kopenhagen, verlegts Fr. Ch. Mumme 1743. in 8v. 3 Alph. und einige Bogen. Tordenschild ist ohne Widerspruch einer von den größten Dänischen Seehelden, welcher in der neuern nordischen Kriegsgeschichte bis auf den Friedensschluß zu Friedrichsburg im Jahr 1720 eine wichtige Rolle gespielet hat. Er hatte das Glück seine Thaten in den Augen zweyer der größten Könige zu verrichten, eines Friedrichs des vierten, und eines Karls des zwölften. So getreu und eyfrig er für sein Vaterland fochte, so unversöhnlich und ergrimmt war er gegen die Feinde desselben, bey welchen er sich in keine gemeine Furcht gesetzt hatte. Seine Lebensgeschichte kan also nicht anders als sehr wichtige Anekdoten zur Erläuterung des letztern Krieges zwischen Schweden und Dännemark enthalten, und muß den Liebhabern umständlicherer Erzählungen sehr angenehm seyn. Der Verfasser derselben, Hr. Rothe hat sie aus den besten Quellen zusammengetragen, indem er sich unter andern aus dem Archive der Admiralität aller dazu nöthigen Papiere, Dokumente und Protokolle bedienen dürfen. Aus einer fast übertriebenen Liebe zur Glaubwürdigkeit hat er die meisten Tordenschilds Seeangelegen-

[1] [76. Stück. Dienstag, den 26. Jun.]

heiten betreffenden Briefe, Orders und Rapporte mit eingerückt. Da aber dergleichen Bestättigungen ohne Zweifel in Dännemark nützlicher als in Deutschland sind, so hat der Uebersetzer wohl gethan, daß er die meisten, wo es ohne Nachtheil der Sache geschehen können, weggelassen. Vielleicht hätte er noch mehr weglassen können; ob wir gleich auch gestehen müssen, daß gewisse Kleinigkeiten dennoch für Seeleute von Nutzen seyn können, die man allenfalls in diesem sonst sehr angenehmen Werke überhüpfen kan. Kostet in den Voßischen Buchläden 20 Gr.

Vie de Madame de Maintenon.[1] *Tome premier. à Nancy chés H. Brinneau. 1753.* in 12. 10 Bogen. Eben der Verfasser, welcher uns vor einiger Zeit die Briefe der Frau von Maintenon geliefert hat, fängt mit diesem ersten Theil an, uns ihre Lebensbeschreibung zu liefern. Bisher ist seine Heldin nur unter den Zügen der Satyre erschienen, und man hat sie nach ihrem Tode eben so sehr verleumdet, als sie bey Lebzeiten angebetet wurde. Durch eine vollkommene Unpartheylichkeit hoffet er sie in ihrer wahren Gestalt zu zeigen, und der Welt den fast allgemeinen Irrthum wegen ihrer Aufführung zu benehmen. Die Franzosen haben schon längst angefangen, eben das mit dem Jahrhunderte ihres grossen Ludewigs zu thun, was man sonst nur mit dem Alterthume zu thun pflegte; sie verschönern alle Personen desselben; auch das Böse, das sie von einigen sagen müssen, sagen sie auf eine Art, die sie dem ungeachtet zu ausserordentlichen Geistern macht. Vielleicht, daß diese Anmerkung auch durch einige Stellen der gegenwärtigen Lebensbeschreibung bestätiget wird. Das Wunderbare des Romans scheint ein wenig zu sehr darinne zu herrschen, als daß das Wahre der Historie nicht hin und wieder sollte seyn verdrengt worden. Doch der Herr de la Beaumele sucht Leser; und die anzulocken ist jenes besser als dieses. Er sitzt jetzo in der Bastille, dem gewöhnlichen Aufenthalte der französischen witzigen Köpfe. Kostet in den Voßischen Buchläden 6 Gr. und eine deutsche Uebersetzung dieses ersten Theils 4 Gr.

Wir haben[2] neulich die Uebersetzung der Monogamie des Hrn. von Premontval angeführt, welche die Frau von Windheim dem Publicum mitgetheilet hat. Wir enthielten uns damals, von ihrer Arbeit zu ur-

[1] [77. Stück. Donnerstag, den 28. Jun.]
[2] [78. Stück. Sonnabend, den 30. Jun.]

theilen, weil wir nicht Gelegenheit hatten, sie mit dem Originale zu vergleichen. Jetzt, da wir es gethan haben, würde es uns sehr angenehm seyn, wenn wir den Schmeicheleyen beystimmen könnten, mit welchen die Göttingschen Anzeigen so verschwenderisch gegen sie gewesen sind. Allein sie hat uns dieses Vergnügen so wenig machen wollen, daß wir uns selbst ein ganz anderes machen müssen; dieses nehmlich, eine neue Uebersetzung des vortrefflichen Premontvalschen Werkes anzukündigen, welche richtiger und vollständiger seyn soll. Die Auslassungen, von welchen die Frau von Windheim dem Leser Rechenschaft giebt, sind die kleinsten, deren sie sich schuldig gemacht hat. Nichts aber haben wir ungerner vermißt, als die Zueignungsschrift der Frau von Premontval an das Frauenzimmer. Hat die Frau von Windheim die einzige von ihrem Geschlechte seyn wollen, die sich um dieses Werk verdient gemacht? Oder hat sie die Frau von Premontval für so wenig philosophisch gehalten, daß sie glauben können, das deutsche Frauenzimmer habe an dieser Zueignung keinen Antheil? Diese also, und hundert kleine Züge und Wendungen in dem Werke selbst, die vielleicht, weil sie allzufein sind, in der Arbeit der Uebersetzerin entwischt sind, wird man in der neuen Uebersetzung wieder herstellen. Was die Unrichtigkeiten anbelangt, die man darinne vermeiden will, so darf man eben nicht die vollkommenste Kenntniß der Französischen Sprache besitzen, um dieses Versprechen zu halten. Die Frau von Windheim übersetzt relever une contradiction, durch einen Widerspruch heben; sie giebt indignation, wo es von Gott gebraucht wird, durch Verachtung; sie macht unzähliche solche Fehler, und zeigt dadurch allzu deutlich, woran es gelegen hat, wenn ihr ihre Urschrift hin und wieder dunkel vorgekommen ist. Sie meint, es liege daran, weil der Herr von Premontval öftrer dem Aristoteles als dem Fenelon nachahme. Ob dieser den griechischen Weltweisen sehr gelesen habe, wissen wir nicht; dieses aber wissen wir, daß sie ihn nicht kan gelesen haben, weil sie sonst schwerlich Ariste durch Aristes, anstatt Aristus, ausdrücken würde. Hätte sie selbst den Fenelon fleißiger gelesen, so würde sie nicht auf die Vermuthung gekommen seyn, daß der Herr von Premontval den Aristoteles müsse gelesen haben.

Lettres choisies[1] *de Pope sur differens sujets de Morale et de Litterature, traduites de l'Anglois par Mr. Genet, en II Parties. à Paris*

[1] [80. Stück. Donnerstag, den 5. Jul.]

chez R. Davidts. 1753. in 8v. 1. Alphab. Was schon den Namen Pope führt, ist der Aufmerksamkeit aller Leser von Geschmack würdig. Wenn man ihn aus seinen Gedichten als einen Geist kennt, welcher auch bey der mäßigsten Anstrengung, unsre Bewunderung erweckt, so wird man in seinen Briefen eben diesen Geist, obgleich öfters in einer gelassenern Wirkung, mit Vergnügen wiederfinden. In seinen Gedichten ist er der verschönerte Pope, und in seinen Briefen der wahre. Critik, Moral und Freundschaft sind es, welche darinne herrschen, und die Namen eines Wycherley, eines Walsh, eines Hamilton, eines Steele, eines Buckingham, eines Swift, an welche Pope entweder schreibt, oder von welchen er Antworten empfängt, stehen uns dafür, daß es keine falsche Critik, keine abgetroschene Moral, und keine Scheinfreundschaft seyn werde. Der Französische Uebersetzer hat verschiedene der Popischen Briefe übergangen, es sind aber theils solche, welche Pope selbst verworfen hat, theils solche, worinne seine Gesinnungen gegen die katholische Religion nicht allzuwohl entwickelt waren. Durch Auslassung der letztern hat er wollen den strafbaren Auslegungen derjenigen vorbeugen, welche gerne alle grosse Geister zu Feinden der Religion machen wollen. Pope war nichtsweniger als dieses, und sein Brief an den jüngern Racine ist Bekänntnisses genug, daß er alle Freygeisterische Sätze, welche man in seinem System finden wollte, verabscheuete. Kostet in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 16 Gr.

Oeuvres mêlées[1] *de Mr. l'Abbé de Bernis, en prose et en vers. Nouvelle Edition augmentée. A Geneve, chez Antoine Philibert, 1753.* in 8vo. 14 Bogen. Der Abt von Bernis ist einer von den liebenswürdigsten Dichtern Frankreichs. Seine Werke, welche hier in einer neuen und vermehrten Ausgabe erscheinen, bestehen aus poetischen und prosaischen Stücken. In seinen Gedichten ist er weise ohne Zwang; schimmernd ohne falschen Glanz. Seine Verse sind Kinder der Natur, welche in der edelsten Einfalt dahin fliessen. Nichts ist darinne gezwungen; alle Schönheiten, sogar die Regeln der Kunst scheinen sich von ohngefehr hineingeflochten zu haben. Wie wahr ist es, daß die Natur das Siegel des Genies, die Stütze des Geschmacks und die Seele der Harmonie ist! Die Gegenstände seiner Poesie sind der Geschmack, die

[1] [81. Stück. Sonnabend, den 7. Jul.]

Sitten, die Unabhängigkeit, der Ehrgeitz, die Liebe zum Vaterlande, die Tugend, die Wollust rc. Die prosaischen Aufsätze handeln von den Leidenschaften, von der Metromanie, von der Neugierigkeit, von dem Geschmacke am Landleben. Nichts ist mehr zu beklagen, als daß das Lehrgedichte, über die verschiedenen Grundsätze des Unglaubens, woran er verschiedene Jahre gearbeitet, nicht zu Stande gebracht worden. Die Probe, welche er dem Vorberichte über die Poesie einverleibet hat, ist ein Meisterstück, und zeigt wie wohl er es verstanden habe, die abstractesten Lehren der Physik und Metaphysik durch reizende Bilder zu verschönern. Er würde darinnen kein geringerer Meister als Virgil in seinen Georgicis gewesen seyn, unter dessen Händen die allertrockenste Materie aufblühet. Die Probe selbst enthält das Lehrgebäude des Spinoza, nach welchem Gott alles, und alles Gott ist. So unschicklich dieser ungeheure Satz für die Dichtkunst zu seyn scheinet, so geschickt hat er ihn dazu durch eine Schilderung zu machen gewußt, welche alles ist, was ein Poete leisten kann. Kostet in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 10 Gr.

Geschichte[1] eines Kandidaten oder die Sitten und Schicksale junger Gelehrten in zween Theilen von T. Frankfurt und Leipzig, bey Chr. P. Monath 1753. in 8vo. 2 Alph. 5 Bog. Das Feld der Romanen ist von unsern witzigen Köpfen noch am wenigsten bebauet worden. Der Hercules, der Arminius, die Octavia, die Banise, und einige andere von Gliedern der fruchtbringenden Gesellschaft sind lange Zeit unsere besten Originale in dieser Art witziger Schriften gewesen. Die Schwedische Gräfin schien einen neuen und bessern Zeitpunct derselben anzufangen, allein zum Unglücke hat sich die deutsche Nacheiferung hierinnen am allersaumseligsten finden lassen. Diese Geschichte eines Kandidaten ist seitdem wieder die erste, deren wir uns nicht zu schämen haben. Der Verfasser muß ein eben so schöner als gründlicher Geist seyn; er erzählt, er schildert, er moralisirt, so daß er Lesern von Geschmack gefallen wird. Studirende und Kandidaten werden sehr viel nützliches aus seiner Geschichte lernen können. Er warnt sie für den Thorheiten des akademischen Lebens, und zeigt ihnen wie man auf Akademien eine wahre Freyheit und ein glückseeliges Leben haben könne. Auch die eingestreueten Begriffe vom Studiren sind so beschaffen,

[1] [83. Stück. Donnerstag, den 12. Jul.]

daß sie nicht ohne Nutzen seyn werden. Kostet in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 18 Gr.

Conjectures[1] *sur les causes de la grandeur des Romains; nouvelle Hipothese, opposée à quelques autres ci-devant publiées sur le meme sujet; avec un discours sur l'enthousiasme par Ms. le Baron de Holberg. à Leipzig chez Mumme. 1753.* in 8vo. 12 Bogen. Wenn man den geringen Anfang des römischen Staats betrachtet, und ihn mit der erstaunlichen Größe vergleicht, zu welcher er gleichwohl anwuchs, so kan man nicht anders als von einem Erstaunen hingerissen werden, welches der Anblick einer fast übernatürlichen Sache, die in der ganzen Geschichte ohne Exempel ist, verursachen muß. Man hat verschiedentlich die Ursachen davon anzugeben gesucht. Einige haben sie in dem alten Zustande Italiens zu finden geglaubt. Sie behaupten, da dieser Theil Europens in sehr viel kleine Republicken, welche alle mit einander in Streite gestanden, zertheilt gewesen, so habe es einer von diesen Republicken sehr leicht seyn müssen, im Trüben zu fischen, und sich die andern zu unterwerfen. Andre geben vor, die Gesetze des Romulus und die weisen Anordnungen des Stifters hätten diesen wunderbaren Anwachs verursacht. Doch keine von diesen beyden Hypothesen hat dem Herrn Baron von Holberg, einem Gelehrten, welcher überall neue Wege sucht, wenn sie auch nur dem Anscheine nach neu seyn sollten, gegründet genug geschienen. Er trägt daher eine andre vor, welche ihm die wahrscheinlichste zu seyn scheinet, und die er auch durch die ganze römische Geschichte auf eine sehr faßliche Art durchzuführen weis. Wenn man erwägt, sagt er, daß die ersten Einwohner Roms ein zusammengelaufnes heterogenisches Gesindel waren, und gleichwohl unter dieser Rotte einen Ehrgeitz ohne Grenzen findet, so weis man nicht, was man denken soll. Man muß nothwendig glauben, daß sie alle ihrer nicht mächtig gewesen sind, und daß sie eine Art von Enthusiasterey müsse befallen haben, welche sich auf ihre Kinder mit solcher Gewalt fortgepflanzt, daß sie ihrem Ehrgeitze und dem Ruhme ihres Vaterlandes, Güter und Freunde, Aeltern und Weiber, und alles was ihnen am liebsten war, aufopferten. Eine solche Enthusiasterey, fährt er fort, welche einzig und allein fähig ist, die allerentschlossensten und heroischsten Thaten hervorzubringen, kan vielleicht

[1] [85. Stück. Dienstag, den 17. Jul.]

aus der Geschichte von der wunderbaren Geburth des Stifters, oder aus den Umständen seines Todes, oder auch aus irgend einer andern Vorherverkündigung der zukünftigen Größe Roms, entstanden seyn = = = Die weitere Ausführung dieser Muthmassungen verdient in dem kleinen Werke selbst nachgelesen zu werden, welches die Liebhaber der Holbergischen Schriften ohne Zweifel nicht unterlassen werden. Es ist eigentlich nichts als eine weitere Ausführung einer kleinen Abhandlung, die der Herr Verfasser ehmals seiner dänischen Uebersetzung des Herodians vorangeschickt. Er hat sie selbst in der französischen Sprache aufgesetzt, weswegen wir auch niemanden rathen wollen, diese sonst sehr lesenswürdige Schrift bloß der Sprache wegen zu lesen. Kostet in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 8 Gr.

Hr. D. Martin Listers[1] ꝛc. Reise nach Paris, wobey die auserlesensten Merkwürdigkeiten dieser Stadt, welche die Gelehrsamkeit, Kunst und Natur betreffen, zu betrachten vorkommen; auf Veranlassung eines andern hochberühmten Medici und Polyhistoris, aus der dritten englischen Ausgabe ins Deutsche übersetzt, und mit einigen Erläuterungen herausgegeben von Joh. Georg Meintel; mit Kupfern. Schwabach bey Joh. Jac. Enders 1753. in 8vo. 18 Bogen. Lister ist als einer von den gelehrten englischen Aerzten des vergangenen Jahrhunderts bekannt. Er that verschiedene Reisen nach Paris, deren letzte von ihm hier beschrieben wird. Da sie aber schon in das Jahr 1698 fällt, so wird die Beschreibung davon denjenigen jungen Herren ganz und gar unnütze seyn, welche dergleichen Werke nur deßwegen lesen, damit sie auf die wohlfeilste Art so von diesem Orte reden können, als ob sie wenigstens eben so bekannt darinne wären, als in ihrer Vaterstadt. Auch für die wird sie nicht sehr brauchbar seyn, welche etwa die Namen der berühmtesten Wirthshäuser darinne zu finden hoffen. Sie enthält nichts als Anmerkungen wie sie ein Gelehrter über die wichtigsten Gegenstände der Kunst und Natur machen kan. Bald ist man mit dem Verfasser in einem Büchersaale; bald in der anatomischen Schlachtbank eines Verney oder Merry; bald bey den Kräutersammlungen eines Plumier; bald in der Werkstatt einer Butterfield; bald in der

[1] [[illegible]. Stück. Donnerstag, den 19. Jul.]

staubigen Studierstube eines Dacier. Kaum daß er die prächtigen Gebäude, die öffentlichen Orte der Ergötzung und dergleichen, nur obenhin berührt. Wann diesem Fehler wenigstens nur der Uebersetzer in seinen Anmerkungen abgeholfen hätte; doch weit gefehlt, das was er hinzugefügt hat, ist gleich dasjenige, was ein Leser nach der Mode am wenigsten zu wissen verlangt. Vielleicht wird er auch bey niemanden sonst Dank verdienen, als bey denen, welche etwa ihre Reisen, die doch eigentlich nichts als Stücke der Galanterie seyn müssen, nach dem Listerschen Exempel nützlich einzurichten lernen wollen. Diese aber werden ihm vielleicht das übel nehmen, daß er eine Sprache mit ihnen redet, welche kaum zu der Zeit in Deutschland kan schlechter gewesen seyn, als die Urschrift zu erst erschien. Kostet in den Voßischen Buchläden 10 Gr.

Vernunftmäßige Beurtheilung[1] zweyer Schreiben die wider das Schreiben an Herrn K**. in Z**. die Leipziger Schaubühne betreffend herausgekommen, aus den Gründen der Vernunftlehre und der Natur der Sache erwiesen. Leipz. gedruckt bey Joh. G. Büschel 1753. in 8v. 9 Bogen. Wir wissen nicht, ob das Publicum ausser Leipzig weis, oder ob es nicht weis, daß seit einiger Zeit der Geschmack, welcher jetzt auf der dasigen Bühne zu herrschen scheint, eine Menge kleiner Streitschriften verursacht hat. Das Lustspiel des Hrn. Coffey, der Teufel ist los, welches daselbst ziemlich ofte mit Zulauf aufgeführet ward, gab die erste Gelegenheit. Ein Gelehrter dem die deutsche Bühne so viel zu danken hat, und dem sie immer so schlecht gedankt hat, der Hr. Prof. Gottscheb, war der erste, welcher die Zuschauer für diese Aftergeburt des englischen Witzes warnte, als ob sie zu nichts als den Geschmack der Leipziger zu verderben dienen könne. Herr Schulze wagte hierauf eine umständlichere Critik in einem Schreiben an Hrn. K **. in Z **. Dieses Schreiben hatte das Glück ein Paar seichte Gegner zu finden, durch welche der Verfasser dieser vernunftmäßigen Beurtheilung, als der Vertheidiger des Schulzischen Schreibens, gewonnen Spiel bekömmt. Sollte man ihn aber nicht wieder ein wenig in die Enge treiben können, wenn man ihm vorstellte: daß überhaupt keine englische Stücke eine ernstliche Beurtheilung nach den strengen Regeln der theatralischen Dichtkunst aus-

[1] [87. Stück. Sonnabend, den 21. Jul.]

zuhalten fähig sind; daß es eine falsche Critik sey, wenn man verlangt, daß jedes komische Stück eine allgemeine Moral enthalten müsse; daß man das Lustspiel des Hrn. Coffey als eine groteske Mahlerey betrachten könne, an welcher auch das Auge eines Kenners dann und wann Vergnügen findet; daß es vielleicht nicht allzuwohl gethan sey, wenn wir unsre Bühne, die noch in der Bildung ist, auf das Einfache des französischen Geschmacks einschränken wollen; daß das angeführte englische Stück, bey allen seinen Fehlern noch immer von einem großen komischen Genie zeige, welchem es gefallen hat, die Natur aus dem Gesichtspunkte eines holländischen Mahlers nachzuahmen; daß die anstößigen Stellen ihm so wesentlich nicht sind, daß man sie nicht ausmerzen, und es selbst doch beybehalten könne rc. rc. Was man aber an der Leipziger Bühne, ausser diesem Stücke der Teufel ist los, aussetzt, scheint uns weit gegründeter zu seyn; besonders ist die Vermischung der niedrigsten welschen Possenspiele mit der erhabensten Tragödie unverantwortlich. Eine Erinnerung wollen wir noch wegen einer Stelle auf der 12ten Seite machen: Despreaux hat die Verse: Dans ce sac ridicule etc. etc. erst nach dem Tode des Moliere gemacht. Die Frage also, die man daselbst thut: verantwortete sich wohl Moliere mit Schmähschriften oder mit Grobheiten, oder verklagte er den Herrn Despreaux? wird den Gegnern etwas zu lachen machen, die der Verfasser hier und da, wegen ähnlicher Vergehungen, auslacht. Kostet in den Voßischen Buchläden 6 Gr.

Die Geschichte des Frauenzimmer Pantoffels.[1] Dresden 1753. in 8v. 2 Bogen, und: die Geschichte des Frauenzimmer Schuhes. ebendas. auf $2^1/_2$ Bogen. Salomon soll die Sprache der Thiere verstanden haben. Der Verfasser dieser Geschichten verstehet noch mehr als Salomon, denn ihm ist sogar die Sprache solcher Dinge, die nicht einmal einen Laut haben, bekannt. Er war auf der Reise, und unvermuthet zerbrach ihm ein ganz neues Rad an dem Wagen. Er mußte also in einem schlechten Wirthshause einige Stunden auf dessen Ausbesserung warten. Es war bereits Nacht. Er setzte sich auf einen Großvaterstuhl die Ruhe zu genießen; allein er konnte nicht. Ein Gemurmel unter dem Stuhle machte ihn aufmerksam, und er hörte endlich daß die Schuhe und Pantoffel ein Gespräch mit einander hielten.

[1] [88. Stück. Dienstag, den 24. Jul.]

Sie erzählten einander ihre Begebenheiten, so wie die Hunde des Cervantes, Scipio, und Berganza, einander die ihrigen erzählen. Die Leser mögen urtheilen, ob es der Verfasser diesem spanischen Muster, an lebhaften Einfällen und an seiner Satyre gleich gethan hat. Kostet in den Voßischen Buchläden 2 Gr.

Briefe[1] nebst andern poetischen und prosaischen Stücken. Frankfurt und Leipzig. 1753. in 8vo. 8 Bogen. Diese Sammlung enthält sehr viel schöne, wenig mittelmäßige und durchaus keine schlechten Stücke; welches in der That für ein Werk von solcher Art kein gemeines Lob ist. Der Verfasser ist ein Schwabe, und kein geschworner Anhänger von einer der zwey grossen Factionen, die itzt in dem Reiche der deutschen Dichtkunst zu herrschen scheinen. Er hat zwischen beyden einen Mittelweg getroffen, von welchem wir wünschen, daß ihn alle unsere witzigen Köpfe wählen möchten. Die Briefe sind satyrisch und moralisch, und handeln von der Thorheit und Schädlichkeit des Enthusiasmus; von der stolzen Einbildung auf Ahnen und Geschlechter; von der Kaufmannschaft, daß sie dem Adel nicht unanständig sey; von einem alten Siegsliede an den Fränkischen König Ludwig; von Burchhard von Waldis &c. Die Gedichte bestehen aus Oden, Liedern, Erzählungen und Lehrgedichten, unter welchen sich das von der Zufriedenheit besonders ausnimmt. Kostet in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 5 Gr.

Schreiben[2] eines Juden an einen Philosophen, nebst der Antwort. Berlin bey Chr. Fr. Voß. 1753. in 8vo. 2 Bogen. Diese Blätter sind zum Behuf eines unterdrückten Theils des menschlichen Geschlechts aufgesetzt, und machen sowohl der scharfsinnigen Einsicht des Verfassers, als der guten Sache Ehre. In dem Schreiben des Juden wird mit Gründen dargethan, daß es der Gerechtigkeit und dem Vortheile eines Regenten gemäß sey, das Elend der jüdischen Nation aufzuheben. In der Antwort des Philosophen, in dessen Augen die, welche an den gekommenen Meßias und die, welche an den noch zukommenden glauben, wenig oder nichts unterschieden sind, wird ausser verschiednen den Inhalt des Schreibens betreffenden Anmerkungen, angeführt, daß

[1] [90. Stück. Sonnabend, den 28. Jul.]

[2] [93. Stück. Sonnabend, den 4. Aug.]

bereits seit geraumer Zeit in Holland und England den Juden gleich den Christen, ohne Einschränkung erlaubt sey, Häuser und Aecker zu kauffen, und alle Arten von Künsten und Profeßionen zu treiben; daß diese ihnen ertheilte Freyheiten beyden Staaten nicht nur keinen Schaden verursachen, sondern vielmehr dem Anwachse ihres Reichthums und ihrer Macht ausnehmend beförderlich sind. Statt eines weitläuftigern Auszuges wollen wir zur Probe der Denkungsart und des Ausdrucks, den Schluß des Schreibens von dem Juden einrücken: „Vertreten Sie nur „die Stelle eines le Fort; vielleicht findet sich auch ein Peter der „große. Vielleicht schenkt ein Zusammenhang von eben so glücklichen „Umständen einen Fürsten, der die größte Stärke des Geistes mit der „höchsten Gewalt vereiniget, der eine Nation, die eben so edel als alle „andern, jetzo aber durch Armuth, Unwissenheit, Verachtung und eine „Art von Sklaverey unterdrückt ist, davon befreyet. Sollte solches ge„schehen, so bin ich versichert, daß ihre Ehrfurcht gegen diesen Fürsten „die gehofte Ankunft eines Meßias in seiner Person erfüllt zu seyn „glauben, daß ihre Emsigkeit reiche und unaufhörliche Opfer zu seinen „Füssen legen, und daß ihre Dankbarkeit ihm in dem Andenken der Nach„kommen und in der jüdischen Historie ein ewiges Denkmahl stiften „werde." = = Die Wahrheit und Vernunft befreyen den Verfasser von der Anklage der allerheftigsten Vorurtheile. Nunmehr aber rechtfertiget ihn noch überdem die Englische Nation, indem eben dasselbe zum größten Erstaunen von Europa den 1ten Junius des jeztlaufenden Jahres in England verordnet worden, was der Verfasser in seinem Schreiben vom 24sten März statt eines Entwurfs angeführet hat. Die Acte davon ist in einem Anhange beygefügt. Kostet in den Voßischen Buchläden 2 Gr.

Le soldat parvenu[1] *ou Memoires et Avantures de Mr. de Verval dit Bellerose par Mr. de M**. enrichi de figures en taille-douce en II Tomes. à Dresde chez G. C. Walther. 1753.* in 8v. 1 Alph. 15 Bogen. Der Herr von Marivaux schrieb einen Roman unter dem Titel der glücklich gewordene Bauer. Er fand Beyfall, weil er schön war, noch mehr aber, weil die leztern Theile desselben, wegen verschiedener darinne enthaltnen Persönlichkeiten, das Glück hatten in Paris verbothen, oder gar, wie man sagt, verbrannt zu werden. Der Ritter Mouhy, ein

[1] [94. Stück. Dienstag, den 7. Aug.]

nachäffender Geist, setzte bald darauf eine glücklich gewordene Bäuerin zusammen; ein Buch welches einem Langeweile machen kan, wenn man keine hat. Wir haben eine deutsche Uebersetzung davon, und auf dem Titel derselben wird, entweder aus einer albern Unwissenheit, oder aus einem sträflichen Betruge, der Herr von Marivaux als Verfasser angegeben. Wenn etwa der, der uns hier mit einem glücklich gewordenen Soldaten beschenkt, sich nur deswegen mit einem M** anfängt, damit er den Pöbel seiner Leser zu einer gleichen Vermengung verführen möge; so muß man gestehen, daß dieser Kunstgrif ein wenig zu grob ist. Wann er noch eben den ursprünglichen Witz, eben die Kenntniß der Welt, eben die Einsicht in die Geheimnisse des menschlichen Herzens, und eben die Geschicklichkeit im Erzählen und Schildern zeigte; so möchte es hingehen: allein wir besorgen, daß Leser von Geschmack, ihn eben so weit unter dem Mouhy finden werden, als Mouhy unter dem Marivaux ist. Er giebt seine Geschichte für eine solche aus, die auf einem wahren Grunde ruhet; und der Hauptinhalt ist auch in der That so gemein, daß man seinem Vorgeben nicht sehr widersprechen wird. Sein Held schwinget sich aus einem bürgerlichen und dunkeln Geschlechte bis zur Stelle eines Obersten unter den Ingenieurs; und dieses durch seine Verdienste. Er gelangt zu einem ansehnlichen Vermögen; und dieses durch seine gute Gestalt, und seine Liebshändel. Beydes ist ein Wunder, das noch ziemlich alltäglich zu seyn scheint. Doch wenn auch; es giebt eine Art auch die gemeinsten Umstände auf eine gewisse Art dem Leser so wichtig und so reitzend zu machen, daß er bey den ausserordentlichsten Zufällen nicht aufmerksamer seyn würde. Aber zum Unglücke weis der Verfasser von dieser Art gar nichts; wenigstens nichts mehr als ohngefehr genug ist, die allermüssigsten Leute mit Müh und Noth um ein Paar lange Stunden zu bringen. Kostet in den Voßischen Buchläden 1 Thlr. 8 Gr.

Unter[1] allen römischen Schriftstellern sind wenige oder gar keine, die man der Jugend mit größerm Nutzen in die Hände geben könne, als die Werke des Cicero und des ältern Plinius. Beyde sind Muster der vortreflichsten Schreibart; beyde sind unerschöpfliche Schätze der Gelehrsamkeit. Der letztere allein ist schon längst die Bibliothek der Armen

[1] [95. Stück. Donnerstag, den 9. Aug.]

genennt worden. Da sie aber nur allzuvieles enthalten, dem nur ein reifer Verstand und ein schon geübter Geist gewachsen ist; so hat man leicht keine nützlichere Arbeit an ihnen unternehmen können, als die welche der berühmte Herr Prof. Gesner so glücklich unternommen hat. Seine Chrestomathien oder Sammlungen der auserlesensten Stellen aus denselben sind mit der vortreflichsten Wahl zusammen getragen, und mit Anmerkungen versehen, aus welchen ein Anfänger, ja auch einer der es in den Wissenschaften weiter gebracht hat, eine unendliche Menge der vortreflichsten Sachen spielend erlernen kan. Sie sind zu einem so vielfältigen Gebrauche eingerichtet, daß sie ein allgemeines Schulbuch zu werden verdienen. Sowohl von der Ciceronianischen als Plinianischen Chrestomathie sind vor kurzem in Zelle bey G. C. Gsellius neue Ausgaben erschienen, welche nicht allein wegen verschiedner Vermehrungen, sondern auch wegen der durchgängigen Verbesserung der deutschen Schreibart in den Anmerkungen, beträchtlich sind. Die Stücke, welche sie enthalten, sind meistentheils klein, und sehr geschickt von fähigen Köpfen, welche mit jenen unsterblichen Römern recht vertraut werden wollen, ins Gedächtniß gefaßt zu werden. Man scheint zwar jetzt fast in allen Schulen einen ziemlichen Haß gegen das Auswendiglernen zu haben, und betrachtet es als die allerpedantischste Art der Unterweisung. Die Klaßischen Schriftsteller sehen sich beynahe verdrengt, und man will von nichts als von sogenannten Realien hören, ohne zu bedenken, daß die vortreflichsten in jenen enthalten sind. Man lehrt die Kinder in Schulen das, was sie auf der Universität lernen sollten, damit sie auf der Universität dasjenige nachholen können, was sie auf der Schule versäumt haben. Allein daher kömt es auch, daß die Anzahl derjenigen Männer immer geringer wird, die jenen alten Mustern glücklich nacheifern, und die witzige Barbarey, die uns zu überfallen droht, noch aufhalten. = = Die Plinianische Chrestomathie ist 3 Alphb. und 3 Bogen in 8v. und kostet in den Voßischen Buchläden 1 Thlr.; die Ciceronianische ist 1 Alphb. 18 Bogen und kostet 14 Gr.

Bibliotheque[1] *curieuse historique et critique ou Catalogue raisonné des livres dificiles à trouver par David Clement. Tome quatrieme. à Hanover chez J. G. Schmid 1753* in 8v. 2 Alph. 16 Bogen. Die Liebhaber der gelehrten Geschichte können nicht anders, als sich über den

[1] [96. Stück. Sonnabend, den 11. Aug.]

Fortgang dieses vortreflichen Werks freuen. Ob sie gleich im voraus über die Anzahl der Bände, zu welchen es anwachsen muß, erstaunen; so müssen sie doch auch dem Verfasser wegen der Begierde, so viel möglich etwas vollständiges zu liefern, keinen gemeinen Dank schuldig zu seyn erkennen. Dieser 4te Theil fängt mit der Bibel in französischer Sprache an, und geht bis auf Boh. Es herrscht eben derselbe Fleis, eben dieselbe Genauigkeit darinne, welche in den vorhergehenden geherrscht hat. Da es aber beynahe eine Unmöglichkeit ist, alle Fehler bey einer solchen Arbeit zu vermeiden, so würde es unbillig seyn, sich aus Anzeigung derselben ein Verdienst zu machen. Sonst haben wir auch verschiedene Lücken bemerkt, welche vielleicht zu einer guten Nachlese einmal Gelegenheit geben können. So haben wir z. E. die raren Werke des Stephanus Binet in diesem Theile vergebens gesucht; besonders sein Abregé des vies des principaux Fondateurs des Religions etc. Desgleichen findet man auch nur ein einziges Werk von dem Henrico Bogneto, einem Gelehrten von dem man in dem Jöcherschen Lexico gar keine, und sonst sehr wenige Nachricht lieset, angemerkt; seine observationes in consuetudines generales Comitatus Burgundiae sind ausserordentlich rar. Ferner haben wir des Jani Bircherodii breviarium equestre ungern vermißt; und was dergleichen Auslassungen mehr sind, die aber der Brauchbarkeit des Werks selbst nur sehr geringen, oder vielmehr gar keinen Abbruch thun. Kostet in den Voßischen Buchläden 2 Thlr. 12 Gr.

Sammlung[1] geistlicher Abhandlungen, welche zu gemeiner Erbauung auf Verlangen dem Drucke überlassen D. Christ. Aug. Crusius, der Theologie ordentlicher, wie auch der Philosophie ausserordentlicher Professor zu Leipzig. Leipzig 1753. im Verlag J. G. Dyks in 8v. 1 Alph. 4 Bogen. Der Hr. Verfasser ist durch seine philosophischen Werke allzubekannt, als daß eine Sammlung geistlicher Abhandlungen von ihm Lesern, welche Ueberzeugung suchen, gleichgültig bleiben sollte. Man ist berechtiget von einem Manne, welcher in natürlichen Dingen weiter sehen will als zwanzig andere, auch in geistlichen eine nicht gemeine Scharfsinnigkeit zu fordern, und sich zu wundern, wenn man in einem ausserordentlichen Lehrer der Weltweisheit einen ordentlichen der Gottes-

[1] [97. Stück. Dienstag, den 14. Aug.]

gelahrtheit finden sollte. Doch wir glauben so wenig, daß dieses der Fall seyn wird, daß wir vielmehr den Lesern zuversichtlich versprechen können, verschiedene wichtige Punkte unserer Religion in diesen Abhandlungen in ein Licht gesetzt zu finden, dergleichen sie in heiligen Reden selten zu erhalten pflegen. Und heilige Reden sind es, ob gleich der Herr D. für gut befunden hat, ihre innere Einrichtung durch das Wort Abhandlungen näher zu bestimmen. Sie sind vor einer Gemeine gehalten worden, welche größten Theils aus Gelehrten, oder doch aus andern wohlgeübten und belesenen Leuten bestanden hat. Ob er nun also schon in Absicht auf diese eine etwas starke Speise aussetzen müssen, so hat er doch seinen Vortrag auch zugleich so eingerichtet, daß auch Leute aus dem geringsten Volke, wenn es ihnen nur mit der Religion ein Ernst ist, einen lebendigen Nutzen daraus schöpfen können. Der Innhalt der Abhandlungen, deren an der Zahl zehne sind, ist folgender: von dem Unterscheide zwischen dem lehrbegierigen und ungläubigen Fragen; von der Beschämung des Unglaubens durch das göttliche Wort; von der Widerspenstigkeit des Willens, als der Hauptursache aller Sünde; von dem Leiden Christi, wiefern dasselbe theils schwer doch willig war, theils zur Verherrlichung der Ehre Gottes gereichte; von dem Ruhme der Gerechten in dem Kreuze Christi; wie man sich Christum in seiner Herrlichkeit vorstellen soll; von der Seelengefahr derjenigen, welche den Sonntag nicht heiligen; wie man sich von dem irrigen und eiteln zu dem wahren Gottesdienste bekehren soll; wie uns das zur Buße antreiben soll, daß Christus durchs Leiden des Todes mit Preis und Ehre gekrönet worden; und endlich von der Weisheit Gottes in der Offenbarung der Auferstehung Jesu Christi. Kostet in den Voßischen Buchläden 18 Gr.

Hadrian Baillet[1] historische und critische Abhandlung von den Geschichten der Märtyrer und Heiligen und deren Sammlungen; ihres gelehrten und brauchbaren Inhalts wegen aus der französischen Sprache übersetzt. Leipzig und Rostock verlegt von Joh. Chr. Koppe. 1753. in 4to. 19 Bogen. So wahr es ist, daß die Blutzeugen der ersten Kirche unter gewissen Umständen ein nicht zu verwerfender Beweis für die christliche Religion seyn können: so wahr ist es auch, daß unzählige derselben dieses

[1] [98. Stück. Donnerstag, den 16. Aug.]

Namens unwürdig und ihre Geschichten so voller Aberglaubens und abgeschmackter Wunder sind, daß sie bey Verständigen nicht nur Ekel sondern auch Verdacht gegen die wenigen glaubwürdigen Erzehlungen erwecken. Die Sammlungen derselben sind in sehr großer Menge, wovon man die vornehmsten Theils in der griechischen Bibliothek des Fabricius, Theils in desselben Lichte des heilsamen Evangeliums angeführt findet. Die gegenwärtige Abhandlung des Baillet, eines Mannes der in der gelehrten Geschichte eine ausserordentliche Stärke besas, welches in der That bey einem Franzosen etwas sehr seltnes zu seyn pflegt, ist weit vollständiger, und von ihm eigentlich als eine Einleitung zu seinen Lebensbeschreibungen der Heiligen aufgesetzt worden. Man findet in derselben eine Menge gelehrter und seltner Nachrichten; eine Beurtheilung, die sich vielfältig über den Eifer und Aberglauben seiner Religionsparthey erhebt, und zugleich eine angenehme Ordnung, die man in dieser Uebersetzung dem Leser noch leichter zu machen gesucht hat. In der Vorrede des Uebersetzers, welches der Hr. Pastor Rambach ist, werden auf eine lesenswürdige Art die Kennzeichen eines wahren Märtyrers bestimmt. Kostet in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 12 Gr.

Die Fässer[1] an den König von Preussen von dem Herrn von Voltaire, in 8vo. 1/2 Bogen. Dieses Gedichte selbst ist in seiner Grundsprache bekannt. Der Uebersetzer, welcher sich R. Rohde nennt, sagt, er habe sich bemüht, des Herrn von Voltaire französische Verse in eben so viel deutsche zu bringen, ohne darüber einen Haupt- oder Nebenbegrif, worauf der Dichter einigen besondern Werth gelegt hat, zu verlieren. Daß er sich darum bemüht habe, müssen wir ihm glauben: allein, daß es ihm nicht gelungen ist, wird er so gut seyn und uns glauben. Der Anfang lautet bey ihm folgender Gestalt:

Pascal, der fromme Thor, Heraclit unsrer Zeit,
Irrt, wenn er, da die Welt ihm, er ihr, stets verhaßter,
Meynt, alles sey darinn nur Elend oder Laster.
Mit Trauern sagt er uns: Ach, es ist ohne Streit,
Ein König dem man dient, selbst einer, den man liebt,
Sobald derselbe einsam ist,
Und ihn der Höfling nicht umgiebt,

[1] [99. Stück. Sonnabend, den 18. Aug.]

Ist Mitleids werth und findt, daß nichts sein Unglück mißt.
Er ist der Glücklichste, wofern er schaft und denket.
Dieß zeigt dein Beyspiel an, erhabener Monarch.
Entfernt vom Hofe, wo dein Fleiß nicht gnug verbarg,
Durchforschst du, wenn dein Blick sich in die Tiefe senket,
Wohin wir kraftlos sehn, verborgner Dinge Grund. rc. rc.

Wir können es kühnlich wagen, diesen Zeilen eine andere Uebersetzung entgegen zu setzen, welche gleichfalls Zeile auf Zeile paßt, ob man sich gleich aus dieser Sklaverey kein Verdienst macht.

Ja, Blaise Pascal irrt; laßt uns die Wahrheit ehren!
Der fromme Misanthrop, der tiefe Heraclit,
Der hier auf Erden nichts als Noth und Laster sieht,
Behauptet kühn in schwermuthsvollen Lehren:
„Ein König, den man zu ergötzen strebt,
„Ja gar ein König, den man liebet,
„Sey, wenn ihn, fern vom Prung, kein Höfling mehr umgiebet,
„Elender tausendmal, als der im Staube lebt."
Er ist der glücklichste, wofern er wirkt und denkt!
Das zeigest du, Monarch, den oft zu ganzen Tagen,
Der weisen Eule gleich, das Cabinet umschränkt,
Von da dein Adlerblick sich darf zur Tiefe wagen,
Wohin vor Blöden sich der Weisheit Licht gesenkt. rc.

Kostet in den Voßischen Buchläden 1 Gr.

Hr. Peter Renatus le Bossu[1] Abhandlung vom Heldengedichte, nach der neusten Französischen Ausgabe übersetzt, und mit einigen critischen Anmerkungen begleitet von D. Johann Heinrich Z** nebst einer Vorrede Hrn. G. Friedrich Meiers rc. Halle bey Chr. Pet. Franken, in 8v. 1 Alphb. 8 Bogen. Dieses vortrefliche Werk kam zu einer Zeit an das Licht, als Frankreich mit Heldengedichten recht überschwemmt war. Die Chapelains, die des Marets, die Perraults, die Saint Amants glaubten Meisterstücke geliefert zu haben, welche mit den ewigen Gedichten eines Homers und Virgils um den Vorzug stritten. Ihr Stolz und ihre Verdienste schienen so schlecht zusammen zu passen, daß sich die damals leben-

[1] [100. Stück. Dienstag, den 21. Aug.]

den wahren Kunstrichter nicht einmal die Mühe nehmen wollten, sie zurechte zu weisen. Boileau selbst that nichts, als daß er sie dem Gelächter Preis gab, indem er ihnen mehr Satyre als Gründlichkeit entgegen setzte. Der einzige Bossu unterzog sich der Arbeit, die Regeln des Heldengedichts aus den Alten für sie aufzusuchen, und durch bloße Auseinandersetzung derselben sie stillschweigend ihre Schwäche sehn zu lassen. Die Aehnlichkeit, welche der Hr. D. Z** zwischen den damaligen und jetzigen Zeiten in Absicht auf den deutschen Parnaß findet, ist sehr in die Augen leichtend, und durch eben diese Aehnlichkeit rechtfertiget er seine Uebersetzung; wenn man anders die Uebersetzung eines vortreflichen Werks zu rechtfertigen braucht. Wir wollen zum Lobe desselben weiter nichts sagen, als daß es denjenigen, welche nur einigermassen von der allervollkommensten Art der Gedichte kunstmäßig reden wollen, unentbehrlich ist. Der Hr. Uebersetzer hat es ihnen durch verschiedene Anmerkungen, welche größten Theils nichts als kleine Anwendungen auf einige unserer neusten deutschen Heldendichter enthalten, noch brauchbarer gemacht. Sein Verfahren scheint uns übrigens sehr klug, daß er keinen tadelt als die Verfasser des Meßias und Noah, und sich für die Empfindlichkeit der andern so viel möglich in Acht nimt. Kostet in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 18 Gr.

Aristoteles Dichtkunst[1] ins Deutsche übersetzt, mit Anmerkungen und besondern Abhandlungen versehen von Michael Conrad Curtius, der Königl. deutschen Gesellschaft in Göttingen Mitgliede. Hannover verlegts Joh. Chr. Richter 1753. in 8v. 1 Alph. 5 Bogen. Unter allen Schriften des Aristoteles sind seine Dichtkunst und Redekunst beynahe die einzigen, welche bis auf unsre Zeiten ihr Ansehen nicht nur behalten haben, sondern noch fast täglich einen neuen Anwachs desselben gewinnen. Ihr Verfasser muß nothwendig ein großer Geist gewesen seyn; man überlege nur dieses: kaum hörte seine Herrschaft in dem Reiche der Weltweisheit auf, als man durch diesen erloschenen Glanz einen andern in ihm entdeckte, den kein Araber, und kein Scholastiker wahrgenommen hatte. Man erkannte ihn als den tiefsten Kunstrichter, und seit der Zeit herrscht er in dem Reiche des Geschmacks unter den Dichtern und Rednern eben so unum-

[1] [101. Stück. Donnerstag, den 23. Aug.]

schränkt, als ehedem unter seinen Peripatetikern. Seine Dichtkunst, oder vielmehr das Fragment derselben, ist der Quell aus welchem alle Horaze, alle Boileaus, alle Hedelins, alle Bodmers, bis so gar auf die Gottschede, ihre Fluren bewässert haben. Dieser hat uns schon seit vielen Jahren auf eine deutsche Uebersetzung derselben warten lassen; und warum er sich endlich doch einen andern damit hat zuvorkommen lassen, können wir nicht sagen, es müßte denn die Griechische Sprache und seine eigne Dichtkunst, welche keine weder über sich noch neben sich leiden will, daran Schuld seyn. Herr Curtius besitzt alle Eigenschaften, welche zu Unternehmung einer solchen Arbeit erfordert wurden; Kenntniß der Sprache, Critik, Litteratur und Geschmack. Seine Uebersetzung ist getreu und rein; seine Anmerkungen sind gelehrt, und erleutern den Text hinlänglich; und seine eigne Abhandlungen enthalten sehr viele schöne Gedanken von dem Wesen und dem wahren Begriffe der Dichtkunst; von den Personen und Handlungen eines Heldengedichts, von der Absicht des Trauerspiels, von den Personen und Vorwürfen der Komödie, von der Wahrscheinlichkeit, und von dem Theater der Alten. Kostet in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 16 Gr.

Geschichte[1] einiger Veränderungen des menschlichen Lebens in dem Schicksale des Hrn. Ma*** mit einer Vorrede von dem Nutzen der Schauspielsregeln bey den Romanen. Leipzig verlegts Jacob Posch 1753. in 8v. 1 Alph. Der Verfasser dieser Geschichte muß ohne Zweifel ein Romanenschreiber von Profession seyn, indem nicht nur die gegenwärtige, sondern auch die Geschichte eines Kandidaten und der so genannte Fränkische Robinson aus seiner Feder geflossen sind. Wir haben schon bey jenem einmal zu erinnern Gelegenheit gehabt, daß ihm nicht alle Geschicklichkeit abzusprechen ist; er zeigt sich hin und wieder als einen Menschen, welcher mit den schönen Wissenschaften nicht unbekannt ist; seine Schreibart ist nicht die schlechteste, ob sie schon ein wenig sein Vaterland verräth; seine Moral ist wenigstens ganz vernünftig, wann sie schon nicht eben neu und reitzend ist. Allein der Witz scheint ihm zu fehlen, und selten wird er uns mit etwas mehr als mit sehr alltäglichen Zufällen, mit sehr

[1] [104. Stück. Donnerstag, den 30. Aug.]

gemeinen und nichtswürdigen Charaktern unterhalten, so daß diese ganze Geschichte des Hrn. Ma*** meist nichts als ein unnützer Zusammenhang ausschweifender Studentenstreiche ist, wenn man anders einen Zusammenhang darinne antreffen kann. Kostet in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 8 Gr.

Der teutsche Don Quichotte[1] oder die Begebenheiten des Marggrafen von Bellamonte, komisch und satyrisch beschrieben; aus dem Französischen übersetzt. Vier Theile. Breßlau und Leipzig bey C. Gott. Meyer 1753. in 8v. 21 Bogen. Unter allen spanischen Werken des Witzes ist bey Ausländern keines bekannter geworden als der Don Quixote des unnachahmlichen Cervantes, und beynahe wird es keine Uebertreibung seyn, wenn St. Evremont verlangt, daß man blos dieses Buchs wegen die spanische Sprache lernen müsse. Der unzählichen Nachahmungen ungeachtet, die es wie jedes Original verursacht hat, ist es noch immer das vortreflichste in seiner Art geblieben und wird gewiß nicht eher aufhören gelesen zu werden, als bis niemand in der Welt mehr Lust haben wird zu lachen. Die gegenwärtige Nachahmung ist keine von den schlechtesten; der Verfasser hat einen sehr komischen Witz, und eine Einbildungskraft, die an drolligten Bildern ungemein reich ist. Allein das Kunststück, unter denselben die ernsthafteste Moral zu verstecken, scheint er nicht in seiner Gewalt zu haben. Es ist daher ein unfruchtbares Lachen, welches er erweckt, und sehr geschickt einem Menschen, der nicht gerne umsonst lachen will, nicht selten ekelhaft zu werden. Sein Don Quixote ist ein deutscher Kaufmannsdiener, dessen Einbildung die Lesung der französischen Romane verrückt hat, so daß er nichts geringer als ein Graf zu seyn glaubt, und nichts begieriger sucht als Abentheuer, die ihm seine Tapferkeit und seine edeln Gesinnungen zu zeigen Gelegenheit geben. Sein Sancho Panca ist ein Diener, der die Einfalt selbst ist, und dem sein Herr den romanenhaften Namen du Bois gegeben hat. Seine Dulcinea ist ein gutes Dorffräulein, deren Verstand an einem gleichen Fieber krank liegt, und die sich eine Gräfin von Villa-Franka zu seyn einbildet. Diese nebst einigen andern nöthigen Personen, in einem Geschwätze von Abentheuern mit Räubern, von nächtlichen Schrecken, von Siegen der zärtlichen Em-

[1] [106 Stück. Dienstag, den 4 Sept.]

pfindungen ꝛc. ꝛc. gebracht, fein untereinander gerüttelt, mit einer angenehmen Schreibart versetzt, und dem Leser kapitelweise eingeträuffelt, geben vier Theile komischer und satyrischer Begebenheiten, die man in den Voßischen Buchläden für 8 Gr. bekommen kan.

Des Herrn von Arvieux,[1] hinterlassene merkwürdige Nachrichten, worinne er sowohl seine Reise nach Constantinopel, in Asien, Syrien, dem gelobten Lande, Egypten und der Barbarey, als auch die Beschaffenheit dieser Länder, die Religion, Sitten, Gebräuche und Handlung dieser Völker, nebst der Regierungsart, der natürlichen Historie, und den besondern in diesen Gegenden vorgefallenen Begebenheiten, genau und richtig beschreibt, im Französischen herausgegeben von dem Hrn. Labat, und jetzt ins Deutsche übersetzt. Erster Theil. Kopenhagen und Leipzig bey J. B. Ackermann 1753. in 8v. 1 Alphab. 6 Bogen. Der Herr von Arvieux war zu Ende des vorigen Jahrhunderts Königl. Französischer Gesandte bey der Ottomannischen Pforte, und hernach Consul verschiedner Handlungsplätze im Orient und auf der Küste der Barbarey. Er war ein Mann von durchdringendem Verstande, und vieler Gelehrsamkeit, und sprach die hebräische, die türkische, die persische, die arabische und die griechische Sprache vollkommen wohl. Diese Nachrichten, welche erst nach seinem Tode herausgekommen, enthalten solche Merkwürdigkeiten, die man bey andern, die von diesen Ländern geschrieben haben, vergeblich suchen wird. Seine Anmerkungen erstrecken sich nicht allein auf den Handel, den er aus dem Grunde verstand, sondern auch auf die Religion, auf die Sitten und Gebräuche der Türken, der Araber, der Turkomannen, der Drusen, der Juden und der morgenländischen Christen. Die Nachrichten besonders, die er von den Arabern des Berges Carmel giebt, sind sehr vollständig, und waren damals etwas ganz neues. Dieser erste Theil enthält zwey und zwanzig Hauptstücke, welche von Smyrna, von Aegypten, von Palästina, von Tyrus, von dem ehemaligen Ptolemais, von Sidon oder Sayd, dem Handel an allen diesen Orten und

[1] [108. Stück. Sonnabend, den 8. Sept. Der dritte Teil des Werkes ist im 88. Stück des folgenden Jahrgangs (Dienstag, den 23 Julius 1754), der vierte Teil im 32. Stück 1755 (Sonnabend, den 15 Merz 1755) besprochen; ob von Lessing selbst, läßt sich nicht bestimmt beweisen.]

den damaligen neusten Begebenheiten daselbst, handeln. Kostet in den Voßischen Buchläden 10 Gr.

Neue Erweiterungen[1] der Erkenntnis und des Vergnügens. Sechstes Stück. Frankfurt und Leipzig bey F. Lankischens Erben 1753. Die Verfasser schliessen mit diesem Stücke den ersten Band, und wir nehmen uns bey dieser Gelegenheit die Freyheit ihnen zu sagen, daß sie noch nicht einmal der Schatten von den Belustigern sind. Ihre prosaische Stücke sind mittelmäßig, und das ist es alles was wir auch von denen sagen können, die wir wissen nicht was für ein gelehrtes Ansehen haben wollen. Ihre poetischen Aufsätze aber sind noch unter dem Mittelmäßigen und dem Elenden ziemlich nahe. Sie reimen ohne Erfindung, ohne Witz, ohne Sprachrichtigkeit die allertrivialsten Gedanken, wenn es anders Gedanken sind. Von Gott sagt einer von ihren Dichtern S. 489.

O nein, sein Ohr ist nicht zu dick,
Sein Arm ist nicht zu kurz;
Er hört ihn, und er schaft sein Glück,
Und wendet seinen Sturz.

Von dem Joseph sagt eben dieser:

Die Brüder seine Peiniger,
Die ihn aus Neid geraubt,
Sehn nun den Bruder herrlicher
Als sie vorher geglaubt.

Ein andrer singt:

Kein Haushalt mehret meinen Kummer,
Kein böses Weib stört meine Ruh.

Bey Beschreibung seines Gartens sagt er:

Kein Jupiter schwingt seine Blitze
Den hier des Künstlers Hand geätzt.
Was ist ein solcher Gott mir nütze,
Den erst sein Unterthan gesetzt?

Als wenn man Bildseulen deswegen in die Gärten setzte, um sie anzubeten. Solch Zeug wird man auf allen Seiten finden, wo die Herren ihre Prose nach gereimten Zeilen abtheilen. Kostet in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 2 Gr.

[1] [110. Stück. Donnerstag, den 13. Sept.]

Ausführliches Verzeichnis[1] von neuen Büchern mit historischen und kritischen Anmerkungen in alphabetischer Ordnung verfaßt von Melchior Ludwig Widekind, Prediger zu Berlin. Erstes und zweytes Stück. Berlin, verlegts A. Haude und J. C. Spener. 1753. in 8v. 1 Alph. Das neuste und zum Theil vollständigste Werk von einem der angenehmsten Theile der Gelehrtengeschichte, von der Kenntniß seltner Bücher, ist ohne Streit die Bibliothek des Hrn. Clement. Da sie aber ein wenig kostbar ist, und ohne Zweifel einmal zu einer ziemlichen Anzahl von Bänden anwachsen muß, so verdient das Unternehmen des Herrn Prediger Widekinds, eine ins kurze gezogene Uebersetzung davon zu liefern, allen Dank. Diese zwey Stücke, welche der Anfang sind, gehen von A bis Ba und enthalten nicht nur alle seltne Bücher welche Herr Clement anführt, sondern auch noch verschiedne mehr, welche Theils aus der Salthenischen Bibliothek, Theils aus den Schriften des Herrn Freytags, Theils auch aus der eignen Kenntniß des Hrn. Widekinds hinzugekommen sind. Auch wird man das Beträchtlichste aus den Anmerkungen des erstern darinne finden, ob man gleich vielleicht wünschen wird, daß man ein wenig mehr Prüfung dabey angewendet hätte. Hr. Clement ist oft in seinen Urtheilen ein wenig zu geschwind, und spricht dann und wann von Büchern, die er nicht gesehen hat, eben so zuversichtlich als wenn er sie gesehen hätte. Wir wollen nur ein einziges Exempel anführen: er macht unter andern den Jacobus Angelus, wegen seiner Lebensbeschreibung des Cicero zu einen blossen Uebersetzer des Plutarchs, und setzt ganz freudig hinzu: voila donc un Auteur reduit à la condition de simple Traducteur! Wann er auch nur den Titel dieser Lebensbeschreibung gekannt hätte, so würde er schon ein bessers aus den Worten, die sich darauf befinden: à Jacobo quodam cognomento Angelo non tam ex Plutarcho conversa quam denuo scripta, ersehen haben. Herr Widekind schreibt ihm dieses, wie fast alles nach, und giebt sich wohl gar oft Mühe, wann sein Vorgänger sich übereilt hat, noch eine Ausflucht für ihn zu finden; wie es z. E. bey dem Nonnus des P. Abrahams geschehen ist, wo man es nicht allein aus dem Titel sieht, daß er ihn niemals muß gesehen haben, sondern auch aus der falschen Anzahl der Verse, die er uns mit den bestimmtesten

[1] [113 Stück. Donnerstag, den 20. Sept.]

Zahlen angiebt. Kostet in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 12 Gr.

Gedichte und Abhandlungen[1] in ungebundener Schreibart. Tübingen bey Johann Georg Cotta 1753. Diese Sammlung schreibt sich von einer Gesellschaft junger Gelehrten in Tübingen her, welche sich wöchentlich daselbst bey dem Hrn. Professor Faber versammeln, und einander prosaische und poetische Stücken vorlesen. Dergleichen Gesellschaften pflegen sich sonst Deutsche Gesellschaften zu nennen, und diese Tübingsche, sollten wir meinen, hätte sich diesen Titel so gut als irgend eine andere geben können, die man nicht weiter als aus den ausgetheilten Diplomatibus kennt. Doch der Herr Prof. Faber sagt es in der Vorrede ausdrücklich, daß sie allesammt keine Freunde von dem äusserlichen Gepränge wären, und sich ohne dasselbe des Rechts von ihren Bemühungen Rechenschaft ablegen zu dürfen, bedienen wollten. Die Stücke, die sie uns diesesmal mittheilen, sind von verschiedner Art, und auch, wie es bey solchen Umständen nicht anders seyn kan, von verschiedner Güte. Unter den Gedichten sind verschiedne Oden, welche Feuer haben, verschiedne Scherzgedichte, die ganz artig sind, und verschiedne Erzehlungen, die sich lesen lassen. Unter diesen letztern ist die Erzehlung Manon ganz und gar verunstaltet worden, weil der Erzehler nichts weniger als das Naife in seiner Gewalt hat. Einige von ihnen dichten auch ohne Reime, und wir würden hinzusetzen, auch ohne Plan, ohne Geschmack und ohne Sprachrichtigkeit, wann nicht die Mode wollte, daß man alles dieses schon unter dem Ausdrucke, ohne Reime, verstehen müsse. Unter den prosaischen Abhandlungen hat uns die Beantwortung der Frage: ob ein Staat ohne Religion bestehen könne, gefallen; wir glauben aber nicht, daß sie eine Widerlegung, dergleichen in der Vorrede versprochen wird, nöthig hat. Kostet in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 8 Gr.

Heinrich und Emma.[2] Ein Gedicht, aus dem Englischen des Hrn. Prior übersetzt. Stralsund und Leipzig bey Joh. Jacob Weitbrecht. 1753. in 8v. 2 Bogen. Prior ist einer von den liebenswürdigsten englischen Dichtern, dem es unter allen seinen Landsleuten am besten gelungen ist, angenehme Gegenstände

[1] [114. Stück. Sonnabend, den 22. Sept.]
[2] [116. Stück. Donnerstag, den 27. Sept.]

zu schildern, und die Sprache der Empfindung zu reden. Deutsche Leser werden ihn schon einigermassen aus verschiednen Nachahmungen des vortreflichen Hagedorns kennen, und ihn aus gegenwärtigem Gedichte noch besser kennen lernen. Er besingt darinne die Treue eines nußbraunen Mägdchens, um vielleicht durch eine Erdichtung zu zeigen, wie weit die Liebe einer Schönen gehen könne, aber noch nicht gegangen sey. Der Uebersetzer muß selbst ein sehr schöner Dichter seyn, dem es vielleicht nur am Willen fehlt, uns eben so vortrefliche Originalstücke zu liefern. Kostet 1 Gr. 6 Pf.

Don Quixote im Reifrocke,[1] oder die abentheuerlichen Begebenheiten der Romanenheldin Arabella. Aus dem Englischen übersetzt. Hamburg und Leipzig, bey G. C. Grund und A. H. Holle 1754. in 8v. 1 Alphb. 18 Bogen. Nachdem Cervantes die ungeheuern Ritterbücher durch seinen Don Quixote mit vielem Glücke lächerlich gemacht hatte, fiel man, besonders in Frankreich, auf eine andre Art von Romanen. Man schrieb große Bände, worinne man die Helden des Alterthums auftreten ließ, und gar bald war fast kein Name eines alten Königs, oder einer andern sonst berühmten Person, mehr zu finden, welcher nicht von einer arbeitsamen Scudery oder einem erhabnen Calprenede wäre gemißhandelt worden. Der Geschmack an diesen Werken erhielt sich, der Spöttereyen des Boileau und der sinnreichen Parodie, la fausse Clelie, ungeachtet, ziemlich lange, bis ihn endlich einige glückliche Geister verdrengten, welche mit der schönen Natur besser bekannt waren, und uns in ihren wahrhaften Romanen nicht unsinnige Hirngeburthen, sondern Menschen schilderten. Marivaux, und seine noch glücklichern Nachfolger, Richardson und Fielding, sind es, welche jetzo mit Recht in dieser Sphäre des Witzes herrschen, und es ist zu wünschen, daß sie die einzigen wären, welche gelesen würden, wenn man einmal Romane lesen will. Ohne Zweifel wird auch dieser weibliche Don Quixote das seinige zur völligen Verbannung jener abentheuerlichen Galanterien beytragen, welche für das eitle und empfindliche Herz einer jungen Schöne nur allzu einnehmend und verführerisch sind. Die Verfasserin desselben ist ein Frauenzimmer, welchem man ächten Witz und alles was zu Verfertigung einer anmuthigen Schrift gehöret, nicht absprechen kan. Die Heldin ihres Romans betrachtet die

[1] [119. Stück Donnerstag, den 4. Octob.]

Welt aus keinem andern Gesichtspuncte, als woraus Scudery sie ihr vorstellt, und bildet sich ein, daß die Liebe die Hauptleidenschaft der Menschen und die Triebfeder aller ihrer Handlungen sey. Nach diesen phantastischen Begriffen handelt sie, ohne jemals ihren Charakter zu verleugnen oder unwahrscheinlich zu werden. Alle ihre Thorheiten hängen aneinander und jedes Abentheuer ist mit der größten Wahrheit der Romanen geschrieben. Ihre Vertraute, die Lucia, spielt zwar keine so schimmernde Rolle als Sancho Pansa; sie tritt nicht so oft auf, als dieser Waffenträger, wann sie aber erscheint so findet man in ihren Reden eben die natürliche Einfalt, wodurch jene gefällt, ob sie gleich auf eine andre Art, und nicht in Sprüchwörtern ausgedrückt ist. Langweilige Zwischenerzählungen, womit der spanische Roman angefüllt ist, wird man nicht darinne finden, so daß überhaupt das Urtheil welches der beste Romanenschreiber unserer Zeit davon gefällt hat, nicht unverdient scheinen wird, daß nehmlich dieser weibliche Don Quixote einem jeden klugen Leser einen vernünftigen und ergötzenden Zeitvertreib machen könne, in welchem er Unterricht und Vergnügen antreffen werde. Kostet in den Voßischen Buchläden 14 Gr.

Des Hrn. Scarrons[1] fortgesetzter Comischer Roman, oder dritter Theil. Hamburg und Leipzig bey Heinsii Erben 1753. in 8v. 12 Bogen. Unter allen Werken dieses französischen Satyrenschreibers ist sein comischer Roman das einzige, welches noch bis auf die jetzigen Zeiten gelesen wird. Die zwey ersten Theile desselben hat man auch in deutscher Sprache mit Vergnügen aufgenommen. Doch da er eben beschäftiget war, die Geschichte des Herrn Schicksals und Leanders, desgleichen der Frau Höhle zu vollenden, machte ihm der Tod durch seinen Anschlag einen Strich. Ein andrer also, welcher glaubte, daß Scarrons Geist auf ihm zwiefältig ruhete, unterstand sich dasjenige auszuführen, was nur jener vielleicht würdig hätte ausführen können. Er machte einen dritten Theil, welcher mancherley Critik hat ausstehen müssen. Der deutsche Uebersetzer hat sich Mühe gegeben, diese Critiken nichtig zu machen, indem er alle Nachläßigkeiten im Ausdrucke verbessert, und vieles auf eine der scarronischen Denkungsart gemäßere Weise eingerichtet hat. Die Leser mögen selbst davon urtheilen, und können diesen dritten Theil in den Voßischen Buchläden für 4 Gr. bekommen.

[1] [120. Stück. Sonnabend, den 6. Octob.]

Herrn Zacharias Conrad von Uffenbach[1] merkwürdige Reisen durch Niedersachsen, Holland und England. Zweyter Theil. Mit Kupfern. Ulm 1753. Auf Kosten Joh. Fr. Gaum in groß 8vo. 1 Alph. 15 Bogen. Man weiß es schon, daß der Herr von Uffenbach als ein Mann gereiset ist, welcher alle nöthigen Eigenschaften hatte, das was er sah und hörete, zu seinem und dem gemeinen Nutzen anzuwenden. Er reisete nicht auf blosses Glück, sondern in allen Orten wo er hin kam, wußte er schon, was er daselbst sehen könne und müsse. Gelehrte, Künstler, Bibliotheken, Cabinette, Merkwürdigkeiten der Lage, alles war ihm schon ungefehr bekannt, und es konnte also nicht fehlen, daß er nicht überall weit mehr zu sehen bekam, als hundert andre, welche sich erst in dem Wirthshause, wo sie absteigen, bey dem ersten dem besten, und sollte es auch der Hausknecht seyn, nach dem Sehenswürdigen erkundigen. Der erste Theil seiner Reisen beschließt mit Lüneburg. Von hier nun reisete er nach Ratzeburg, Lübeck, Hamburg, Stade, Bremen, Oldenburg, Emden, Gröningen, Dockum, Franeker, Harlingen, Bolswert, Zwoll, Deventer, Harderwyk, Amsterdam, Leiden, Harwich, Londen, und mit dem Artikel von dieser Stadt schließt sich der zweyte Theil, welcher eben so voller merkwürdigen Anmerkungen als der erste ist. Man kan zwar nicht leugnen, daß auch nicht Kleinigkeiten darunter vorkommen sollten, z. E. wie man einen guten Pfannkuchen machen solle, wie alt die Wirthin in dem oder jenem Gasthofe gewesen und dergleichen. Doch da man einmal das Reise-Journal des Herrn von Uffenbachs unverstümmelt liefern wollen, so ist es billig gewesen, daß auch so etwas nicht weggeblieben ist, wenn man auch schon nichts daraus lernen könnte, als die grosse Aufmerksamkeit zu bewundern, die dieser Gelehrte überall anwendete. Kostet in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 1 Rthlr. 12 Gr.

Pensées de Seneque[2] *recueillies par M. Angliviel de la Beaumelle, Professeur royal en langue et belles lettres françoises dans l'Université de Copenhague, et traduites en François, pour servir à l'education de la Jeunesse. Nouvelle Edition. En II Parties, à Gotha, chès Merius 1754.* in 8vo 1 Alph. 4 Bogen. Die Gelehrten sind in ihren Urtheilen über den Seneca, nach ihrer Gewohnheit, ungemein uneinig. Einige

[1] [121. Stück. Dienstag, den 9 Octob.]
[2] [122. Stück. Donnerstag, den 11. Octob.]

halten ihn für einen eben so grossen Redner als Weltweisen; andre wollen ihn für keines von beyden halten, und machen, wenn es hoch kommt, einen philosophischen Declamator aus ihm. Doch kommen beyde darinnen überein, daß es ihm an glänzenden Gedanken, und an den Schönheiten des Ausdrucks wenige zuvor gethan haben, und daß, wann er, als der Vater einer ganz neuen Beredsamkeit, den Geschmack an der einzigen wahren verdrengt habe, es weniger ihm selbst, als seinen Nachahmern, welche sich blos in seine Fehler verliebt zu haben schienen, zuzuschreiben sey. Da er übrigens, nach dem Urtheile der Billigsten, sich nicht überall gleich bleibt, da er sich oft in einem Schwalle von schönen Worten verwickelt, und das gründliche dem reizenden nicht selten nachsetzt, so kan man leicht urtheilen, daß er durch einen Auszug mehr gewinnen als verlieren muß. Der Herr Beaumelle ist nicht der erste, der diese Arbeit unternimmt; er hätte aber leicht einer von den glücklichsten seyn können, wenn er nicht auch von den Vorurtheilen aller französischen Uebersetzer eingenommen wäre, welche sich mehr mit ihrer Urschrift um die Wette zu denken, als sie getreulich auszudrücken, bestreben. Wir wollen es also andern auszumachen überlassen, ob diese Gedanken mehr dem Beaumelle als dem Seneca gehören, und wollen nur bloß noch erinnern daß die erste Ausgabe derselben schon 1749. in Copenhagen erschienen, und daß er sie überhaupt unter 13 Abschnitte gebracht, welche von Gott, von der Vorsehung, von dem Menschen, von der Tugend, von dem Gewissen, von den Leidenschaften, von dem glücklichen Leben, von der Weltweisheit, von der Beständigkeit des Weisen, von der Muße des Weisen, von der Kürze des Lebens, von dem Zorn und von der Seelenruhe handeln. Kostet in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 16 Gr.

Der christliche Philosoph[1] aus dem Französischen des berühmten Hrn. Prof. Formeys, der Königl. Academie der Wissenschaften zu Berlin beständigen Secretairs, ins Deutsche übersetzt. Frankf. und Leipzig bey H. L. Brönner, 1753 in 8vo. 1. und 2. Theil, 2 Alph. 8 Bogen. Dieses vortrefliche Werk, worinnen durchgängig die aufgeklärteste Weltweisheit und die erwecklichste Theologie herrschen, hat eine Uebersetzung vorzüglicher

[1] [125. Stück. Donnerstag, den 18. Octob.]

Weise verdient, und es ist ein Glück für die Leser, daß diese in die Hände des Herrn D. Osterländers gefallen ist, welcher uns die gründlichen Schönheiten seines Originals getreu überliefert hat. Da es auch unter uns schon längst zur Mode geworden ist, daß ein jeder Dummkopf ein starker Geist seyn will, so würde dieser christliche Philosoph vielleicht nicht wenigen die Augen öfnen können, wenn man sie nur erst bewegen könnte, ihn zu lesen. Umsonst wird man ihnen sagen, daß Beredsamkeit und Scharfsinn, ja sogar auch, was sie für das einzige Schätzbare halten, Witz, darinnen anzutreffen sey; der Vorwurf selbst schreckt sie ab, und das gelindeste was sie davon denken werden, ist dieses, daß ein christlicher Philosoph weder ein Christ noch ein Philosoph sey. Kostet in den Voßischen Buchläden 20 Gr.

Euphormio[1] eine satyrische Geschichte aus dem Französischen in drey Büchern. Schleiz verlegts Joh. Martin Treuner. in 8v. 22 Bogen. Der Hr. Verfasser dieser Uebersetzung giebt sich in seiner Vorrede alle mögliche Mühe, die elenden Uebersetzer lächerlich zu machen, und spannt seinen Witz darüber auf eine recht schreckliche Folter. Die vornehmste Absicht war ohne Zweifel die, uns mit aller möglichen Bescheidenheit eines Schriftstellers zu verstehen zu geben, wie wenig er selbst zu dieser Klasse zu rechnen sey. Wir wollen ihn in seiner Einbildung nicht stören, sondern bloß dem Leser einen richtigen Begrif von seiner Urschrift zu machen suchen. Es ist bekannt, daß der jüngere Barclajus in seinem 21ten Jahre einen satyrischen Roman unter dem Titel Euphormio, in lateinischer Sprache schrieb. So groß der Beyfall war, den er besonders in England und Italien damit fand, so scharf ward er auch von verschiednen Gelehrten, insonderheit dem Joseph Scaliger, beurtheilt, die seine Schreibart barbarisch scholten und das Werk selbst als die Arbeit eines Schülers ansahen, welcher flück zu werden anfängt. Unterdessen ward es doch in das Französische übersetzt, und zwar von dem Johann Berault, der sich unter die Anfangsbuchstaben versteckte, die dem Hrn. Uebersetzer so undurchdringlich scheinen. Nun weis man, wie die Franzosen sind; alles soll aus ihren Händen verschönert kommen. Berault also gab dem ganzen Euphormio eine andre Form, er änderte, er setzte hinzu, er ließ weg; kurz er ging damit um,

[1] [127. Stück. Dienstag, den 23. Octob.]

als ob es seine eigne Erfindung wäre. Vor allen Dingen vergaß er nicht, daß er ein Franzose sey, und verdrehte alles, wo man etwa diesen oder jenen Grossen des französischen Hofes hätte abgeschildert finden können. Nach dieser Umschmelzung ist diese deutsche Uebersetzung besorgt worden, und nun urtheile man, ob ihr Verfasser nicht unter die allergemeinsten Uebersetzer französischer Romane gehöret. Ganz anders aber würde er sich haben zeigen können, wann er sich an die lateinische Urschrift selbst gemacht, und uns zugleich das vierte Buch derselben, welches das bekannte Icon Animorum ist, in einer schönen Copie geliefert hätte. Kostet in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 6 Gr.

Hamburgische Beyträge[1] zu den Werken des Witzes und der Sittenlehre. Zweytes Stück. Hamburg bey Ch. W. Brandt 1753. Wie glücklich diese periodische Schrift angefangen worden, werden sich die Leser des ersten Stücks mit Vergnügen erinnern; und wie glücklich die Verfasser ihre Bahn verfolgen, werden sie aus diesem zweyten Stücke mit noch grössern Vergnügen erkennen, weil der Innhalt desselben beynahe noch abwechselnder, und der Werth der Stücke noch beträchtlicher geworden ist. Unter den Gedichten nehmen sich der Anfang einer neuen Epopee, Moses, welche den Hrn. Prof. Michaelis zum Verfasser hat, und eine Menge kleiner Scherzgedichte vorzüglich aus. Unter den prosaischen Aufsätzen wird man die Gedanken über die Scheinheiligen, und die Vertheidigung des Geitzes mit Vergnügen lesen. Was übrigens ganz besonders wohl gefallen wird, ist die gute Wahl, die man bey den übersetzten Stücken angewendet hat, indem sie auf keine geringere als einen St. Mard und Hume gefallen ist. Aus jenem wird man einige philosophische Briefe nebst einigen Todtengesprächen, und aus dieses moralischen und politischen Versuchen zwey sehr schöne Stücke übersetzt zu finden sich freuen. Von den kleinen Scherzgedichten wollen wir eines zur Probe beyfügen.

Die Vertheidigung.

Er ist nun einmal so, der kleine Mirsilis,
Geschwätzig, gaukelnd, unbesonnen;
Der Liebe macht dies keine Hinderniß
Und er hat manches Herz gewonnen.

[1] [128. Stück. Donnerstag, den 25. Octob.]

„Vielleicht gab die Natur ihm auch nicht viel Verstand."
O, die Natur war wohl dein Urtheil nicht gewärtig!
Sie ist nicht Schuld. Er sprang zu früh aus ihrer Hand;
Denn zum Gehirn war erst der Kasten fertig.

Kostet in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 6 Gr.

Willhelm Whistons,[1] berühmten Engelländers, gründlicher Beweis, daß die in der Offenbahrung befindliche Geschichte von der Schöpfung der Welt und die allda geschehene Verkündigung von dem Untergange der Welt mit der gesunden Vernunft keinesweges streite. Aus dem Englischen übersetzt. Mit Kupfern. Wittenberg bey Joh. Joach. Ahlfeldt, in 4t. 3 Alph. Die Uebersetzung der bekannten Theoria Telluris des Hrn. Whistons trat schon vor vielen Jahren ans Licht. Die Umstände des Verlegers, unter welchen oft die besten Bücher leiden müssen, machten, daß sie weniger bekannt ward, als es ihr innrer Werth verdiente. Seit der Zeit ist sie im Dunkeln geblieben, so daß die Liebhaber nicht eigentlich wußten, wo sie zu finden sey. Und vielleicht würde sie noch länger seyn vermißt worden, wenn sie ihrem jetzigen Besitzer nicht in die Hände gefallen wäre, welcher des Anstandes wegen einen neuen Titel darum hat drucken lassen. Hier ist sie nun also wieder, ohne seit so langer Zeit das Recht auf eine gute Aufnahme verlohren zu haben. Der Innhalt des Werkes selbst ist bekannt, und sollte er es auch nur durch die Heynischen Schriften, vor einigen Jahren unter uns geworden seyn. Die neure Weltweisheit des Newtons, besonders die neuen Entdeckungen dieses unsterblichen Meßkünstlers in dem physischen Theile der Astronomie, schlossen dem Verfasser einen neuen Weg auf, den Spöttereyen der Ungläubigen über einige der wichtigsten Puncte der Schrift, über die Schöpfung, über die Sündfluth und über den bevorstehenden Untergang der Welt, mit ungewohnten Waffen entgegen zu gehen. Und hieraus entstand dieses Werk, welches auch noch alsdann, wann man der Weltweisheit längst wieder eine neue Form wird gegeben haben, ein Monument der menschlichen Scharfsinnigkeit seyn wird. Denn eben sowol als wir noch jetzt dem Witze einiger neuen Peripatetiker und

[1] [130. Stück. Dienstag, den 30. Octob.]

Cartesianer, welche durch glückliche Drehungen die Mosaische Schöpfung zu der ihrigen einzigen wahren machen konnten, Recht wiederfahren lassen, eben sowol wird man einem Whiston nach Jahrhunderten, wenn Newton selbst das seyn wird, was jetzt Aristoteles ist, Recht wiederfahren zu lassen, die belohnende Billigkeit haben. Kostet in den Voßischen Buchläden 1 Rthlr.

Christian Friederich Walbaums[1] ausführliche und merkwürdige Historie der Ostindischen Insel Groß-Java und aller übrigen holländischen Colonien in Ostindien. Leipzig und Jena, bey Crökern. 1754. in 8vo. 1 Alph. 8 Bogen. Dieses Werk gehöret unter diejenigen, welche einer gewissen Art Leser so angenehm als lehrreich seyn können. Der Verfasser redet zwar von Ländern, die er niemals selbst gesehen hat, allein er redet doch aus den Nachrichten solcher Leute davon, die sie gesehen haben, und die er meistentheils auf so eine Art zu verbinden, zu vergleichen, oder untereinander aufzuheben weiß, daß er wenigstens keine alten Lügen vorbringt, wann schon die neuen Wahrheiten etwas selten bey ihm seyn sollten. Einiges von dem, was er geleistet hat, giebt er selbst für vorzüglich aus; und es mag es auch wohl seyn, z. E. eine kurze Historie aller Generalgouverneurs zu Batavia, und alles Anwachses, welchen die Compagnie ihren Bemühungen zu danken hat; desgleichen einen Versuch in der Geschichte der Könige von Bantam, und der Kayser von Javan, so viel er aus den zerstreueten Nachrichten der Reisenden hat zusammen stoppeln können. Da übrigens in dieser Insel die größten Etablissements sind, welche die Holländer in ganz Ostindien haben, so verlohnt es sich schon der Mühe, von ihren Einrichtungen, von ihrem Kriegswesen, von der Stärke ihres Handels daselbst, eine hinlängliche Beschreibung zu haben, welche gleich weit von der holländischen Parthеylichkeit, als den neidischen Verkleinerungen der Engländer und Franzosen entfernt ist. Der Verfasser macht oft Ausschweifungen, welche eben nicht leer sind, die aber nur allzusehr zeigen, daß er entweder mit seiner Gelehrsamkeit prahlen will, oder sich sehr unwissende Leser verspricht, die er bey Gelegenheit seines Javans, alles was er selbst weiß, lehren will. Kostet in den Voßischen Buchläden 12 Gr.

[1] [131. Stück. Donnerstag, den 1. Novemb.]

De Aldi Pii Manutii[1] *Romani Vita Meritisque in rem literatam, liber Ungeri singularis. Auctus cura et studio Samuelis Lutheri Geret, A. M. Ordinis Philosoph. Vitemberg. Assessoris ordinarii etc. Vitembergae ex officina Viduae Schefflcriae 1753. in 4to.* 1 Alphb. 9 Bog. Christian Gottlieb Unger gehöret unter diejenigen Gelehrten, deren Ruhm weit kleiner ist, als ihre Verdienste gewesen sind. Seine Kenntniß der meisten orientalischen und occidentalischen Sprachen, und seine grosse Stärke in der Literatur hätten ihn zu einer Zierde seines Vaterlandes (Schlesiens) machen können, wenn ihn das Glück mehr vorgesucht und er mehr Gelegenheit sich zu zeigen bekommen hätte. Er hat selbst wenig heraus gegeben, aber desto mehr beträchtliche Manuscripte hinterlassen, von welchen man jetzo nicht einmal eigentlich weiß, wo sie alle hingekommen sind. Unter diesen ist auch das gegenwärtige Werk von dem Leben und den Verdiensten des Aldus Pius Manutius gewesen, welches man aber fälschlich hin und wieder als eine vollständige Historie aller Manutier angeführt findet. Dieses Manuscript ist dem Herrn Adjunct Geret in Wittenberg in die Hände gefallen, und der Augenschein zeigt es nunmehr, daß es in keine glücklichere habe fallen können. Er hat es uns nicht nur in einer Gestalt geliefert, in welcher man es mit Ordnung und Bequemlichkeit lesen kan, sondern hat es auch durchaus mit Anmerkungen bereichert, welche seiner Belesenheit und seiner Critik Ehre machen. Ueber dieses hat er noch des Erasmus Erklärung des Sprichworts festina lente, welche, wie bekannt, ein weitläuftiges Lob des Aldus und seiner Officien enthält, beyfügen, und das Brustbild dieses Gelehrten nebst dem ihm gewöhnlichen Bücherzeichen, auf zwey Kupferblättern vorsetzen lassen. Da wir also durch ihn die geringe Zahl wohlgeschriebener und brauchbarer Lebensbeschreibungen so glücklich vermehrt sehen, so ist kein Zweifel, daß die Welt seine rühmliche Arbeit mit Dank aufnehmen wird. Kostet in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 14 Gr.

Sammlung[2] vieler auserlesener und seltener Geschichten und merkwürdiger Begebenheiten, welche sich mit erscheinenden Gespenstern, werfenden und rumorenden Poltergeistern, Vorboten der Todesfälle, Hexen,

[1] [132. Stück. Sonnabend, den 3. Novemb.]
[2] [133. Stück. Dienstag, den 6. Novemb.]

Zauberern u. d. g. an vielen Orten zugetragen haben. Nebst gründlichem Beweis, daß es wirklich Gespenster gebe. Nürnberg, verlegts Enterische Consorten. 1752. in 8v. Da die langen Winterabende nunmehr ziemlich wieder herbeygekommen sind, so wird es hoffentlich recht gut gethan seyn, eine gewisse Art Leser an dieses Buch zu erinnern. Es ist eine wahre Handbibliothek für alle Tabagien und Rockenstuben, und sonderlich für diejenigen, welche das Wort darinne führen wollen. Sie können unerschöpfliche Erzehler daraus werden, die man mit aufgesperrten Mäulern anzuhören nie satt werden wird. Der Titel sagt nicht den zehnten Theil von dem, was sie darinnen finden werden. Vom Alpe; von Bergmännerchen; von Besessenen; von schwarzen Böcken, welche Kriegsobersten geholt, aber nicht fortgebracht, und Buhler aus dem Bette ihrer Schönen gerissen, und auf das Dach des Hauses gesetzt haben; von fluchenden Spielern, die der Teufel zerrissen; von Kobolten; von Krystallguckern; von Pygmäen; von Riesen; von Schatzgräbern; von Teufeln die Eyer gestohlen, und sich zu den Mädgen ins Bette gelegt; von Teufelinnen die mit Einsidlern und Edelknaben gebuhlt; von Wehrwölfen; von Träumern; von Weissenfrauen; von Wechselbälgen; von wütenden Heeren; und von tausend andern solchen Dingen wird man die allerausgesuchteste Mährchen darinne finden, und sie auf eine Art wieder vortragen lernen, die wirklich herzbrechend ist. Der Beweis übrigens, daß die Gespenster nicht bloß in der Einbildung bestehen, ist in der Vorrede so abgehandelt worden, wie es sich zu dem Buche selbst schickt, von welchem wir nur noch dieses erinnern wollen, daß es mit des Francisci höllischem Proteus ein Buch sey, welcher Umstand hoffentlich aber mehr eine Anpreisung als eine Verachtung seyn wird. Kostet in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 20 Gr.

Zwey Weiber[1] auf einen Tag, eine Geschichte, von einem Mitgliede der deutschen Gesellschaft in Göttingen. Frankfurt und Leipz. 1754. in 8v. Man wird die Anlage dieses romanhaften Versuches mit der bekannten Geschichte des Grafens von Gleichen, nicht leicht verwechseln, sobald man weiß, daß die Hauptperson desselben ein Spanischer von Adel ist, dessen seltsamer Charakter sich

[1] [134. Stück. Donnerstag, den 8 Novemb.]

von unzähligen seiner Art ungemein kenntlich unterscheidet. Vermuthlich hat der Verfasser die Klugheit gehabt, durch seine wohlgerathene Uebersetzung der sinnreichen Erzählungen des Cervantes sich hierzu gewissermassen vorzubereiten. Ausser dem besässe die ihm eigene Erfindung nicht die Hälfte ihrer Anmuth und Stärke, wenn er nicht seinen Geschmack auf diese Art zu bilden, und zugleich eine gewisse Naivität des Ausdrucks zu erreichen gewußt hätte. Unter die merklichsten Züge dieser Nachahmung gehöret die Biegsamkeit des Witzes, vermöge der die besondern und unerwartetsten Umstände einer Sache angebracht worden, welche sie in ihr völliges Licht zu setzen geschickt sind. Eines andern Vortheils bedienet sich der Hr. Verfasser in Ansehung derjenigen Kunst, mit welcher er den Eckel für diejenigen Sittenlehren vermeidet, die in gemeinen Romanen ganze Seiten und Blätter mit Pedantereyen anfüllen. Kostet in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 4 Gr.

Remarques critiques[1] *sur le Dictionaire de Bayle, en II Parties. à Paris et à Dijon chés Ganeau et Desventes. 1752. in Fol.* 9 Alph. 20 Bog. Für den Verfasser dieses Werks wird in dem königl. Privilegio der Abt Joly angegeben; ein Gelehrter, der, wie er selbst gesteht, sich sonst noch durch nichts bekannt gemacht hat. Desto rühmlicher für ihn, daß er seinen ersten critischen Feldzug gegen einen Feind richtet, dessen Name allein, wie der Name des Hannibals, Schrecken einzujagen gewohnt ist. Er entschuldigt diese Kühnheit in einer langen Vorrede, welche sonderlich dazu bestimmt zu seyn scheinet, das Ansehen, in welchem Bayle bisher gestanden, zu verringern, die Ursachen der unzählichen Fehler seines critischen Wörterbuchs anzugeben, und die wahrscheinlichen Gründe beyzubringen, warum er dieser Fehler ohngeachtet, einen so ausserordentlichen Beyfall erhalten habe. Diese Gründe sind, seine vortrefliche Art zu erzehlen, die Einrichtung seines Werks, welche auch den flatterhaftesten Lesern bequem ist, sein auf Unkosten der natürlichen und geoffenbarten Religion reicher Witz, und endlich eine gewisse Unpartheylichkeit, auf die er sein größtes Verdienst zu gründen scheinet. Diese letztere ist es besonders, welche der Abt Joly untergräbt, und, wir müssen es gestehen, sehr oft glücklich umstürzet. Die vornehmsten Puncte, worinne er dieses thut, betreffen die katholische Kirche, gegen welche Bayle nur

[1] [135. Stück. Sonnabend, den 10 Nov.]

deswegen so spöttisch und ungerecht soll gewesen seyn, damit ihn sein Feind Jurieu bey seinen eignen Glaubensgenossen nicht allzusehr verhaßt machen möge. Doch auch ausser diesen Punkten, welche gleichgültigen Lesern nur allzuoft ein leeres Gezänke scheinen werden, zeigt er ihm eine Menge übler Vergehungen, fast in allen Theilen der Gelehrsamkeit, in die er sich selbst gemengt hat. Nur von dem, was die speculativische Philosophie und die eigentliche Theologie anbelangt, hat er sehr wenig, oder vielmehr gar nichts berührt. Diejenigen, deren Einsichten sich der Abt bey dieser Gelegenheit zu Nutze gemacht, sind Crusaz, Le Clerc, der P. Merlin, der Präsident Bouhier, und verschiedene andere, worunter sich auch deutsche Literatores befinden. Unter diesen würde er gewiß noch vieles zu seiner Absicht dienliches gefunden haben, wenn sie ihm alle bekannt gewesen wären; wie wir denn z. E. nicht finden, daß er die Antibaylischen Dissertationes des Hrn. Kanzler Pfaffens gekannt oder gebraucht habe. In Kleinigkeiten ist er oft unbestimmter und nachläßiger als Bayle selbst; wie es denn unter andern eben keine Ehre für einen so grossen Bücherkenner ist, daß er vorgibt, die deutsche Uebersetzung des Baylischen Wörterbuchs sey in 4to. Kostet in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 6 Rthlr.

G. E. Leßings Schriften.[1] Erster und zweyter Theil. Berlin bey Christ. Fr. Voß. 1753. in 12mo. 1 Alph. 3 Bogen. Der erste Theil dieser Schriften enthält zwey Bücher Lieder, Fabeln, Sinnschriften und Fragmente ernsthafter Gedichte. Diese letztern hat der Verfasser seinen Lesern nicht ganz mittheilen wollen, vielleicht ihnen den Ekel zu ersparen, den er selbst empfunden hat, wenn er um einige wenige schöne Stellen gelesen zu haben, zugleich nicht wenig schlechte, und sehr viel mittelmäßige hat lesen müssen. Der zweyte Theil bestehet aus Briefen, die man, wenn man will, freundschaftliche Briefe eines Pedanten nennen kan. Wenn es übrigens wahr ist, daß verschiedene von den in dieser Sammlung enthaltenen Stücken, den Beyfall der Kenner, gedruckt oder geschrieben, schon erhalten haben, so kan man vielleicht vermuthen, daß ihnen die Sammlung selbst nicht zuwider seyn wird. Kostet in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 16 Gr.

[1] [136. Stück. Dienstag, den 13. Nov.]

Januarius und Maja.[1] Aus dem Englischen des Herrn Pope übersetzt. Leipzig und Stralsund. 1754. in 8vo 2½ Bogen. Dieses Stück ist einer von den ersten Versuchen des englischen Dichters; die Frucht eines Alters, in welchem man noch nicht wußte, daß er sich bis an die Seite des Homers schwingen, und in schweren Harmonien die Wege Gottes gegen den Menschen rechtfertigen werde. Es ist eine Erzehlung, wie man sie ungefehr in dem Decamerone des Boccaccio, oder bey einem Fontaine zu suchen pflegt: mit einem Worte ein Hahnreyhistörchen. Und wer weiß den Ton von diesen Historchen nicht? Ein alter Mann heyrathet ein junges Weib; das junge Weib betriegt den alten Mann; der alte Mann ertappt das junge Weib, und auch ertappt behält das junge Weib noch Recht. So ein Stof würde von jedem andern Dichter weit schlüpfriger, aber nimmermehr poetischer seyn bearbeitet worden. Pope war an Bildern, an Characteren, an Moral, an allen Reizen des Ausdrucks so reich, daß er von diesen allen auch das schönste an dem kleinsten Gegenstande verschwenden konnte. Sogar an Maschinen läßt er es nicht fehlen; und er erhebt seine Kleinigkeiten auf die Stelzen des Heldengedichts, so wie man einem Zwerge den Anzug eines Riesen giebt, um ihn desto lächerlicher zu machen. = = = Der deutsche Uebersetzer hat viel Geschicklichkeit gewiesen, und es ist eben so gut, daß er die Zeilen in einem hat fortlaufen lassen. Es will jetzt eine wunderbare Mode einreissen, daß man die Prosa nach einem gewissen Längenmasse abtheilet; und wir nehmen uns die Freyheit, die Leser dafür zu warnen. Kostet in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 1 Gr. 6 Pfen.

Oden mit Melodien.[2] Erster Theil. Berlin, bey F. W. Birnstiel, auf 32 Seiten in 4to. Es hat uns eben niemals ganz und gar an kleinen Liedern zur Ergötzung des Gemüths gefehlt, und man hat so wenig bey uns, als bey den Ausländern das Glas oder den Strauß der Phillis zu besingen vergessen. Sie waren aber meistens alle bis auf die Zeit, da uns Halle durch die Gräfischen Bemühungen zuerst etwas gutes lieferte, sowohl in Ansehung der Dichtkunst, als der Melodie so beschaffen, daß sie von den artigen Personen, die Witz und

[1] [137. Stück. Donnerstag, den 15. Nov.]
[2] [138. Stück. Sonnabend, den 17. Nov.]

Geschmack verbinden, nicht ohne Ekel angestimmet werden konnten. Gegenwärtige Sammlung gehört unter diejenigen, die sowohl der artigen Lebensart neuerer Zeit, als dem Witze und dem Geschmack in beyden Künsten Ehre machen. Die meisten Oden darinnen sind von schon bekannten und berühmten Tonkünstlern, und die andern von nicht unglücklichen Nachahmern derselben gesetzet. Es haben es diese Meister ihrem Ansehen nicht für nachtheilig gehalten, sich mit dieser kleinen Art der musikalischen Beschäftigung abzugeben, und die Oden dadurch von dem lächerlichen Vorwurfe zu befreyen, als ob solche nichts anders als Früchte schlechter Köpfe seyn könnten. Ist denn ein kurzer schöner Einfall eines guten Dichters nicht öfters mehr als mancher ungeheurer Foliante eines Schmierers wehrt, und sollte in der Musik eine Anzahl von sechszehn schön gesetzten Takten nicht so gut von der Fähigkeit seines Verfassers zeigen können, als eine drey Finger breite Partitur? Jedes musikalische Stück, deucht uns, verdienet in seiner Gattung Beyfall, wenn es den Regeln der Kunst gemäß und mit Geschmack geschrieben ist. Kostet in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 12 Gr.

Michaels Herrn von Montagne[1] Versuche nebst des Verfassers Leben nach der neuesten Ausgabe des Herrn Peter Coste ins Deutsche übersetzt. Zweyter Theil. Leipzig bey Lankischens Erben. 1754. in gr. 8vo 2 Alph. 16 Bogen. Man hat sich zu freuen, daß diese schöne Uebersetzung eines der vornehmsten französischen Schriftsteller, welchen weder der veränderliche Geschmack seiner Landsleute, noch das veralterte Ansehen, das ihm seine mehr gallische als französische Mundart giebt, von seinem wahren Werthe herab gesetzt hat, so glücklich fortgehet. Dieser zweyte Theil fängt mit dem 12ten Hauptstücke des zweyten Buchs an, und geht bis auf das sechste Hauptstück des dritten Buchs. Nur denen, welche den Montagne gar nicht kennen, hat man es nöthig zu sagen, wie viel kühnes und lesenswürdiges sie darinne finden können. Allein werden sie sich wohl durch die Ausschriften reizen lassen, wenn sie der Ruhm des Verfassers nicht reitzen kan? Man kan nach dem strengsten Wortverstande behaupten, daß man nichts schönes von einem Franzosen gelesen hat, ohne den Montagne gelesen zu haben; und es würde eine Schande für unsre Lands-

[1] [139. Stück. Dienstag, den 20 Nov.]

leute seyn, wann sie den und jenen neuen Moralisten, der doch vielleicht nichts als ein Copiste, oder wohl gar ein unverschämter Ausschreiber dieses ursprünglichen Schriftstellers war, mit Vergnügen gelesen und wohl gar bewundert haben sollten, und gegen den Vater derselben unempfindlich blieben. Kostet in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 1 Rthlr. 8 Gr.

Le Papillon qui mord;[1] *nouveau Lucien en douze Dialogues suivis d'une lettre à Mr. Ouf par Mr. Beryber. à Berlin chez Chr. Fr. Voss. 1753.* in 12. 17 Bogen. Wann wir es darauf ankommen liessen, was sich die Leser unter diesem Titel vorstellen wollten, so zweifeln wir sehr, ob viele auf den rechten Punct kommen würden. Es sind zwölf Gespräche, welche nach Art des kleinen Herodots, von sehr wichtigen Materien handeln, und nichts geringers als die Vertheidigung der natürlichen und geoffenbarten Religion zum Zwecke haben. Der Verfasser hat darinne besonders mit dem Marquis d'Argens, mit dem Hrn. von Voltaire, mit dem Verfasser der Sitten, dem Verfasser des Geistes der Gesetze und einigen andern zu thun, welche das Unglück gehabt haben, oft unter der Larve der Philosophie sehr unphilosophische Sätze zu behaupten. Er ist aber dabey ein wahrer Schmetterling, welcher von einem Gegenstande auf den andern flattert, und diese Flatterhaftigkeit nur dadurch entschuldigen kan, daß alle diese Gegenstände Blumen sind. So macht er zum Exempel bey Gelegenheit des Vorwurfs, daß die so genannten starken Geister, sehr kleine Helden in der Geschichte zu seyn pflegten und oft die unsinnigsten historischen Fehler begingen, eine Ausschweifung auf das Jahrhundert Ludewigs des vierzehnten, welche durch mehr als ein Gespräch dauert, und in der That lesenswürdige Anmerkungen enthält. Die Gespräche selbst werden von einem Marquis und einem Weltweisen geführt; und vielleicht wird mancher Leser dabey wünschen, daß der Verfasser diese Namen verwechselt, und den Marquis zum Philosophen, und den Philosophen zum Marquis möchte gemacht haben, weil es sich, nach der gemeinen Art zu denken, besser für einen Marquis als für einen Philosophen schickt, die Sprache eines abgeschmackten Freygeistes zu führen. Kostet in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 10 Gr.

[1] [142. Stück. Dienstag, den 27 Nov.]

Joannis Wiclefi[1] *Dialogorum libri quatuor etc. aucti catalogo praecipuorum de Wiclefo scriptorum, quem vita ex optimis fontibus, germanico idiomate depicta sequitur. Francof. et Lips., impensis Vierlingii. 1753.* in 4to. 1 Alph. 18 Bogen. Es ist der Herr Ludwig Philipp Wirth, Subdiaconus und Schloßprediger zu Culmbach, welchem wir diesen neuen Abdruck eines der rarsten Werke zu danken haben. Er hat sich alle diejenigen dadurch verbindlich gemacht, welche sich von den Lehrsätzen dieses Vorläufers einer allgemeinern Reformation, aus seinen eignen Werken überzeugen wollen. Die Lebensbeschreibung, welche er in deutscher Sprache beygefügt hat, beträgt 10 Bogen, und theilt sich in einen Vorbericht und vier Hauptstücke. Jener erzehlt die Schriftsteller, worinne man vom Wiclef Nachrichten findet; diese handeln von der weisen Einrichtung Gottes in dem Leben dieses Zeugen der Wahrheit, von der Uebereinstimmung seiner Lehre mit unsrer evangelischen Orthodoxie, von den Schicksalen, welche ihn wegen der gesuchten Verbesserung der Kirche betroffen, und endlich von seinen Schriften. In dem ersten und dritten Hauptstücke führet Hr. Wirth den Wiclef redend ein, als ob er die Neugierde der Leser erfahren habe, und ihr selbst ein Gnüge thun wolle; ein Zug, auf welchen ihn ohne Zweifel die vortreflichen Todtengespräche des berühmten Fasmanns gebracht haben, den er gleichfalls unter den Schriftstellern, die vom Wiclef Nachricht geben, anführt. Er sagt von ihm, daß er oft Nachrichten gebe, die man nirgends weiter leicht finden werde: er hätte aber sicher sagen können: die man ganz und gar nicht finden wird. Es war ein sehr fruchtbarer Kopf der Herr Fasmann! In dem dritten Hauptstücke theilt Herr Wirth das theologische System des Wiclefs mit, und führet mehr als 300 Sätze an, welche alle rechtgläubig sind. Er ist auf einige Glieder der Lutherischen Kirche, und auf ihre Apologie selbst nicht wohl zu sprechen, welche diesem Engländer Irrthümer Schuld gegeben haben. Allein wir müssen ihm auch sagen, daß er sich umsonst windet, seinen Held von dem donatistischen Irrthume, die Wirksamkeit der Handlungen eines gottlosen Seelensorgers betreffend, los zu sprechen: denn seine Entschuldigung beweiset mehr als sie soll. Uebrigens verspricht er Beyträge zu dieser Lebensbeschreibung; und wann er sein Versprechen zu halten gesonnen ist, so wollten wir ihm wohl rathen, seine Kräfte zu versuchen, ob er den Wiclef auch wegen seines Begrifs von dem Mög-

[1] [145. Stück. Dienstag, den 4. Dec.]

lichen, aus welchem durchaus eine mahometanische Nothwendigkeit fliessen muß, entschuldigen könne. Er thut sehr wohl, daß er davon nichts erwähnet; die Orthodoxie des Wiclefs möchte auf einmal über den Haufen fallen. Kostet in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 1 Rthlr.

Elvire[1] *Poeme par Mr. d'Arnaud, Conseiller d'Ambassade de sa Majesté le Roi de Pologne etc. et Membre de l'Academie de Prusse. à Amsterdam 1753. chez Mortier.* in 8vo 6 Bogen. Der Stof zu diesem Gedichte ist eine Episode aus dem fünften Gesange der Lusiade des unsterblichen portugisischen Dichters Camoens; die Geschichte nehmlich des Don Manuel de Souze, welcher mit seiner Frau, Elvire, an den Klippen des Vorgebirges der guten Hoffnung Schiffbruch leidet, und auf eine wüste Insel geworfen wird, wo sie dem Hunger eine erschreckliche Beute werden. Was Herr Arnaud für ein Dichter sey, weiß man schon. Die Reinigkeit der Sprache, das wohlklingende der Versification, und hier und da ein Meisterzug, den er aber, wie es scheint, mehr seinem Gedächtnisse, als seinem Genie zu danken hat: dieses sind seine Schönheiten: hinlängliche Schönheiten eine an sich selbst sehr rührende Geschichte so vorzutragen, daß sie ihren Eindruck nicht verlieret. Kostet in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 4 Gr.

Frauenzimmerbelustigungen,[2] oder Sammlung verschiedener Begebenheiten, welche von den besten Schriftstellern abgefaßt worden. Vierter und letzter Theil. Aus dem Französischen übersetzt von einem Frauenzimmer. Frft. und Leipz. 1754. in 8. 1 Alph. 10 Bogen. Die Einrichtung dieses Werks wird man aus den ersten Theilen schon kennen. Denjenigen, die sie gekauft haben, wissen wir weiter nichts zu sagen, als daß ein incompletes Buch ein Uebelstand in einer Bibliothek ist. Diese Anpreisung aber noch wirksamer zu machen, wollen wir hinzufügen, daß die kleinen Romane, die dieser letzte Theil enthält, für einen letzten Theil, welcher nach mehrern keine Begierde erwecken muß, recht ausgesucht zu seyn scheinen. Es sind deren viere, welche Abra Mule, die Wirkung der Eifersucht, Geschichte Ines von Cordua und Venda, Königin von

[1] [147. Stück. Sonnabend, den 8. Dec.]
[2] [150. Stück Sonnabend, den 15. Dec.]

Pohlen zur Ueberschrift haben. Sie sind alle, die zweyte ausgenommen, aus den Zeiten des Zwittergeschmacks, da man Erdichtung und wahre Historie so kunstreich zu vermengen wußte, daß man zugleich beydes und zugleich keines las. Keine schöne Königin, kein abgesetzter Sultan war für Anecdotenschreibern sicher: eben so wenig, als jetzt ein biblischer Name für ein ungereimtes Heldengedichte. Wo sind sie aber jetzt, die sogenannten Nouvellen, die damals so viel Aufsehen machten? Sie würden da seyn, wo die Ritterbücher sind, wann sie nicht ein deutscher Uebersetzer dann und wann wieder an das Licht brächte. Sie glänzen in seiner Hand einen Augenblick wieder auf, um auf ewig zu verlöschen. Kostet in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 12 Gr.

Betrugslexicon,[1] worinne die meisten Betrügereyen in allen Ständen nebst den darwider guten Theils dienenden Mitteln entdeckt werden, von G. Paul Hönn, D. F. S. G. Rath und Amtmann in Coburg. Neue und verbesserte Auflage. Coburg 1753. Die erste Ausgabe dieses Werks erschien 1720. Zehn Jahre darauf erfolgte eine zweyte, welche der Verfasser mit einer Fortsetzung vermehrte. Nach dieser ist die gegenwärtige abgedruckt worden, doch so daß man die Vermehrungen an gehörigem Orte eingeschaltet hat. Wir können zu ihrem Ruhme nichts sagen als das, was man vielleicht gleich Anfangs zu dem Werke selbst gesagt hat, daß es denen, welche betriegen wollen, eben so nützliche Dienste leisten könne, als denen, welche sich nicht wollen betriegen lassen. Daß ihr sel. Verfasser die alphabetische Ordnung erwählte, daran that er sehr wohl, weil es gewiß sehr schlecht würde gelassen haben, wenn er Geistliche und Comödianten, Aerzte und Todtengräber, Nonnen und Ammen, Nouvellisten und Rattenfänger, Nachtwächter und Musicanten, Bücherschreiber und Drescher, alles unter einander geworfen hätte. Es ist bekannt, daß er auch den Poeten einen Artikel gewidmet hat, wovon die Punkte Nummer 4 und 6 in neuern Zeiten bekräftigt worden und seit 1740 mit folgenden zu vermehren sind: „12) Auch betriegen die Poeten, wann „sie den Reim weglassen, und gewaltig auf ihn schimpfen, um für Dichter „angesehen zu werden, welche denken. 13) Wann sie sich mit lateinischen „Littern drucken lassen, und ein lateinisches Sylbenmaaß nachstümpern,

[1] [152. Stück. Donnerstag, den 20. Dec.]

„um die Leute zu überreden, als wenn sie den Virgil und Horaz scan„diren gelernt hätten. 14) Wann sie sich in Banden zusammen thun, „damit, wie der höfliche Grieche sagt, eine Hand die andre wasche, „oder mit dem groben Deutschen zu reden, ein Esel den andern kratze. „15) Wann sie den Pegasus, welchen ein Merkur mit Mühe und Noth „halten kan, anstatt des Bacchus Reitpferd, das ein Silen mit Scor„pionen treiben möchte, auf ihre Titel stechen lassen ꝛc." Kostet in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 10 Gr.

Untersuchung[1] ob Milton sein verlohrnes Paradies aus neuern lateinischen Schriftstellern ausgeschrieben hat. Nebst einigen Anmerkungen über eine Recension des Lauderischen Buchs von Miltons Nachahmung der neuern Schriftsteller. Frankf. und Leipzig 1753. in 8vo 6 Bogen. Wer in der neuern englischen Literatur nur nicht gar ein Fremdling ist, dem wird ein gewisser Lauder bekannt seyn, welcher durch eine der niederträchtigsten Verleumdungen den Namen des grossen Miltons zu Schanden machen wollte. Er stellte ihn als einen gelehrten Dieb zur Schau, der seine prächtigsten Gedanken aus andern mit mehr Mühe zusammen gestoppelt habe, als man, sie selbst zu erfinden, nöthig hat. Niemand kützelte sich so leicht mehr über diese vorgegebene Entdeckung, als ein gewisser deutscher Kunstrichter, welcher den Tempel des Geschmacks nur mit seinen Schülern füllen will. Er kramte sie bald darauf in dem neuesten aus der anmuthigen Gelehrsamkeit aus, ohne sich daran zu kehren, daß man in England die Betriegereyen des miltonschen Momus schon entdeckt habe; so daß er es zweifelhaft machte, ob er oder Lauder weniger rechtschaffen gehandelt habe. Alles dieses wird ihm in dieser Untersuchung unwidersprechlich vor Augen gelegt; und wann er nicht er wäre, so könnte es leicht eintreffen, daß er sich, um den Einfall eines andern zu brauchen, mehr darüber schämte, als ein Quartaner, welcher ut mit dem Indicativo construirt hat. Kostet in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 3 Gr.

Oden und Lieder[1] von Heinrich Aug. Ossenfelder, der deutschen Gesellschaft in Jena Mitglied. Dresden bey Harpetern 1753. in 8vo 10 Bogen. Herr Ossenfelder hat sich

[1] [153. Stück. Sonnabend, den 22. Dec.]

durch den Beyfall, welchen vor einiger Zeit seine Lieder für eines Freundes Hochzeitgäste erhielten, aufmuntern lassen, diese grössere Sammlung, in welche jene mit eingerückt sind, herauszugeben. Man wird ihr ihren Werth nicht absprechen können, sondern gestehen müssen, daß man Witz und Kunst darinne findet. Wann einige Stücke aber weniger gefallen sollten, so wird man es aus den übrigen schliessen können, daß es dem Verfasser nicht sowohl an Genie, als an Fleisse und Ausbesserung fehle; ein Mangel, welchen man bey manchem sonst schönen Geiste findet, und dem wir es zuschreiben müssen, wenn ihre Arbeiten nur oft als die Entwürfe guter Dichter aussehen. Wir wollen einige Stücke nahmhaft machen, welche sich besonders ausnehmen, doch ohne zu behaupten, daß es die einzigen sind: Das Denken; der Jüngling; die Küsse; der Selbstbetrug; Dorinde; Fritze; die Neugier; das Elend ꝛc. Kostet in den Voßischen Buchläden 7 Gr.

Briefe[1] *von Verstorbenen an hinterlassene Freunde. Zyrich bei Orell. MDCCLIII.* in 4to 16 Bogen. Dieses ist eines von den Meisterstücken, mit welchen uns in vergangener Messe die Schweiz beschenken wollen, die sich lange genug mit trocknen Regeln beschäftiget hat, und nunmehr auch die Muster dazu geben will. Es ist aus der Feder des Hn. Wielands, eines so fruchtbaren Geistes, daß die Vielheit seiner poetischen Geburten beynahe ein Vorurtheil wider ihren innern Werth seyn könnte, wann ihm der Gott der Critik nicht stets zur Rechten stünde, der ihn durch sein cave faxis te quidquam indignum! immer bey gleicher Stärke zu erhalten weiß. Daß es Briefe aus dem Reiche der Todten sind, sieht man aus dem Titel; und daß diese Einkleidung keine Erfindung des Hn. Wielands ist, werden diejenigen wissen, welche die Briefe der Frau Rowe und andre dieser Art kennen. Es sind deren neune, welche alle voller Seligkeiten, Tugend und Freundschaft sind, so daß uns schon der Inhalt mit aller Achtung davon zu reden bewegen muß. Ueberall herrscht darinne das feinste der feinsten Empfindungen; und die Nachrichten, die uns von dem Himmel mitgetheilt werden, sind neu und curiös. Wem die Briefe selbst ein wenig zu lang vorkommen sollten, der mag überlegen, daß die Gelegenheiten aus jenem in dieses Leben jetziger Zeit sehr rar sind, und man also den Mangel des öftern

[1] [154. Stück. Dienstag, den 25 Dec.]

Schreibens durch das viel Schreiben ersetzen muß. Sonst aber haben wir durch eine neuere Nachricht von dorther erfahren, daß man eine scharfe Untersuchung angestellt, die wahren Namen dieser Correspondenten, eines Junius, einer Lucinde, eines Teanors, und wie sie alle heissen, zu entdecken, um es ihnen ernstlichen zu verweisen, daß sie sich unterstanden haben, wider das: Sie haben Mosen und die Propheten rc. zu handeln. Kostet in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 10 Gr.

Gleich jetzo[1] erhalte ich zwey Bogen in Octav welche in Halle bey Gebauern unter folgender Aufschrift gedruckt sind: Samuel Gotthold Langens Schreiben an den Verfasser der gelehrten Artickel in dem Hamburgischen Correspondenten wegen der im 178 und 179sten Stücke eingedruckten Beurtheilung der Uebersetzung des Horatz. Der Herr Pastor Lange hat mir darinnen die Ehre angethan, auf meine Critik zu antworten; und sich die Schande, es auf eine so abgeschmackte Art zu thun, daß nichts darüber geht. Indem er seine Fehler entschuldigen will, macht er neue, einen über den andern. Sie scheinen mir unter sich zu wetteifern, welche ihn am lächerlichsten machen können; und es gelingt ihnen so gut, daß ich einige Tage Bedenkzeit haben muß, wenn ich den Ausspruch thun soll. Ein einziger Punkt ist es, über welchen ich mich nicht zeitig genug erklären kan. Was ich mir nie von einem vernünftigen Manne, geschweige von einem Geistlichen vermuthet hätte, muß ich von ihm erfahren, von ihm, der meine Vermuthung nicht das erstemal übertrift. Er greift meinen moralischen Charakter an, auf welchen es bey grammatikalischen Streitigkeiten, sollte ich meinen, nicht ankäme. Er giebt mir auf der 25ten Seite einen recht abscheulichen Anstrich; er macht mich zu einem critischen Breteur, welcher die Schriftsteller herausfordert, damit sie ihm die Ausfoderung abkaufen sollen. Ich weis hierauf nichts zu antworten als dieses: daß ich hier vor aller Welt den Herrn Prediger Lange für den boßhaftesten Verleumder erkläre, wenn er mir die auf der angeführten Seite gemachte Beschuldigung nicht beweiset. Ich lege ihm eine Unmöglichkeit auf; mir aber ist das Gegentheil zu erhärten eine Kleinigkeit; und zwar durch das schriftliche Zeugniß

[1] [156. Stück. Donnerstag, den 27. Dec.]

eben des dritten Mannes, auf welchen er sich beruft. Ich will es in meiner Antwort der Welt vorlegen, und man wird daraus erkennen, daß mir die angemuthete Niederträchtigkeit nie in den Sinn gekommen ist. Ich bin bis dahin sein Diener.

Gotthold Ephraim Leßing.

Zu[1] dem instehenden neuen Jahre wird es wohl nicht undienlich seyn, eine Leipziger Galanterie bekannt zu machen, durch welche man eine kalte Mode wenigstens in einen Scherz verwandeln kan. Es sind satyrische und moralische Neujahrswünsche; an der Zahl vier Dutzend, zwey für Mannspersonen und zwey für Frauenzimmer. Sie sind in Form einer Spielkarte, aus der man sich ein Blatt nach Belieben zieht, und allenfalls den darauf enthaltenen Spruch als eine Warnung des Himmels ansehen kan. Wir müssen gestehen, daß dieser fast durchaus eine ziemlich artige Sinnschrift ist, deren Verfasser ohne Zweifel auch etwas besseres machen können, als Neujahrswünsche. Zwey kleine Proben mögen es zeigen.

Für eine Mannsperson.

Dir wünsch ich, daß dies Jahr auf Erden
Nicht der Verwandlung Zeit erscheint.
Denn wie die kluge Frau gemeint,
So möchtest du zum Fächer werden.

Für ein Frauenzimmer.

Ihr Frauen von Triumph, ihr Fräuleins von Quadrille.
Das nächste Jahr geb euch in jedem Spiel Spadille!
Und stellt sich sonst kein Freyer ein,
So mags ein Kartenmahler seyn!

Ein jedes Spiel, welches sein besonderes Futeral hat, kostet in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 9 Gr.

[1] [156. Stück. Sonnabend, den 29. Dec.]

Ein
VADE MECVM
für den
Hrn. Sam. Gotth. Lange
Pastor in Laublingen

in

diesem Taschenformate ausgefertiget

von

Gotth. Ephr. Lessing.

Berlin. 1754.

[96 Seiten in 12°. Wieder abgedruckt im vierten Teil von Lessings vermischten (sämtlichen) Schriften (Berlin 1785), S. 161—247 im Anschluß an die „Briefe" von 1753. In der Überschrift fehlen 1785 die Worte] in diesem Taschenformate ausgefertiget [und] Berlin. 1754. [Dem folgenden Abdruck liegt die erste Ausgabe von 1754 zu Grunde; doch sind die wenigen Änderungen der späteren Ausgabe, fast durchweg Umbildungen veralteter Sprachformen, soweit sie von Lessing selbst herrühren dürften, in den Text aufgenommen.]

Mein Herr Pastor,

Ich weis nicht, ob ich es nöthig habe, mich viel zu entschuldigen, daß ich mich mit meiner Gegenantwort ohne Umschweif an Sie selbst wende. Zwar sollte ich, nach Maaßgebung Ihrer Politik, einem dritten damit beschwerlich fallen; wenigstens demjenigen Unbekannten, dem es gefallen hat, meine Critik über Ihren verdeutschten Horaz in dem Hamburgischen Correspondenten bekannter zu machen. Allein ich bin nun einmal so; was ich den Leuten zu sagen habe, sage ich ihnen unter die Augen, und wann sie auch darüber bersten müßten. Diese Gewohnheit, hat man mich versichert, soll so unrecht nicht seyn; ich will sie daher auch jezt beybehalten.

Um Ihnen, mein Herr Pastor, gleich Anfangs ein vorläufiges Compliment zu machen, muß ich Ihnen gestehen, daß es mir von Herzen leid ist, Ihrer in dem zweyten Theile meiner Schriften erwähnt zu haben. Zu meiner Entschuldigung muß ich Ihnen sagen, was mich dazu bewog. Sie standen, und stehen noch, in dem Rufe eines grossen Dichters, und zwar eines solchen, dem es am ersten unter uns gelungen sey, den öden Weg jenes alten Unsterblichen, des Horaz, zu finden, und ihn glücklich genug zu betreten. Da Sie also eine Uebersetzung Ihres Urbildes versprochen hatten, so vermuthete man mit Recht von Ihnen ein Muster, wie man den ganzen Geist dieses Odendichters in unsre Sprache einweben könne. Man hofte, Sie würden mit einer recht tiefen critischen Kenntniß seiner Sprache, einen untrüglichen Geschmack, und eine glücklich kühne Stärke des deutschen Ausdrucks verbinden. Ihre Uebersetzung erschien; und ich sage es noch einmal, daß ich sie in der Versicherung, unüberschwengliche Schönheiten zu finden, in die Hand genommen habe. Wie schändlich aber ward ich betrogen!

Ich wußte vor Verdruß nicht auf wen ich erzürnter seyn sollte, ob auf Sie, oder auf mich: auf Sie, daß Sie meine Erwartung so getäuscht hatten; oder auf mich, daß ich mir so viel von Ihnen versprochen hatte. Ich klagte in mehr als einem Briefe an meine Freunde darüber, und zum Unglücke behielt ich von einem, den ich ausdrücklich deswegen schrieb, die Abschrift. Diese fiel mir bey Herausgebung des zweyten Theils meiner Schriften wieder in die Hände, und nach einer kleinen Ueberlegung beschloß ich Gebrauch davon zu machen. Noch bis jezt, dachte ich bey mir selbst, hat niemand das Publicum für diese Mißgeburth gewarnet; man hat sie so gar angepriesen. Wer weis in wie viel Händen angehender Leser des Horaz sie schon ist; wer weis wie viele derselben sie schon betrogen hat? Soll Herr Lange glauben, daß er eine solche Quelle des Geschmacks mit seinem Kothe verunreinigen dürfe, ohne daß andre, welche so gut als er daraus schöpfen wollen, darüber murren? Will niemand mit der Sprache heraus? — — — Und kurz, mein Brief ward gedruckt. Bald darauf ward er in einem öffentlichen Blatte wieder abgedruckt; Sie bekommen ihn da zu lesen; Sie erzürnen sich; Sie wollen darauf antworten; Sie setzen sich und schreiben ein Paar Bogen voll; aber ein Paar Bogen, die so viel erbärmliches Zeug enthalten, daß ich mich wahrhaftig, von Grund des Herzens schäme, auf einen so elenden Gegner gestossen zu seyn.

Daß Sie dieses sind, will ich Ihnen, mein Herr Pastor, in dem ersten Theile meines Briefes erweisen. Der zweyte Theil aber soll Ihnen darthun, daß Sie noch ausser Ihrer Unwissenheit, eine sehr nichtswürdige Art zu denken verrathen haben, und mit einem Worte, daß Sie ein Verläumder sind. Den ersten Theil will ich wieder in zwey kleine absondern: Anfangs will ich zeigen, daß Sie die von mir getadelten Stellen nicht gerettet haben, und daß sie nicht zu retten sind; zweytens werde ich mir das Vergnügen machen, Ihnen mit einer Anzahl neuer Fehler aufzuwarten. — — Verzeihen Sie mir, daß ich in einem Briefe so ordentlich seyn muß!

Ein Glas frisches Brunnenwasser, die Wallung Ihres kochenden Geblüts ein wenig niederzuschlagen, wird Ihnen sehr dienlich seyn, ehe wir zur ersten Unterabtheilung schreiten. Noch eines Herr Pastor! — — Nun lassen Sie uns anfangen.

1. B. Od. 1.

Sublimi feriam sidera vertice.

Ich habe getadelt, daß *vertex* hier durch Nacken ist übersetzt worden. Es ist mit Fleiß geschehen, antworten Sie. So? Und also haben Sie mit Fleiß etwas abgeschmacktes gesagt? Doch lassen Sie uns Ihre Gründe betrachten. Erstlich entschuldigen Sie sich damit: Dacier habe auch gewußt, was *vertex* heisse, und habe es gleichwohl durch Stirne übersetzt. — Ist denn aber Stirn und Nacken einerley? Dacier verschönert einigermassen das Bild; Sie aber verhunzen es. Oder glauben Sie im Ernst, daß man mit dem Nacken in der Höhe an etwas anstossen kann, ohne ihn vorher gebrochen zu haben? Dacier über dieses mußte Stirne setzen, und wissen Sie warum? Ja, wenn es nicht schiene, als ob Sie von dem Französischen eben so wenig verstünden, als von dem Lateinischen, so traute ich es Ihnen zu. Lernen Sie also, Herr Pastor, was Ihnen in Laublingen freylich niemand lehren kann; daß die französische Sprache kein eignes Wort hat, der Lateiner *vertex* oder unser Scheitel auszudrücken. Wenn sie es ja ausdrücken will, so muß sie sagen: sommet de la tête. Wie aber würde dieses geklungen haben, wenn es Dacier in einer nachdrücklichen Uebersetzung eines Dichters hätte brauchen wollen? Daß meine Anmerkung ihren Grund habe, können Sie schon daraus sehen, weil er nicht einmal in der wörtlichen Uebersetzung, die er bey abweichenden Stellen unter den Text zu setzen gewohnt ist, das sommet de la tête hat brauchen können, sondern bloß und allein sagen muß: de ma tête glorieuse je fraperai les astres. Sind Sie nun in gleichem Falle? Ist Nacken etwa kürzer, oder nachdrücklicher, oder edler als Scheitel? — — Lassen Sie uns Ihre zweyte Ursache ansehen. Ich habe, sagen Sie, mehr nach dem Verstande, als nach den Worten übersetzt, — — (in der Vorrede sagen Sie gleich das Gegentheil) — — und habe meinem Horaze auf das genauste nachfolgen wollen. Sie setzen sehr witzig hinzu: ich sollte mir ihn nicht als ein Cartesianisches Teufelchen vorstellen, welches im Glase schnell aufwärts fährt, oben anstößt, und die Beine gerade herunter hangen läßt. Wen machen Sie denn damit lächerlich Herr Pastor? Mich nicht. Wenn Horaz nicht sagen will: Dann werde ich für[1] stolzer Freude

[1] vor [1785]

auffahren, und mit erhabnem Scheitel an die Sterne stossen; was sagt er denn? Wir sprechen in gemeinem Leben: für[1] Freuden mit dem Kopfe wider die Decke springen. Veredeln Sie diesen Ausdruck, so werden Sie den Horazischen haben. Eine proverbialische Hyperbel haben alle Ausleger darinne[2] erkannt, und Dacier selbst führt die Stelle des Theocritus:

Ἐς οὐρανον ἄμμιν ἀλευμαι

als eine ähnliche an. Hat sich dieser nun auch den Horaz als ein Glaßmännchen vorgestellt? Doch Sie finden ganz etwas anders in den streitigen Worten, und sehen hier den Dichter, wie er an dem Sternenhimmel schwebet und herab schauet — — O daß er doch auf Sie herab schauen, und sich wegen seiner Schönheiten mit Ihnen in ein Verständniß einlassen möchte! — — Ich soll mir ihn nicht als ein Cartesianisches Teufelchen einbilden, und Sie, Herr Pastor, = = Sie machen ihn zu einem Diebe am Galgen, oder wenigstens zu einem armen Terminusbilde, welches mit dem Nacken ein Gebälke tragen muß. Ich sage mit Bedacht tragen, weil ich jezo gleich auf einen Verdacht komme, der nicht unwahrscheinlich ist. Huy, daß Sie denken *feriam* heisse: ich will tragen; weil Sie sich erinnern von feram einmal ein gleiches gehört zu haben? Wenn das nicht ist, so können Sie unmöglich anders als im hitzigen Fieber auf den Nacken gekommen seyn.

1. B. Od. 2.

galeaeque leves

Sie sind ein poßierlicher Mann, mein Herr Gegner! Und also glauben Sie es noch nicht, daß levis, wenn die erste Sylbe lang ist, allezeit glatt oder blank heißt? Und also meinen Sie wirklich, daß es bloß auf meinen Befehl so heissen solle? Wahrhaftig Sie sind listig! Die Gebothe der Grammatik zu meinen Gebothen zu machen, damit Sie ihnen nicht folgen dürfen! Ein Streich, den ich bewundere! Doch, Scherz bey Seite; haben Sie denn niemals gehört, wie lēvis nach der Meinung grosser Stylisten eigentlich solle geschrieben werden? Haben Sie nie gehört, daß alle Diphthonge lang sind? Ich vermuthe, daß in Laublingen ein Schulmeister seyn wird, welcher auch ein Wort Latein zu verstehen denkt. Erkundigen Sie sich bey diesem, wenn ich Ihnen rathen darf. Sollte er aber eben so unwissend seyn, als Sie;

[1] vor [1765] [2] darinn]so regelmäßig 1785]

so will ich kommen und die Bauern aufhetzen, daß sie ihm Knall und Fall die Schippe geben. Ich weis auch schon, wen ich ihnen zum neuen Schulmeister vorschlagen will. Mich. Ihr Votum Herr Pastor habe ich schon. Nicht? Alsdann wollen wir wieder gute Freunde werden, und gemeinschaftlich Ihre Uebersetzung rechtschaffen durchackern. Vor der Hand aber können Sie, auf meine Gefahr, die leichten Helme immer in blanke verwandeln: Denn was Ihre Ausflucht anbelangt, von der weis ich nicht, wie ich bitter genug darüber spotten soll. — Horaz, sagen Sie, kehrt sich zuweilen nicht an das Syllbenmaaß, so wenig als an die Schönheit der Wortfügung. — — Kann man sich etwas seltsameres träumen lassen? Horaz muß Schnitzer machen, damit der Herr Pastor in Laublingen keine möge gemacht haben. Doch stille! es steht ein Beweis dabey. In der 19ten Ode des zweyten Buchs, soll Horaz noch einmal die erste Sylbe in levis lang gebraucht haben, ob es schon daselbst offenbar leicht heisse:

Disjecta non levi ruina.

— — Allein, wenn ich bitten darf, lassen Sie den Staub weg, den Sie uns in die Augen streuen wollen. Schämen Sie sich nicht, eine fehlerhafte Lesart sich zu Nutze zu machen? Es ist wahr, wie Sie den Vers anführen, würde ich bey nahe nicht wissen, was ich antworten sollte. Zum guten Glücke aber kan ich unsern Lesern sagen, daß die besten Kunstrichter für *levi* hier leni lesen, und daß man ihnen nothwendig beyfallen muß. Ich berufe mich deswegen von Herr Langen dem Uebersetzer, auf Herr Langen den Dichter. Dieser soll mir sagen, ob nicht *non levis ruina* ein nicht leichter Fall für den Horaz ein sehr gemeiner Ausdruck seyn würde? Und ob das Beywort *non lenis* ein nicht sanfter ihm nicht weit anständiger sey? Sie setzen mir die besten Handschriften entgegen. Welche haben Sie denn gesehen, mein Herr Pastor? War keine von denen darunter, von welchen Lambinus ausdrücklich sagt, *leni* habent aliquot libri manuscripti? Und wissen Sie denn nicht, daß auch in den allerbesten die Verwechslung des n in u. und umgekehrt, nicht selten ist? Ueberlegen Sie dieses, vielleicht sagen Sie endlich auch hier: als ich recht genau zu sahe, so fand ich, daß ich Unrecht hatte.

— — — Ich hatte hier die Feder schon abgesetzt, als ich mich besann, daß ich zum Ueberflusse Ihnen auch Autoritäten entgegen setzen

müsse. Bey einem Manne, wie Sie, pflegen diese immer am besten anzuschlagen. Hier haben Sie also einige, die mir nachzusehen die wenigste Mühe gekostet haben. Lambinus schreibt laeves. Mancinellus erklärt dieses Wort durch splendentes; Landinus durch politae und setzt mit ausdrücklichen Worten hinzu: leve cum prima syllaba correpta sine pondere significat: sin autem prima syllaba producta profertur significat *politum.* Beruht dieser Unterschied nun noch bloß auf meinem Befehle? Hermannus Figulus umschreibt die streitige Stelle also: qui horrendo militum concurrentium fremitu et formidabili armorum strepitu ac *fulgore* delectatur. Lassen Sie uns noch sehen, wie es Dacier übersetzt; er, der so oft Ihr Schild und Schutz seyn muß: qui n'aimés à voir que l'eclat de casques. In der Anmerkung leitet er levis von λεῖος her und erklärt es durch polies und luisantes. Habe ich nun noch nicht Recht? O zischt den Starrkopf aus!

1. B. Od. 11.

Vina liques.

Zerlaß den Wein. Ich habe diesen Ausdruck getadelt, und mein Tadel besteht noch. Mein ganzer Fehler ist, daß ich mich zu kurz ausgedruckt, und Sie, mein Herr Lange, für scharfsichtiger gehalten habe, als Sie sind. Sie bitten mich die Ruthe wegzulegen. Vielleicht, weil Sie zum voraus sehen, daß Sie sie hier am meisten verdienen würden. Ihre Antwort beruht auf vier Punkten; und bey allen vieren werde ich sie nöthig haben. Man wird es sehen.

1. Sie sagen, liquare heisse zerlassen und zerschmelzen; beydes aber sey nicht einerley. Beydes aber, sage ich, ist einerley, weil beydes in dem Hauptbegriffe flüßig machen liegt. Ein Fehler also! Der andere Fehler ist eine Boßheit, weil Sie wider alle Wahrscheinlichkeit meine Critik so aufgenommen haben, als ob ich verlangte, daß Sie vinum liquare durch den Wein schmeltzen hätten geben sollen. Sie fragen mich, ob es in den Worten des Plinius alvum liquare auch schmeltzen heisse? Ich aber thue die Gegenfrage: heißt es denn zerlassen? Die Hauptbedeutung ist flüßig, und folglich auch, klar machen; wie ich schon gesagt habe.

2. Nun wollen Sie, Herr Pastor, gar Scholiasten anführen, und zwar mit einem so frostigen Scherze, daß ich beynahe das kalte

Fieber darüber bekommen hätte. Den ersten Scholiasten nennen Sie: Acris. Acris? Die Ruthe her! Die Ruthe her! Er heißt Acron, kleiner Knabe! Laß doch du die Scholiasten zufrieden. — — Den andern nennen Sie, Herr Pastor, Landin. Landin? Da haben wirs! Merkts, ihr Quintaner, indem ich es dem Herrn Lange sage, daß man keinen Commentator aus dem 16ten Jahrhunderte einen Scholiasten nennen kann. Es wär eben so abgeschmackt, als wenn ich den Joachim Lange zu einem Kirchenvater machen wollte.

3. Ich weis es, Herr Pastor, daß bey liquefacere in dem Wörterbuche zerlassen steht. Es ist aber hier von liquare und nicht liquefacere die Rede. Doch, wenn Sie es auch bey jenem gefunden haben, so merken Sie sich, daß nur unverständige Anfänger ohne Unterscheid nach dem Wörterbuche übersetzen. Bey vertex hätten Sie dieses thun sollen, und nicht hier; hier wo es, wenn Sie anders deutsch reden wollten, durchaus nicht anging.

4. Gut; Sanadon soll Recht haben; vinum liquare soll den Wein filtriren, oder ihn durchsäugen heissen; ob gleich noch etwas mehr dazu gehört. Ich weis es, daß es dieses heißt, zwar nicht aus dem Sanadon, sondern aus dem Columella und Plinius, von welchem letztern Sie, mein Herr Lange, nichts mehr zu wissen scheinen, als was alvum liquare heißt. Eine Belesenheit, die einen Apotheckerjungen neidisch machen mag! — — Doch worauf ging denn nun meine Critik? Darauf, daß kein Deutscher bey dem Worte zerlassen auf eine Art von Filtriren denken wird, und daß ein jeder, dem ich sage, ich habe den Wein zerlassen, glauben muß, er sey vorher gefrohren gewesen. Haben Sie dieses auch gemeint, Herr Pastor? Beynahe wollte ich das juramentum credulitatis darauf ablegen! Denn was Sie verdächtig macht ist dieses, daß die Ode, in welcher die streitige Stelle vorkommt, augenscheinlich zur Winterszeit muß seyn gemacht worden. Diesen Umstand haben Sie in Gedanken gehabt, und vielleicht geglaubt, daß Italien an Lappland grenzt, wo wohl gar der Brandewein gefrührt. — — In der Geographie sind Sie ohnedem gut bewandert, wie wir unten sehen werden. — — Sie lassen also den Horaz der Leuconoe befehlen, ein Stück aus dem Fasse auszuhauen, und es an dem Feuer wieder flüßig zu machen. So habe ich mir Ihren Irrthum gleich Anfangs vorgestellt, und in der Eil wollte mir keine andre Stelle

aus einem Alten, als aus dem Martial, beyfallen, die Sie ein wenig aus dem Traume brächte. Was sagen Sie nun? Kann ich die Ruthe weglegen? Oder werden Sie nicht vielmehr mit Ihrem Dichter beten müssen:

— — — neque
Per nostrum patimur scelus
Iracunda Jovem ponere fulmina.

Zwar, das möchte zu erhaben seyn; beten Sie also nur lieber Ihr eignes Verschen.

O wie verfolgt das Glück die Frommen!
Hier bin ich garstig weggekommen.

— — Bey Gelegenheit sagen Sie mir doch, auf welcher Seite Ihrer Horazischen Oden stehen diese Zeilen? Sie machen Ihnen Ehre!

2. B. Od. 1.

Gravesque principum amicitiae.

Was soll ich von Ihnen denken, Herr Pastor? Wenn ich Ihnen zeige, daß Sie der einzige weise Sterbliche sind, der hier unter *graves* etwas anders als schädlich verstehen will, was werden Sie alsdenn sagen? Lassen Sie uns von den französischen Uebersetzern anfangen; sie sind ohnedem, wie ich nunmehr wohl sehe, Ihr einziger Stecken und Stab gewesen. Ich habe aber deren nicht mehr als zwey bey der Hand; den Dacier und den Batteux. Jener sagt vous nous decouvrés le secret des funestes ligues des Princes: dieser sagt fast mit eben diesen Worten: les ligues funestes des Grands. — — Betrachten Sie nunmehr alte und neue Commentatores. Acron setzt für graves, perniciosas aut infidas; Mancinellus erklärt es durch noxias. Hermannus Figulus setzt zu dieser Stelle: puta societatem Crassi, Pompeji et Caesaris; qua orbis imperium occuparunt. afflixerunt atque perdiderunt. Chabotius fügt hinzu: amicitiae Principum istorum fictae et simulatae erant. ideo et ipsis inter se et pop. Roman. *perniciosae* fuerunt. Rodellius endlich in seiner für den Dauphin gemachten Umschreibung giebt es durch perniciosas procerum coitiones — — Sagen Sie mir, ist es nun noch bloß Lessingisch? Sie erweisen einem jungen Kritiker,[1] wie Sie ihn zu nennen pflegen, allzuviel Ehre, die Erklärungen so verdienstvoller Männer nach ihm zu benennen. Lassen Sie sich noch von ihm sagen,

[1] Critico, [1754]

daß Horaz hier ohne Zweifel auf einen Ausspruch des jüngern Cato zielet, nach welchem er behauptet: non ex inimicitiis Caesaris atque Pompeji sed ex ipsorum et Crassi societate amica omnia Reipubl. profecta esse mala — — Ich bin des Aufschlagens müde; wann Sie aber mehr Zeit dazu haben als ich, so fordre ich Sie hiermit auf, mir denjenigen Ausleger zu nennen, welcher auf Ihrer Seite ist. Ihre Entschuldigung von der Bescheidenheit des Horaz ist eine Grille, weil der Dichter nicht das zweyte sondern das erste Triumvirat will verstanden wissen. Daß gravis eigentlich schwer heisse, brauche ich von Ihnen nicht zu lernen und ich würde es sehr wohl zufrieden gewesen seyn, wenn Sie schwer gesetzt hätten. Allein Sie setzen wichtig und das ist abgeschmackt. Bey schweren Bündnüssen hätte man wenigstens noch so viel denken können, daß sie der Republick schwer gefallen wären; bey Ihrem Beyworte hingegen, läßt sich ganz und gar nichts denken. Ueberhaupt muß Ihnen das *gravis* ein sehr unbekanntes Wort gewesen seyn, weil Sie es an einem andern Orte gleichfalls falsch übersetzen. Ich meine die zweyte Ode des ersten Buchs, wo Sie *graves Persae* durch harte Perser geben. Diese Uebersetzung ist ganz wider den Sprachgebrauch, nach welchem die Perser eher ein weichliches als ein hartes Volk waren. In eben dieser Ode sagt Horaz *grave seculum Pyrrhae* welches Sie ein klein wenig besser durch der Pyrrha betrübte Zeit ausdrücken. Was erhellet aber aus angeführten Orten deutlicher als dieses, daß es dem Dichter etwas sehr gemeines sey, mit dem Worte *gravis* den Begrif, schädlich, schreklich, fürchterlich zu verbinden? Ohne Zweifel glauben Sie dem Dacier mehr als mir; hören Sie also was er sagt, und schämen Sie sich auch hier Ihres Starrkopfs: il apelle les Perses *graves*, c'est à dire terribles, redoutables, à cause du mal qu'ils avoient fait aux Romains, comme il a deja apellé le siecle de Pyrrha, *grave*, par la même raison. An einem andern Orte sagt eben dieser Ausleger, daß gravis so viel als horribilis wäre; ein Beywort welches Horaz den Medern, so wie jenes den Persern giebt.

2. B. Od. 4.

Cujus octavum trepidavit aetas
Claudere lustrum.

Hier weis ich nicht, wo ich zuerst anfangen soll, Ihnen alle Ihre

Ungereimtheiten vorzuzählen. Sie wollen mir beweisen, daß trepidare an mehr als einer Stelle, zittern heisse, und verlangen von mir, ich solle Ihnen die Ausgabe des Cellarius angeben, in welcher eilen stehe. Sagen Sie mir, Herr Pastor, führen Sie sich hier nicht als einen tückischen Schulknaben auf? Als einen Schulknaben, daß Sie verlangen, Ihnen aus dem Cellarius mehr zu beweisen, als darinne stehen kann; als einen tückischen, daß Sie meine Worte verdrehen, als ob ich gesagt hätte, daß trepidare überall eilen heisse. Sehen Sie doch meinen Brief nach: wie habe ich geschrieben? Trepidare, sind meine Worte, kann hier nicht zittern heissen; es heißt nichts als eilen. Verstehen Sie denn nicht, was ich mit dem hier sagen will? Ein Quintaner weis es ja schon, wenn er dieses Wörtchen lateinisch durch h. l. ausgedrückt findet, daß eine nicht allzugemeine Bedeutung damit angemerkt werde. Doch was predige ich Ihnen viel vor? Sie müssen mit der Nase darauf gestossen seyn. Nun wohl! Erst will ich Ihnen zeigen, daß trepidare gar oft, auch bey andern Schriftstellern eilen heisse; und zum andern, daß es hier nichts anders heisse. Schlagen Sie also bey dem Virgil das neunte Buch der Aeneis nach; wie heißt der 114 Vers?

Ne trepidate meas, Teucri, defendere naves.

Was heißt es nun hier? Eilen. Haben Sie den Julius Cäsar gelesen? haben Sie nicht darinne gefunden, daß dieser trepidare und concursare mit einander verbindet? Was muß es da heissen? Eilen. Drey Zeugen sind unwidersprechlich. Schlagen Sie also noch in dem Livius nach, so werden Sie, wo ich nicht irre, in dem 23ten Buche finden: cum in sua quisque ministeria discursu trepidat. Trepidare kann also eilen heissen, und heißt auch nichts anders in der streitigen Stelle des Horaz. Alle Ausleger, so viel ich deren bey der Hand habe, sind auf meiner Seite. Acron erklärt es durch festinavit: Landinus durch properavit. Chabotius setzt hinzu verbum est celeritatis: Lambinus fügt bey: usus est verbo ad significandum celerrimum aetatis nostrae cursum aptissimo. Noch einen kan ich anführen, den Jodocus Badius, welcher sich mit dem Scholiasten des Worts festinavit bedienet. Wollen Sie einen neuern Zeugen haben, so wird Ihnen vielleicht Dacier anstatt aller seyn können. Sie scheinen seine Uebersetzung nur immer da gebraucht zu haben, wo sie zweifelhaft ist. Hätten Sie doch auch hier nachgesehen, so würden Sie gefunden haben,

daß er es vollkommen nach meinem Sinne giebt: un homme dont l'age s'est haté d'accomplir le huitieme lustre — — Hier könnte ich abbrechen und meine Critik wäre erwiesen genug, wenn ich nicht noch auf Ihre seltsame Entschuldigungen etwas antworten müßte. Ich hatte gesagt, es müsse deswegen hier eilen heissen, weil man in dem 40ten Jahre schwerlich schon zittere. Hierauf aber antworten Sie ganz eifrig: Was? ist das so etwas seltsames, daß ein Trinker, wie Horaz, der auch nicht keusch lebte, im 40ten Jahre zittert? — — Mit Ihrer Erlaubniß, Herr Pastor, das ist nicht Ihr Ernst. Oben lachte ich schon über Sie, daß Sie, sich zu entschuldigen, den Horaz zu einem Dichter machen, welcher sich weder um das Sylbenmaß, noch um die Wortfügung bekümmert. Was soll ich nun hier thun, hier, wo Sie ihn, sich zu retten, gar zu einem Trunkenbolde und Hurer machen, welcher in seinem vierzigsten Jahre die Sünden seiner Jugend büssen muß? Wann Sie von dem guten Manne so schlecht denken, so ist es kein Wunder, daß er Sie mit seinem Geiste verlassen hat. Daß dieses wirklich müsse geschehen seyn, zeigen Sie gleich einige Zeilen darauf, indem Sie auf eine recht kindische Art fragen: Was denn das eilen hier sagen könne? Ob Horaz schneller 40 Jahr alt geworden, als es von Rechts wegen hätte seyn sollen? Ob sein achtes Lustrum weniger Wochen gehabt, als das siebende? Wahrhafte Fragen eines Mannes, bey dem die gesunde Vernunft Abschied nehmen will! Sind Sie, Herr Pastor, in der That noch eben der, welcher in seinen Horazischen Oden so vielen leblosen Dingen Geist und Leben gegeben, so manchem nothwendigen Erfolge Vorsatz und Absicht zugeschrieben, so manchen Schein für das Wesen genommen, kurz alle poetische Farben so glücklich angebracht hat? Wie kann Sie jezt ein Ausdruck befremden, der wenn er auch uneigentlich ist, doch unmöglich gemeiner seyn kann? Das Jahr eilt zu Ende; die Zeit eilt herbey; sind Redensarten, die der gemeinste Mann im Munde führet. Aber wohin verfällt man nicht, wenn man sich, in den Tag hinein, ohne Ueberlegung vertheidigen will! Die Rechthaberey bringt Sie so gar so weit, daß Sie sich selbst an einem andern Orte eines Fehlers beschuldigen, um Ihren Fehler nur hier gegen mich zu retten. Was ich tadle muß recht seyn, und was ich lobe muß falsch seyn. Ich hatte nehmlich Ihre eigene Uebersetzung der Stelle:

Sed vides quanto trepidet tumultu
Pronus Orion

wider Sie angeführt, wo Sie das trepidare schlecht weg durch eilen übersetzt haben. Allein Sie wollen lieber das Zittern weggelassen haben, als mir Recht geben. Pronus trepidat, sagen Sie, heißt: er eilt zitternd hinunter. Ich habe das Wort pronus — — (Hier mag ich mich in Acht nehmen, daß ich für[1] Lachen nicht einen Kleks mache) — — durch eilen ausgedrückt, das Zittern habe ich weggelassen, weil ich zu schwach war das schöne Bild vollkommen nachzumahlen. Und also haben Sie in der That pronus durch eilen ausgedrückt? Ich denke dieses heißt hier zum Untergange? Sagen Sie es nicht selbst?

Doch siehst[2] du nicht mit was vor Brausen Orion
Zum Untergang eilet.[3]

Wahrhaftig Sie müssen jezt Ihre Augen nicht bey sich gehabt haben; oder Ihre Uebersetzung hat ein anderer gemacht. Sie wissen ja nicht einmal was die Worte heissen, und wollen das durch eilen gegeben haben, was doch wirklich durch zum Untergange gegeben ist. — — Ich will nur weiter gehen, weil es lächerlich seyn würde, über einen Gegner, der sich im Staube so herum winden muß, zu jauchzen.

2. B. Od. 5.

Nondum munia comparis
Aequare (valet.)

Dieses hatten Sie, mein Herr Pastor, durch: sie ist noch der Huld des Gatten nicht gewachsen, übersezt. Ich tadelte daran, theils daß Sie hier ganz an der unrechten Stelle, allzu edle Worte gebraucht, theils daß Sie den Sinn verfehlt hätten. Auf das erste antworten Sie: Horaz brauche selbst edle Worte, welches auch Dacier erkannt habe. Allein verzeihen Sie mir, Horaz braucht nicht edle sondern ehrbare Worte, und wenn Dacier sich erkläret c'est un mot honête, so kann nur einer welcher gar kein Französisch kan, wie Sie hinzusetzen: merks ein edel Wort! Merks selber: honête heißt nicht edel sondern ehrbar. Ich habe Ihnen nicht verwehren wollen ehrbare Worte von Thieren zu brauchen; wohl aber edle. Jene haben schon Chabotius, und andre, in der Stelle des Horaz

[1] vor [1785]   [2] siehest [Originalausgabe der Übersetzung Langes]   [3] eilt. [Lange]

erkannt, ob dieſer gleich hinzu ſetzt: non minus esse in his verbis translatis obscoenitatis, quam si res fuisset propriis enunciata, aut rigido pene, aut mutone. etc. Dieſe aber finde ich nicht, weil Horaz ein viel zu guter Dichter war, als daß er nicht alle ſeine Ausdrücke nach der Metapher, in der er war, hätte abmeſſen ſollen. Oder glauben Sie wirklich, daß munia und Huld, von gleichem Werthe ſind? Ueberlegen Sie denn nicht, daß Huld ein Wort iſt, welches von dem Höhern gegen den Niedrigern, ja gar von GOtt gebraucht wird, das Unbegreifliche in ſeiner Liebe gegen den Menſchen auszudrücken? Doch genug hiervon; laſſen Sie uns meinen zweyten Tadel näher betrachten, welcher die Ueberſetzung ſelbſt angeht. Die ganze Strophe bey dem Horaz iſt dieſe:

Nondum subacta ferre jugum valet
Cervice: nondum munia comparis
Aequare, nec tauri ruentis
In Venerem tolerare pondus.

Ich würde es ungefehr ſo ausdrücken: Noch taugt ſie nicht mit gebändigtem Nacken das Joch zu tragen; noch taugt ſie nicht die Dienſte ihres Nebengeſpanns zu erwiedern, und die Laſt des zu ihrem Genuſſe ſich auf ſie ſtürzenden Stiers zu erhalten. Sie aber, der Sie noch den Nachdruck des Syllbenmaſſes voraus haben, laſſen den Dichter ſagen:

Sie kann noch nicht mit dem gebeugten Nacken
Das Joch ertragen, ſie iſt noch
Der Huld des Gatten nicht gewachſen,
Sie trägt noch nicht die Laſt des brünſtigen[1] Stiers.

Hier nun habe ich getadelt, und tadle noch, daß Sie bey dem zweyten Gliede, nondum munia comparis aequare valet, ohne Noth und zum Nachtheile Ihres Originals von den Worten abgegangen ſind. Ich ſage zum Nachtheile, weil Horaz dadurch ein Schwätzer wird, und einerley zweymal ſagt. Der Huld des Gatten nicht gewachſen ſeyn, und die Laſt des brünſtigen Stiers nicht tragen können, ſind hier Tavtologien, die man kaum einem Ovid vergeben würde. Sie fallen aber völlig weg, ſo wie ich den Sinn des Dichters ausdrücke; ob Sie gleich ganz ohne Ueberlegung vorgeben, daß ich alsdann das zweyte

[1] brünſtgen [Lange]

Glied zu einer unnöthigen Wiederhohlung des ersten mache. Da, das Joch noch nicht tragen können, ohne Zweifel weniger ist, als die Dienste des Nebengespanns noch nicht erwiedern können; so steigen bey mir die Ideen, nach dem Geiste des Horaz, vollkommen schön. Muß man dieses noch einem Manne deutlich machen, der auf dem Lande in der Nachbarschaft solcher Gleichnisse lebt? Vergebens stellen Sie mir hier einige Ausleger entgegen, welche unter munia die Beywohnung verstehen. Diese Männer wollen weiter nichts sagen, als was es bey Anwendung der ganzen Metapher auf ein unreifes Mägdchen[1] heissen könne. Sie fangen schon bey *jugum* an, die Einkleidungen wegzunehmen, und kein ander *jugum* darunter zu verstehen, als das bey dem Plautus, wo Palinurus fragt: jamne ea fert jugum? und worauf Phädromus antwortet: pudica est neque dum cubitat cum viris. Wann Sie ihnen, Herr Pastor, dort gefolgt sind, warum auch nicht hier? Warum haben Sie nicht gleich gesagt: sie kann noch nicht besprungen werden? Es würde zu Ihrem: sie ist der Huld des Gatten noch nicht gewachsen, vollkommen gepaßt haben. — — Doch ich will mich hier nicht länger aufhalten; ich will bloß noch ein Paar Zeugnisse für mich anführen, und Sie laufen lassen. Erasmus sagt: Metaphora ducta a juvenca, cui nondum suppetunt vires ut in ducendo aratro pares operis vires sustineat. Cruquius setzt hinzu: quae nondum est jugalis, quae non aequo et pari labore concordiaque cum suo pari, id est marito, jugum et munia molestiasque tractat familiares. Lubinus erklärt die streitige Stelle: nondum munia, *onera et labores*, una cum compare suo *(cum quo jugo juncta incedit)* pari robore ferre et ex aequo praestare valet. Alle diese werden es auch gewußt haben, was man unter munia verstehen könne, wenn man es nach dem sensu nupto nehmen wolle; sie haben aber gesehen, daß man es hier nicht verstehen müsse, und dieses, Herr Pastor, hätten Sie auch sehen sollen.

2. B. Od. 12.

Dum flagrantia detorquet ad oscula
Cervicem.

Auch hier wollen Sie noch streiten? Ihr den Hals den heissen Küssen entziehen soll also nicht das Gegentheil von dem

[1] Mädchen [1785]

seyn, was Horaz sagen will? Ich bitte Sie, betrachten Sie doch die Stelle mit kaltem Blute, wann Sie es fähig sind, noch einmal.

Dum flagrantia detorquet ad oscula
Cervicem, aut facili saevitia negat
Quae poscente magis gaudeat eripi etc.

Finden Sie, der Sie sonst ein Mann von Geschmack sind, denn nicht, daß Horaz hier durch das aut einen kleinen Gegensatz macht? Jetzt, will er sagen, dreht sie den Hals schmachtend den heissen Küssen entgegen; jetzt versagt sie das mit verstellter Grausamkeit, was sie sich doch nur allzugern rauben läßt. — — Doch Sie wollen keine Gründe annehmen; Sie wollen alles nur durch Zeugnisse berühmter Ausleger beygelegt wissen. Auch mit diesen könnte ich Sie überschütten, wenn mich die Mühe des Abschreibens nicht verdrösse. Ich muß Ihnen aber sagen, daß sie alle auf meiner Seite sind, nur die zwey nicht, welche Sie anführen. Und wer sind die? Den einen nennen Sie Acrisius und den andern Porphyr. Was ist das für ein Mann, Acrisius? — — Endlich werde ich Erbarmung mit Ihnen haben müssen, Herr Pastor. Sie wollen abermals Acron sagen. Ich hätte Ihr obiges Acris gerne für einen Druckfehler gehalten, wann mir nicht diese noch falschere Wiederholung so gelinde zu seyn verwehrte. Wissen Sie denn aber, mein lieber Herr Gegner, warum die beyden Scholiasten Acron und Porphyrio auf Ihrer und nicht auf meiner Seite sind? Deßwegen, weil sie, wie es aus der Anmerkung des erstern offenbar erhellt, eine andre Lesart gehabt, und anstatt detorquet ad oscula, detorquet ab osculis gefunden haben. Haben Sie denn auch diese Lesart? Sie haben sie nicht, und sind ihr auch nicht gefolgt, weil Sie es sonst in Ihrer Antwort würden erinnert haben. Die Anmerkung die Dacier zu dieser Stelle macht ist sehr gründlich; und nur Ihnen scheinet sie nicht hinlänglich. Aber warum denn nicht? Etwa weil sie Ihnen widerspricht? Oder haben Sie sie nicht verstanden? Das kann seyn, ich will also ein Werk der Barmherzigkeit thun und sie Ihnen übersetzen, weil sie ohnedem die beste Rechtfertigung meiner Critik seyn wird. „Es läßt sich, sagt er, nichts galanters und nichts besser ausgedrücktes, „als diese vier Verse, erdenken. Den ersten aber hat man nicht wohl „verstanden, weil die Ausleger geglaubt, Horaz wolle sagen, daß Licinia

„ihren Mund den Küssen des Mäcenas entziehen wolle; allein sie haben „nicht überlegt, daß er, wenn dieses wäre, nothwendig hätte sagen „müssen detorquet ab osculo und nicht, ad osculum. Horaz sagt also, „daß Mäcen von Liebe gleich stark entflammt sey, Licinia möge nun „mit ihrem Munde seinen Küssen begegnen wollen, oder auch auf eine „nicht abschreckende Art seiner Liebe wiederstehen. Detorquet cervicem „ad oscula sagt man von einem Mägdchen, das, indem es thut als „ob es den Küssen ausweichen wolle, seinen Hals so zu wenden weis, „daß ihr Mund mit dem Munde ihres Geliebten zusammen kömmt. „Man wird gestehen, daß diese Erklärung gegenwärtiger Stelle eine „ganz andre Wendung giebt." — — Ich bin hier mit dem Dacier vollkommen zufrieden, nur daß er mir ein wenig zu stolz thut, gleich als ob dieser Einfall bloß aus seinem Gehirne gekommen sey, da ihn doch alle gehabt haben, und nothwendig haben müssen, welche ad oscula[1] lesen. So gar der Paraphrast Lubinus sagt: dum roseam suam cervicem ad oscula tua, *ut tibi gratificetur*, *inclinat* et detorquet.

3. B. Ode 21.

Nun komm ich auf einen Punkt, der Ihnen, Herr Pastor, Gelegenheit gegeben hat, eine wahrhafte Bettelgelehrsamkeit zu verrathen. Ich habe in dieser Ode getadelt, daß Sie prisci Catonis durch Priscus Cato übersetzt haben. Ich habe dazu gesetzt, daß man sich diese Ungereimtheit kaum einbilden könne, und endlich die Frage beygefügt, welcher von den Catonen Priscus geheissen habe? Erstlich also muß ich Ihnen zeigen, daß Sie Ihrer Rechtfertigung ungeachtet dennoch falsch übersetzt haben; und hernach muß ich selbst meine eigene Frage rechtfertigen. Doch ich will das letztere zuerst thun, weil ich alsdann etwas kürzer seyn kann. Welcher von den[2] Catonen hat Priscus geheissen? Wider diese Frage führen Sie mir, grundgelehrter Herr Pastor, das Zeugniß des Dacier, und des Mancinelli an, welche beyde sagen, daß der ältere Cato Priscus geheissen habe. Ey! Dacier und Mancinelli! Mancinelli und Dacier! Sind das die Leute, mit welchen man etwas Streitiges aus den Alterthümern beweiset? Keine bessern wissen Sie nicht? Wahrhafte Bettelgelehrsam-

[1] ab osculis [1754 und 1785; augenscheinlich ein Schreibfehler, vielleicht auch zu verbessern in] nicht ab osculis [2] denen [1754]

keit, um es noch einmal zu wiederhohlen! Wann ich nun behauptete, Dacier habe den Mancinelli ausgeschrieben, und Mancinelli rede ohne Beweis; was würden Sie wohl thun? Sie würden diese Ihre Fontes noch einmal zu Rathe ziehen; Sie würden sehen, ob sie keine andre Fontes anführen. Allein sie führen keine an; was nun zu thun? Das weis GOtt! Doch, Herr Pastor, ich will Sie in diese Verlegenheit nicht setzen. Was hätte ich davon mit etwas zurückzuhalten, welches im geringsten nicht wider mich ist. Lernen Sie also von mir, was ich weder von dem Mancinelli noch dem Dacier habe lernen dürfen, daß diese Ihre beyden Helden ohne Zweifel auf eine Stelle des Plutarchs in dem Leben des ältern Cato zielen. *Εκα–λειτο δε*, heißt es auf meiner 336 Seite der Wechelschen Ausgabe, *τῳ τριτῳ των ὀνοματων προτερον ὀυ Κατων ἀλλα Πρισκος, ὑϛερον δε τον Κατωνα της δυναμεως ἐπωνυμον ἐσχε. Ρωμαιοι γαρ τον ἐμπειρον Κατωνα ονομαζουσιν.* Wann es Ihnen, mein lieber Herr Pastor, mit dem Griechischen etwa so gehet, wie mit den algebraischen Aufgaben, die zu verstehen, nach der 4ten Seite Ihres Schreibens, es sehr viel kosten soll, so schlagen Sie die Uebersetzung des Herrn Kinds, die 520 Seite des 3ten Theiles auf, wo Sie folgendes finden werden: „im Anfange hieß sein dritter Name Priscus, „und nicht Cato, welchen man ihm wegen seiner Klugheit beylegte, weil „die Römer einen klugen und erfahrnen Mann Cato hiessen.[1]“ — Ey, mein Herr Lange! Mache ich Ihnen hier nicht eine entsetzliche Freude! Ich gebe Ihnen den Dolch selbst in die Hand, womit Sie mich ermorden sollen. Nicht? Ehe Sie aber zu stossen, bitte ich, so sehen Sie die griechische Stelle noch einmal an. Liegen folgende Sätze nicht deutlich darinnen?[2] Der ältere Cato hat niemals mehr als drey Namen gehabt; er hieß Priscus bis er anfieng Cato zu heissen: so bald er Cato hieß, verlohr er den Namen Priscus; und nie hat er zusammen Priscus Cato geheissen, welches vier Namen ausmachen würde, die er nach dem Zeugnisse Plutarchs nie geführt hat. Wann ich also gefragt habe: welcher von den Catonen Priscus genennet worden; so hat nur Herr Pastor Lange, der seinen Gegner für so unwissend hält, als er selbst ist, glauben können, als ob ich so viel fragen wolle, welcher von den Catonen, ehe er Cato geheissen, den

[1] heissen [Kind]   [2] darinne [1785]

Namen Priscus geführt habe? Was würde dieses zu der Stelle des Horaz helfen, wo nicht von einem Manne geredet wird, der zu verschiednen Zeiten, erst Priscus und hernach Cato geheissen, sondern von einem, welcher beyde Namen zugleich, wie Herr Lange will, geführet haben soll? Meine Frage scheinet durch die Auslassung eines einzigen Worts ein wenig unbestimmt geworden zu seyn. Ich hätte nehmlich, um auch den Verdrehungen keine Blösse zu geben, mich so ausdrücken sollen: Welcher von den Catonen hat denn Priscus Cato geheissen? Auf diese Frage nun ist unmöglich anders zu antworten als: keiner. Mancinelli und Dacier selbst unterscheiden die Zeiten, und sagen nicht, daß er Priscus Cato zugleich geheissen habe. Sie begehen folglich einen Schnitzer, wann Sie nach Ihrer Art recht witzig seyn wollen, und im Tone der alten Weiber sagen: es war einmal ein Mann, der hieß Priscus, und bekam den Zunamen Cato. Nein, mein altes Mütterchen, das ist falsch; so muß es heissen: es war einmal ein Mann, dessen Zuname Priscus durch einen andern Zunamen, Cato, verdrungen ward. — — Doch lassen Sie uns weiter gehen. — — Da es also historisch unrichtig ist, daß jemals ein Priscus Cato in der Welt gewesen ist, so könnte es, wird man mir einwenden, gleichwohl dem Dichter erlaubt seyn, diese zwey Namen zusammen zu bringen. Gut! und das ist der zweyte Punkt, auf den ich antworten muß; ich muß nehmlich zeigen, daß Horaz hier gar nicht Willens gewesen ist, eine Probe seiner Kenntniß der Catonischen Familiengeschichte zu geben, und daß ein Herr Lange, der dieses glaubt, ihn gelehrter macht, als er seyn will. Dieses zu thun will ich, um mir bey Ihnen ein Ansehen zu machen, alte und neue Ausleger anführen, und zugleich die Gründe untersuchen, welche sie etwa mögen bewogen haben, so wie ich zu denken. Ueberhaupt muß ich Ihnen sagen, daß ich unter mehr als dreyßig beträchtlichen Ausgaben keine einzige finde, die das priscus mit einem grossen P. schreibet, welches doch nothwendig seyn müßte, wenn ihre Besorger es für einen Zunahmen angesehen hätten. Nennen Sie mir doch, Wunders halber, diejenige die in diesem Punkte so etwas besonders hat. Ihr eigner Text, welchem es sonst an dem Besondern, wenigstens in Ansehung der Fehler, nicht mangelt, hat die gemeine Schreibart beybehalten; so daß ich schon entschuldiget genug wäre, wann ich sagte, ich habe Sie

beurtheilt, so wie ich Sie gefunden. Denn weswegen läßt ein Uebersetzer sonst sein Original an die Seite drucken, wenn er es nicht deswegen thut, damit man sehen soll, was für einer Lesart, was für einer Interpunction er gefolgt sey? Geschieht es nur darum, damit das Buch einige Bogen stärker werde? Umsonst sagen Sie: es sey mit Fleis geschehen, und die Ursache gehöre nicht hieher. Sie gehört hierher, Herr Pastor, und nicht sie, sondern Ihr unzeitiges Siegsgeschrey hätten Sie weglassen sollen — — Lassen Sie sich nun weiter lehren, daß alle Ausleger bey dieser Stelle sich in zwey Klassen abtheilen. Die einen verstehen den ältern Cato, den Sittenrichter, darunter; die andern den jüngern, welchen sein Tod berühmter als alles andre gemacht hat. Jene, worunter Acron, Badius, Glareanus, Lubinus und wie sie alle heissen, gehören, erklären das prisci durch antiquioris oder veteris. und lassen sich es nicht in den Sinn kommen, das Vorgeben des Plutarchs hierher zu ziehen, ob es ihnen gleich, ohne Zweifel, so wenig unbekannt gewesen ist, als mir. Diese, welche sich besonders darauf berufen, daß man den Sittenrichter wohl wegen der aller ausserordentlichsten Mäßigung gelobt, nirgends aber wegen des übermäßigen Trunks getadelt finde; da man hingegen von seinem Enkel an mehr als einem Orte lese, daß er ganze Nächte bey dem Weine gesessen und ganze Tage bey dem Bretspiele zugebracht habe: diese, sage ich, Lambinus, Chabotius &c. verstehen unter *priscus* einen solchen welcher seinen Sitten nach aus der alten Welt ist, und nehmen es für severus an. Einer von ihnen, Landinus, scheinet so gar eine andre Lesart gehabt und an statt prisci prisca, welches alsdenn mit virtus zu verbinden wäre, gefunden zu haben. Er setzt hinzu: *prisca virtus*, quae talis fuit qualis olim in priscis hominibus esse consuevit. Ich gestehe, daß mir diese Abweichung ungemein gefallen würde, wann sie nicht offenbar wider das Syllbenmaß wäre. — — Doch was suche ich Ihre Widerlegung so weit? Ihre zwey Wehrmänner, Mancinellus und Dacier sind Ihnen ja selbst zuwider; und wenn es nicht jedem Leser in die Augen fällt, so kömmt es nur daher, weil Sie ihre Zeugnisse minder vollständig angeführet haben. Ich will diesen kleinen Betrug entdecken. Bey dem Dacier hätten Sie nicht bloß einen Theil der Anmerkung, sondern auch die Uebersetzung selbst, beyfügen sollen. Doch das war Ihnen un-

gelegen, weil diese ausdrücklich für mich ist. Wann Dacier fest geglaubt hat, daß priscus den erstern Zunamen des Cato bedeute, so sagen Sie mir doch, warum giebt er es gleichwohl durch la vertu du *vieux* Caton? Scheint er dadurch nicht erkannt zu haben, daß seine Anmerkung, so gelehrt sie auch sey, dennoch nicht hierher gehöre? Was vollends den Mancinelli anbelangt, so hätten Sie nur noch einen Perioden mehr hinzusetzen dürfen, um sich lächerlich zu machen. Sagt er denn nicht ausdrücklich: poeta abusus est nomine, man muß den jüngern Cato und nicht den Sittenrichter verstehen? Oder meinen Sie etwa, daß der Widerpart des Cäsars auch Priscus einmal geheissen habe? Wenn Sie dem Mancinelli ein Factum glauben, warum auch nicht das andere? — — Doch ich will mich nicht länger bey Zeugnissen der Ausleger aufhalten, sondern will nur noch durch den Parallelismum, die wahre Bedeutung des priscus unwidersprechlich bestimmen. Ich finde zwey Stellen bey dem Horaz, von welchen ich mich wundre, daß sie kein einziger von den Auslegern, die ich habe zu Rathe ziehen können, angeführet hat. Sie entscheiden alles. Die erste stehet in dem 19 Briefe des ersten Buchs. Horaz versichert gleich Anfangs den Mäcenas, daß keine Gedichte lange leben könnten, welche von Wassertrinckern geschrieben würden; er macht diese Wahrheit zu einem Ausspruche des Cratinus und sagt:

Prisco si credis, Maecenas docte, Cratino.

Prisco Cratino. Ey, Herr Pastor; Sie sehen, es ist hier auch vom Weintrincken, wie in unsrer streitigen Stelle, die Rede; sollte wohl Cratinus auch einmal mit dem Zunahmen Priscus geheissen haben? Schlagen Sie doch geschwind den Dacier oder Mancinelli nach! — — Die andre Stelle werden Sie in dem zweyten Briefe des zweyten Buchs finden, wo Horaz unter andern sagt, daß ein Dichter, die alten nachdrücklichen Worte, um stark zu reden, wieder vorsuchen müsse:

Obscurata diu populo bonus eruet atque
Proferet in lucem speciosa vocabula rerum
Quae priscis memorata Catonibus atque Cethegis.

Hier haben Sie nun gar priscis Catonibus. Wenn in der Ode prisci der Zunahme gewesen ist, warum soll er es nicht auch[1] hier seyn? Ohne Zweifel haben alle Catone, nicht der Sittenrichter allein,

[1] auch nicht [1785]

Priscus geheissen. Nicht Herr Pastor? Den Dacier nachgesehen! hurtig! — — Als den letzten Keil, will ich noch das Zeugniß eines noch lebenden Gelehrten anführen,

nostrum melioris utroque.

Es ist dieses der Herr Prof. Gesner, welcher in der Vorrede zu seinen scriptoribus rei rusticae das *priscus* ausdrücklich zu nichts als einem Horazischen Epitheto macht, ob ihm schon die Stelle des Plutarchs bekannt war, und ob er schon in andern alten Schriften gefunden hatte, daß man dieses Priscus mit unter die Namen des Cato seze. Er redet nehmlich von dem Buche dieses alten Römers über den Ackerbau, und nennt es, so wie wir es jezt aufzuweisen haben, congeriem parum digestam *oraculorum* quae Plinius vocat veri et *Prisci* Catonis, und sezt hinzu: Horatianum illud epitheton tribuunt illi etiam inter nomina libri antiqui. Dieses aber ohne Zweifel auf keine andre Art, als ihn dadurch von dem jüngern Cato, durch das Beywort des Aeltern, zu unterscheiden. — — Was meinen Sie nun? Haben Sie noch richtig übersetzt? Müssen Sie nun nicht gestehen, daß ich mit Grund getadelt habe? Werden Sie noch glauben, daß ich von Ihnen etwas lernen kann? Wenn Sie der Mann wären, so würde ich weiter gehen; ich würde Ihnen über die Stelle des Plutarchs selbst, ob sie mir gleich, wie Sie oben gesehen haben, nicht widerspricht, einige Zweifel machen; Zweifel, die mir nicht erst seit gestern und heute beygefallen sind. Doch, wahrhaftig ich will sie hersetzen. Wann ich schon von Ihnen keine Erleuterung zu erwarten habe; so sind doch die Leute eben so rar nicht, welche mehr als ich und Sie kennen. Vielleicht lieset uns einer von diesen, und nimmt des Geschichtschreibers Parthey gegen mich, welches mir sehr angenehm seyn wird. Sie aber, Herr Pastor, überhüpfen Sie nur

Eine kleine Ausschweifung über obige Stelle des Plutarchs.

Der Griechische Schriftsteller meldet uns in dem angeführten Zeugnisse dreyerley. Erstlich daß Marcus Porcius der erste aus seiner Familie gewesen sey, welcher den Zunahmen Cato geführt; Zweytens, daß er diesen Zunamen wegen seiner Klugheit bekommen; Drittens, daß er vorher den Zunamen Pris-

cus geführet habe. — — Nun will ich meine Anmerkungen nach Punkten ordnen.

I. So viel ist gewiß, daß Plutarch der genaueste Geschichtschreiber nicht ist. Seine Fehler, zum Exempel, in der Zeitrechnung sind sehr häufig. Alsdann aber kan man ihm am allerwenigsten trauen, wenn er Umstände anführt, welche eine genauere Kenntniß der Lateinischen Sprache erfordern. Diese, wie bekannt ist, hat er nicht besessen. Er sagt in dem Leben des ältern Cato von sich selbst, daß er die Reden des Sittenrichters nicht beurtheilen könne, und die Art, wie er die lateinische Sprache erlernt zu haben vorgiebt, ist bekannt: aus griechischen Büchern nehmlich, welche von der römischen Historie geschrieben. Grundes also genug, ihn allezeit für verdächtig zu halten, so oft er sich in die römische Philologie wagt, die er wenigstens aus keinem griechischen Geschichtschreiber hat lernen können.

II. Daß unser Sittenrichter der erste aus der Porciusischen Familie gewesen sey, welcher Cato geheissen habe, muß ich dem Plutarch deswegen glauben, weil man auch andre Zeugnisse dafür hat. Eines zwar von den vornehmsten, wo nicht gar das einzige, ich meine das Zeugniß des Plinius, (B. 7. Kap. 27.) ist sehr zweydeutig. Er sagt Cato primus Porciae gentis. Kann dieses nicht eben sowohl heissen: Cato welcher der erste war, der den Namen Porcius führte; als es nach der gemeinen Auslegung heissen soll: derjenige aus dem Porciusischen Geschlechte, welcher den Namen Cato bekam? Doch es mag das letzte heissen, so kann ich doch wenigstens

III. die Plutarchische Ableitung mit Grunde verdächtig machen. Er sagt *Ρωμαιοι τον ἐμπειρον Κατωνα ὀνομαζουσιν.* Dieses ist offenbar falsch und er hätte anstatt *Κατωνα*, nothwendig *Κατον* schreiben sollen; weil das Adjectivum der Lateiner nicht cato sondern catus heißt. Sein lateinischer Uebersetzer Hermannus Cruserus scheint diesen Fehler gemerkt zu haben, und giebt deswegen die angeführten Worte: Romani experientem Catum vocant. Doch, wird man sagen, ungeachtet dieses Fehlers, kan die Ableitung dennoch richtig seyn; das Adjectivum mag catus heissen; vielleicht aber ist es in cato verwandelt worden, wann

es die Römer als einen Zunamen gebraucht haben — — Allein auch dieses vielleicht ist ungegründet. Man sieht es an dem Beyspiele des Aelius Sextus welcher eben diesen Zunamen bekam; und gleichwohl nicht Cato sondern Catus genennet ward. Ein Vers, welchen Cicero in dem 1ten Buche seiner Tusculanischen Streitunterredungen anführt, und der ohne Zweifel von dem Ennius ist, soll es beweisen:

Egregie cordatus homo Catus Aeliu' Sextus.

Das Catus kan hier nicht als ein bloses Beywort anzusehen seyn, weil cordatus das Beywort ist, und die lateinischen Dichter von Häufung der Beywörter nichts halten. Es muß also ein Zuname seyn, und wann es dieser ist, so sage man mir, warum ist er auch nicht hier in Cato verwandelt worden, oder warum hat nur bey dem Porcius das catus diese Veränderung erlitten? Wollte man sagen, jenes sey des Verses wegen geschehen, so würde man wenig sagen; oder vielmehr man würde gar nichts sagen, weil ich noch ein weit stärkeres Zeugniß für mich aufbringen kan. Das Zeugniß nehmlich des Plinius welcher (7 B. Kap. 31) mit ausdrücklichen Worten sagt: praestitere ceteros mortales sapientia, ob id Cati, Corculi apud Romanos cognominati. Warum sagt Er, welcher den alten Cato bey aller Gelegenheit lobt, Cati und nicht Catones, wenn er geglaubt hätte, daß die letzte Benennung eben diese Abstammung habe?

IV. Ich will noch weiter gehen, und es auch durch einen historischen Umstand höchst wahrscheinlich machen, daß er den Zunamen Cato nicht seines Verstandes und seiner Weisheit wegen bekommen habe. Ich berufe mich deswegen auf das, was Cicero de senectute anführt; er berichtet uns nehmlich, daß Cato erst in seinem Alter den Zunamen Sapientis, des Weisen, erhalten habe. Nun sage man mir, wenn man hieran nicht zweifeln kan, ist es wohl wahrscheinlich, daß man ihm aus einer Ursache zwey Zunamen solle gegeben haben? daß man ihn schon in seiner Jugend den Klugen genennt, erst aber in seinem Alter für würdig erkannt habe, den Zunamen der Weise zu führen? Denn dieses ist aufs höchste der Unterscheid, welchen man zwischen catus und sapiens machen kann. Wenn mir jemand diesen Zweifel heben

könnte, so wollte ich glauben, daß auch die andern zu heben wären. Die Ausflucht wenigstens, catus für acutus anzunehmen, so wie es Varro bey dem Aelius Sextus haben will, und zu sagen, unser Porcius sey in seiner Jugend acutus, das ist verschmitzt, und in seinem Alter erst weise genennt worden, wird sich hierher nicht schicken, weil das Verschmitzte ganz wider den Charakter des alten Sittenrichters ist, der in seinem gantzen Leben immer den geraden Weg nahm, und mit der falschen Klugheit gerne nichts zu thun hatte.

V. Weil nun Plutarch in den obigen Stücken höchst verdächtig ist, so glaube ich nunmehr das Recht zu haben, über das Priscus selbst eine Anmerkung zu machen. Da der ältere Cato von verschiednen Schriftstellern mehr als einmal Priscus genennt wird, theils um dadurch die Strenge seiner Sitten anzuzeigen, welche völlig nach dem Muster der alten Zeiten gewesen waren, theils ihn von dem jüngern Cato zu unterscheiden; da vielleicht dieses Beywort auch in den gemeinen Reden, ihn zu bezeichnen, üblich war, so wie etwa in den ganz neuern Zeiten, einer von den allertapfersten Feldherren beynahe von einem ganzen Lande der Alte, mit Zusetzung seines Landes, genennt ward; da, sage ich, diese Verwechselung eines Beyworts in einen Zunahmen ungemein leicht ist: so urtheile man einmal, ob sie nicht ein Mann, welcher die lateinische Sprache nur halb inne hatte, ein Plutarch, gar wohl könne gemacht haben? Ich glaube, meine Vermuthung wird noch ein ausserordentliches Gewichte mehr bekommen, wann ich zeige, daß ein Römer selbst, und sonst einer von den genauesten Geschichtschreibern, einen gleichen Fehler begangen habe. Ich sage also, daß so gar Livius das Wort priscus als einen Namen angenommen hat, wo es doch nichts als ein Unterscheidungswort ist; bey dem ersten Tarquinius nehmlich, welcher blos deswegen Priscus genennet ward, um ihn mit dem Superbo gleiches Namens nicht zu verwechseln. Festus bezeiget dieses mit ausdrücklichen Worten, wenn er unter Priscus sagt: Priscus Tarquinius est dictus, quia prius fuit quam superbus Tarquinius. Man schliesse nunmehr von dem Livius auf den Plutarch. Wäre es unmöglich, daß ein Grieche da angestossen hätte, wo ein Römer selbst anstößt?

Hier, mein Herr Pastor, können Sie wieder anfangen zu lesen. Haben Sie aber ja nichts überhüpft, so sollte es mir leid thun, wann durch diese Ausschweifung etwa Ihre Vermuthung lächerlich würde, daß ich deswegen von dem Namen Priscus nichts gewußt habe, weil Bayle seiner nicht gedenket. Wer weis zwar, was ich für eine Ausgabe dieses Wörterbuchs besitze. Wo es nur nicht gar eine ist, die ein prophetischer Geist mit den Schnitzern des Laublingschen Pastors vermehrt hat. — — Doch lassen Sie uns weiter rücken.

3. B. 27. Od.

Uxor invicti Jovis esse nescis.

O Herr Pastor, lehren Sie mich es doch nicht, daß diese Stelle eines doppelten Sinnes fähig ist. Als Sie vor neun Jahren den Horaz auf deutsch zu mißhandeln anfingen, wußte ich es schon, daß es heissen könne: Du weißt es nicht, daß du die Gattin des Jupiters bist und du weißt dich nicht als die Gattin des Jupiters aufzuführen. Wenn ich nöthig hätte mit übeln Wendungen meine Critik zu rechtfertigen, so dürfte ich nur sagen, daß Ihre Uebersetzung von diesem doppelten Sinne keinen, sondern einen dritten ausdrücke.

Du weists nicht und bist des grossen Jupiters Gattin.

Kann dieses nicht ohne viele Verdrehung heissen: Ob du schon des Jupiters Gattin bist, so weißt du dennoch dieses oder jenes nicht. Doch ich brauche diese Ausflucht nicht; und meinetwegen mögen Sie den ersten Sinn haben ausdrücken wollen. Sie haben doch noch Schulknaben mäßig übersetzt. Denn was thut ein Schulknabe bey solchen Gelegenheiten? Er nimmt den ersten den besten Sinn, ohne sich viel zu bekümmern, welchen er eigentlich nehmen sollte. Er ist zufrieden, es sey nun auf die eine, oder auf die andere Weise, den Wortverstand ausgedrückt zu haben. Dieses nun haben Sie auch gethan, atqui, ergo. Umsonst sagen Sie mit dem Dacier, Ihr Sinn sey dem Zusammenhange gemässer. Ich sage: nein, und jedermann wird es mit mir sagen, der das, was darauf folgt, überlegen will. Durch was hat Horaz das zweydeutige

Uxor invicti Jovis esse nescis:

gewisser bestimmen können, als durch das gleich darauf folgende?

Mitte singultus: bene ferre magnam
Disce Fortunam.

Was ist deutlicher, als daß Horaz sagen will: glaubst du, daß Seufzer und Thränen einer Gattin des Jupiters anstehen? Lerne dich doch in dein Glück finden! Lerne doch zu seyn, was du bist! — — Ich will noch einen Beweis anführen, den sich ein Herr Lange freylich nicht vermuthen wird, der aber nicht weniger schliessend ist. Es ist unwidersprechlich, daß Horaz in dieser Ode das Idyllion des Moschus, Europa, in mehr als einer Stelle vor Augen gehabt hat. Es ist also auch höchst wahrscheinlich, daß Horaz die Europa in den Umständen angenommen habe, in welchen sie Moschus vorstellt. Nun weis sie es bey diesem, daß nothwendig ein Gott unter dem sie tragenden Stiere verborgen seyn müße. Sie sagt:

Πη με φερεις, θεοταυρε; — — —
— — — — — —
Ἠ ῥα τις ἐσσι θεος; — — — —
— — — — *ἐελπομαι εἰσοραασθαι*
Τονδε κατιθυνοντα πλοον προκελευθον ἐμειο.

Und der Stier spricht ausdrücklich zu ihr:

Θαρσει παρθενικη — — —
Αυτος τοι Ζευς εἰμι, και ἐγγυθεν εἰδομαι εἰναι
Ταυρος.

Sollte ihr also Horaz nicht eben diese Wissenschaft gelassen haben? Nothwendig, weil er sie erst alsdenn klagen läßt, nachdem ihr Jupiter, unter einer bessern Gestalt, den Gürtel gelöset hatte.

— — *Ζευς δε παλιν ἑτερην ἀνελαζετο μορφην.*
Λυσε δε οἱ μιτρην — — —

Wußte sie es aber schon, daß Jupiter ihr Stier gewesen war, so wäre es wahrhaftig sehr abgeschmackt, wann ihr Cupido bey dem Horaz mit dem

Uxor invicti Jovis esse nescis

nicht mehr sagen wollte, als sie schon wußte, und wann seine Worte keine consolatio cum *reprehensione* wären, wie sich ein Ausleger darüber ausdrückt.

4. B. Ode 4.

Nehmen Sie mir es doch nicht übel, mein Herr Pastor; mit dem Vorwande eines Druckfehlers kommen Sie hier nicht durch. Denn gesetzt auch, es sollte statt Ziegen, Zähne heissen; so würde Ihre Ueber-

setzung gleichwohl noch fehlerhaft seyn. Sehen Sie doch die Stelle noch einmal an! Heißt denn caprea lacte depulsum leonem dente novo peritura vidit, die Ziege sieht den Löwen, und nimmt den Tod von jungen Zähnen wahr? Es ist hier etwas mehr als wahrnehmen, Herr Pastor. Sie soll selbst der Raub der jungen Zähne seyn. Ausserdem ist noch dieses zu tadeln, daß Sie caprea durch Ziege übersetzen, und es für einerley mit capra halten. Einem wörtlichen Uebersetzer, wie Sie seyn wollen, muß man nichts schenken!

5. B. Ode 11.

Und endlich, komme ich auf die letzte Stelle, bey welcher ich das wiederhohlen muß, was ich schon oben angemerkt habe. Sie scheinen dem Dacier nur da gefolgt zu seyn, wo seine Uebersetzung zweifelhaft ist. So geht es einem Manne, dem das Vermögen zu unterscheiden fehlt! Wann doch dieser französische Uebersetzer so gut gewesen wäre, und hätte nur ein einziges anderes Exempel angeführt, wo impar, *indigne* heißt. Zwar Herr Pastor, auch alsdenn würden Sie nicht Recht haben: denn ich muß auch hier Ihre Unwissenheit in der französischen Sprache bewundern! Heißt denn indigne nichtswürdig? Unwürdig heißt es wohl, und dieses hätte in Ihrer Uebersetzung mögen hingehen. Nichtswürdig aber ist wahrhaftig zu toll. Oder glauben Sie, daß beydes einerley ist? Gewiß nicht! Sie sind zum Exempel ein unwürdiger Uebersetzer des Horaz; sind Sie deswegen ein nichtswürdiger? Das will ich nicht sagen; ich hoffe aber, daß es die Welt sagen wird. — — Ohe jam satis est - -

Ja wirklich genug und allzuviel; ob es schon für einen Mann, wie Sie mein Herr Lange sind, noch zu wenig seyn wird! Denn niemand ist schwerer zu belehren, als ein alter, hochmüthiger Ignorante. Zwar bin ich einigermassen selbst daran Schuld, daß es mir schwer geworden ist. Warum habe ich Ihnen nicht gleich Anfangs lauter Fehler wie das ducentia vorgeworfen? Warum habe ich einige untermengt, auf die man zur äussersten Noth noch etwas antworten kann? — — Doch was ich damals nicht gethan habe, das will ich jezt thun. Ich komme nehmlich auf meine zweyte Unterabtheilung, in welcher wir mit einander, wann Sie es erlauben, nur das erste Buch der Oden durchlauffen wollen. Ich sage mit Fleiß nur das erste, weil ich zu mehrern nicht Zeit habe, und noch etwas Wichtigers zu thun weis,

als Ihre Exercitia zu corrigiren. Ich verspreche Ihnen im Voraus, durch das ganze Buch in jeder Ode wenigstens einen Schnitzer zu weisen, welcher unvergeblich seyn soll. Alle werden sie mir freylich nicht in der Geschwindigkeit in die Augen fallen; nicht einmal die von der ersten Grösse alle. Ich erkläre also, daß es denjenigen die ich übersehen werde, nicht präjudicirlich seyn soll; sie sollen Fehler, nach ihrem ganzen Umfange bleiben, so gut als wenn ich sie angemerkt hätte! Zur Sache.

1. B. 1. Ode.[1]

Trabe Cypria heißt nicht auf Balken aus Cyprien. Die Insel heißt Cyprus, oder Cypern; Cyprius, a, um, ist das Adjectivum davon. Hier macht[2] also der Herr Schulmeister ein Kreutz! Es ist sein Glück, daß sich der Knabe hier nicht mit dem Druckfehler entschuldigen kann, weil Cypern, so wie es eigentlich heissen sollte, wider das Sylbenmaaß seyn würde.

Am Ende dieser Ode sagen Sie, Hr. Pastor: Die Flöte beziehen. Eine schreklich abgeschmakte Redensart!

2. Ode.

Die Zeilen:

Vidimus flavum Tiberim, retortis
Littore Etrusco violenter undis

übersetzen Sie:

So sahn auch wir die rückgeschmißnen[3] Wellen
Des gelben Tybers am Etruscischen Ufer etc.

Falsch! Es muß heissen:

So sahn auch wir die vom Etruscischen Ufer
Des gelben Tibers rückgeschmißne Wellen.

3. Ode.

Tristes Hyadas[4] würde nicht der trübe Siebenstern sondern das trübe Siebengestirn heissen, wann nur Plejades und Hyades nicht zweyerley wären. Ha! ha! ha!

Vada hätten Sie nicht durch Furthen geben sollen, weil man über Furthen nicht mit Nachen zu setzen nöthig hat. Sehen Sie nach, was Dacier bey diesem Worte angemerkt hat.

[1] 1. B. Ode 1. [1785] [2] mache [handschriftliche Änderung Lachmanns] [3] rückgeschmissenen [Lange] [4] Hyadae [1754. 1785]

4. Ode.

Cytherea Venus geben Sie durch Zythere. Wann dieses Wort auch recht gedruckt wäre, so würde es dennoch falsch seyn; weil Cythere zwar die Insel, aber nicht die Venus die nach dieser Insel genennt wird, heissen kann.

5. Ode.

Quis multa gracilis te puer in rosa
Perfusus liquidis urget odoribus.
Grato, Pyrrha, sub antro.

Dieses übersetzen Sie so:

Was vor ein wohlgestalter Jüngling, o Pyrrha,
Bedient[1] dich im dicken Rosengebüsche
Von Balsam naß in angenehmer Grotte.

Wachsen etwa in Laublingen dicke Rosengebüsche in Grotten? Das in rosa hätten Sie durch, auf dem Rosenbette, geben sollen.

6. Ode.

Die Zeile cantamus vacui, sive quid urimur haben Sie ungemein schlecht übersetzt: von Arbeit befreyt, und wenn die Liebe mich reitzet. Erstlich haben Sie den Gegensatz verdorben und das sive in und verwandelt, welches ohne Zweifel daher entstanden ist, weil Sie, zweytens, die Kraft des Worts vacuus nicht eingesehen haben; es heißt hier vacuus ab amore nicht aber a labore.

7. Ode.

Es ist Ihnen nicht zu vergeben, daß Sie in der 15 Zeile die wahre Stärke des mobilibus nicht gewußt, und es durch Ihr elendes nimmer stille gegeben haben.

8. Ode.

Aus dieser Ode ist der getadelte Oelzweig. Ich kann sie aber deswegen auch hier nicht übergehen, weil ich aus Ihrer Uebersetzung mit Verwunderung gelernet habe, daß schon die alten Römer, vielleicht wie jezt die sogenannten Schützengilden, nach der Scheibe geschossen haben. Sie sagen:

Den ehemals[2] der Scheibenschuß und Wurfspies erhoben.

[1] Bedienet [Lange] [2] ehmals [Lange]

9. Ode.

Hier table ich, daß Sie Diota durch Urne übersetzt haben. Sie müssen eine vortrefliche Kenntniß der alten römischen Maasse haben! Merken Sie sich doch, daß Diota so viel als Amphora, Urna aber das dimidium amphorae ist.

10. Ode.

Nepos Atlantis — — zusammen ihr Schulknaben um ihn auszuzischen! — — giebt Herr Lange durch: Du Sohn des Atlantes. Erstlich des Atlantes; es heißt nicht *Atlantes* gen. *Atlantis* sondern Atlas, antis. Zweytens Nepos heißt nicht Sohn, sondern Enkel. Merkur war der Maja und des Jupiters Sohn; Maja aber war die Tochter des Atlas.

11. Ode.

Aus dieser kleinen Ode ist das zerlaß den Wein. Noch will ich anmerken, daß das oppositis pumicibus durch nahe Felsen schlecht übersetzt ist.

12. Ode.

Quem virum, aut heroa, lyra vel acri
Tibia sumis celebrare Clio?
Quem deum?

Dieses übersetzen Sie:

Sprich Clio, was ists vor ein Mann,
Was vor ein Held, den du jezt mit der Leyer,
Was ists[1] vor ein Gott, den du
Mit scharfer Flöte feyerlich willst loben?

Bestimmen Sie doch nichts, was Horaz hat wollen unbestimmt lassen! Sie stolpern überall, wo Sie auch nur den kleinsten Tritt vor sich thun wollen. Sie ziehen die Flöte auf den Gott, und die Leyer auf den Mann, welches gleich das Gegentheil von dem ist was Dacier und andre angemerkt haben. On remarque, sagt jener, que la lire etoit pour les louanges des Dieux, et la flute pour celles des hommes.

13. Ode.

Seu tibi candidos turparunt humeros immodicae mero rixae: Dieses geben Sie so: wenn deine Schultern ein schranken-

[1] ist es [Lange]

loser Zank mit Weine beflecket. Ey! wo ist denn Ihr kleiner Schulknabe, den Sie das Nachdenken getauft haben, hier gewesen? Er würde Ihnen gewiß gesagt haben, daß man das mero nicht zu turparunt sondern zu immodicae ziehen müsse.

14. Ode.

Carinae würden Sie in der siebenden Zeile nicht durch Nachen gegeben haben, wann Sie die wahre Bedeutung dieses Worts gewußt hätten. Carina ist der untere Theil des Schifs; und eben das, was die Griechen τροπις nennen.

15. Ode.

Calami spicula Gnossii übersetzen Sie durch Gnossus scharfe Pfeile, zum sichern Beweise, daß Sie weder wissen was calamus heißt, noch warum Horaz das Beywort Gnoßisch dazu gesetzt hat.

16. Ode.

Die Ueberschrift dieser Ode ist vollkommen falsch. Sie sagen: An eine Freundin, die er durch ein Spottgedicht beleidiget[1] hatte. Sie irren mit der Menge; nicht diese Freundin selbst, sondern ihre Mutter hatte er ehedem durchgezogen, wie es aus der Ode selbst unwidersprechlich erhellet.

Noch finde ich hier zu erinnern, daß man bey Dindymene, das e wie Sie gethan haben nicht weglassen darf, weil man es alsdenn für ein Masculinum annehmen könnte.

Ferner; wenn Sie sagen: aus seiner Grotte die er bewohnt, so haben Sie das lateinische incola ganz falsch auf adytis gezogen, anstatt daß Sie es auf mentem sacerdotum hätten ziehen sollen.

17. Ode.

Die Verstümmlung des Thyoneus in Thyon ist unerträglich.

18. Ode.

Nullam sacra vite prius severis arborem; Pflanze eher keinen Baum als den geweihten Weinstock. Prius heißt eher, ja: allein hier heißt es noch etwas mehr, weil Horaz nicht blos sagen will, daß er den Weinstock eher, vor andern Bäumen, der Zeit nach, sondern auch vorzüglich, mit Hintenansetzung andrer Bäume, pflanzen soll. So ein vortreflicher Boden, ist seine Meinung, muß mit nichts schlechtern besetzt werden, als mit Weinstöcken.

[1] beleidigt [Lange]

19. Ode.

In der letzten ohne eine[1] Zeile tadle ich das geschlachtet. Nur derjenige hat mactare so grob übersetzen können, welcher nicht gewußt hat, daß man der Venus nie ein blutiges Opfer habe bringen dürfen. Noch muß ich an dieser Ode aussetzen, daß der Schluß der dritten Strophe, welcher doch so viel sagt, nec quae nihil attinent, in der Uebersetzung schändlich ausgeblieben ist.

20. Ode.

Hier kommen zwey entsetzliche geographische Schnitzer. Sie sagen die Keltern um Calenis, und es muß Cales heissen. Sie sagen der Berg bey Formian und der Ort heißt gleichwohl Formiae. Sie haben sich beydemal durch die Adjectiva *Caleno* und *Formiani* verführen lassen. Einem Manne wie Sie, wird alles zum Anstosse.

21. Ode.

Auch in dieser Ode ist ein eben so abscheulicher Schnitzer, als die vorhergehenden sind. Natalem Delon Apollinis, übersetzen Sie, mein vielwissender Herr Lange, durch Delos die Geburtsstadt des Apollo.[2] Delos also ist eine Stadt? Das ist das erste, was ich höre.

22. Ode.

Lupus heißt keine Wölfin, wie Sie wollen, sondern ein Wolf. Lernen Sie es ein wenig besser, welche Worte *ἐπίκοινα* sind. Eine Wölfin heißt lupa.

23. Ode.

Wann ich doch Ihres seel. Herrn Vaters lateinische Grammatik bey der Hand hätte, so wollte ich Ihnen Seite und Zeile citiren wo Sie es finden könten, was sequor für einen Casum zu sich nimmt. Ich habe Schulmeister[3] gekannt, die ihren Knaben einen Eselskopf an die Seite mahlten, wenn sie sequor mit dem Dativo construirten. Lassen Sie einmal sehen, was Sie gemacht haben?

Tandem desine matrem
Tempestiva sequi viro.

Dieses übersetzen Sie:

Laß die Mutter gehen
Nun reif genung dem Mann zu folgen.

[1] einen [1754] [2] Apoll [Lange] [3] Schulmeisters [1754]

Sie haben also wirklich geglaubt, daß man nicht sequi matrem, sondern sequi viro zusammen nehmen müsse.

24. Ode.

In dieser Ode ist ein Schnitzer nach Art des Priscus; und er kann kein Druckfehler seyn, weil er, sowohl über dem Texte als über der Uebersetzung stehet. An den Virgilius Varus. Was ist das für ein Mann? Sie träumen Herr Pastor; Sie vermengen den, an welchen die Ode gerichtet ist, mit dem, über welchen sie verfertiget worden, und machen aus dieser Vermengung ein abgeschmaktes Ganze. Sie ist an den Virgil gerichtet, über den Tod des Quintilius Varus.

25. Ode.

Angiportus durch Gang übersetzen, heißt gestehen, daß man nicht wisse, was angiportus heißt.

26. Ode.

Fons integer heißt kein reiner Quell, sondern ein Quell woraus man noch nicht geschöpft hat.

27. Ode.

Der schärfliche Falernus sagen Sie? Wieder etwas von Ihnen gelernet. Vinum ist also generis masculini, und es ist falsch wenn man sagt vinum Falernum. Sie werden sagen, es sey ein Druckfehler für Falerner. Aber warum erklären Sie nicht gleich Ihr ganzes Buch für einen Druckfehler?

28. Ode.

In dieser Ode setzt es mehr wie einen Schnitzer. Erstlich lassen Sie sich wieder durch das Adjectivum *matinum* verführen, ein Ding daraus zu machen welches Matinus heissen soll. Zweytens sagen Sie Panthus anstatt, daß Sie sagen sollten Panthons. Wollen Sie es zu einem Druckfehler machen, so wird Ihnen Ihr Syllbenmaaß widersprechen. Drittens heissen hier Fluctus Hesperii nicht das spanische Meer, wie Sie es übersetzt haben, sondern das italiänische. Behalten Sie doch lieber ein andermal das Hesperische, wenn Sie es nicht ganz gewiß wissen, ob Hesperia magna oder ein anderes zu verstehen sey.

29. Ode.

Puer ex aula heißt Ihnen ein Prinz. Mir und andern ehrlichen Leuten heißt es ein Page.

30. Ode.

Sperne in der zweyten Zeile durch Verachte geben, heißt die wörtliche Uebersetzung bis zu dem Abgeschmackten und Unsinnigen treiben.

31. Ode.

In der zweyten Zeile sagen Sie ein Dichter und es muß der Dichter heissen. Der Fehler ist grösser, als man denken wird.

Novum liquorem geben Sie durch jungen Saft, zum Beweise daß Sie es nicht wissen wem der junge Wein, oder die Erstlinge des Weins geopfert wurden. Merken Sie es, niemanden als dem Jupiter, und nicht dem Apollo. Sie hätten bey dem Worte bleiben sollen, welches Sie bey nahe nur immer da thun, wo es falsch ist. Novus liquor heißt hier Saft, der bey einer neuen Gelegenheit vergossen wird.

Sie sagen die Calensche[1] Hippe, und sollten die Calesische sagen; Ein Fehler den ich schon vorher angemerkt habe, und den ich hier noch einmal anmerke, um zu zeigen, daß er aus keiner Uebereilung, sondern aus einer wahrhaften Unwissenheit herkommt.

32. Ode.

Sive jactatam religarat udo
Littore navim.

Das religarat übersetzen Sie hier durch befestigen und hätten es durch losbinden geben sollen. Sie sagen also hier gleich das Gegentheil von dem was Horaz sagen will. Religare ist hier nach Art des refigere der 28. Ode des ersten Buchs, und des recludere in der 24. Ode eben desselben Buchs, zu nehmen.

33. Ode.

Auch hier hätten Sie bey dem Worte bleiben und junior nicht durch ein neuer Buhler, sondern durch ein jüngrer Buhler geben sollen. Sie gehen eben so unglücklich davon ab, als unglücklich Sie dabey bleiben.

34. Ode.

Diese ganze Ode haben Sie verhunzt. Da Sie die Erklärung, welche Dacier davon gegeben hat, nicht annehmen, sondern die gemeine, so hätten Sie die zweyte Strophe ganz anders geben sollen. Ich will mich mit Fleiß näher nicht ausdrücken, sondern Sie Ihrem Schulknaben, dem Nachdenken, überlassen.

[1] die Calenschen [1754. 1785] der Calenschen [Lange]

35. Ode.

Clavos trabales übersetzen Sie durch Balken und Nägel. Sie wissen also die Stärke des Adjectivi trabalis, e, nicht, und können es jezt lernen. Wenn die Lateiner etwas recht grosses beschreiben wollen, so sagen sie: so groß wie ein Balken. Bey dem Virgil werden Sie daher telum trabale finden, welches man nach Ihrer Art zu übersetzen durch Pfeil und Balken geben müßte.

36. Ode.

Breve lilium heißt nicht kleine Lilie. Horaz setzt das breve dem vivax entgegen, daher es denn nothwendig die kurze Dauer ihrer Blüthe[1] anzeigen muß. Auch das vivax haben Sie durch das blosse frisch sehr schlecht gegeben.

37. Ode.

Velut leporem citus venator in campis nivalis Aemoniae. Dieses übersetzen Sie: gleich dem schnellen Jäger, der Hasen jaget auf den Feldern des stets beschneiten[2] Hömus. Wer heißt Ihnen denn, aus der Landschaft Aemonien, oder welches einerley ist, Thessalien, den Berg Hömus zu[3] machen? Und wer heißt Ihnen denn, auf dem Berge Hasen hetzen zu lassen? Der Jäger bricht den Hals; es ist augenscheinlich. Wollen Sie denn mit aller Gewalt lieber

equitem rumpere quam leporem?

38. Ode.

Ende gut alles gut! Ich weis wahrhaftig bey dieser letzten Ode des ersten Buchs nichts zu erinnern. Sie ist aber auch nur von acht Zeilen. Wann Sie, Herr Pastor, alle so übersetzt hätten, wie diese, so würden Sie noch zur Noth ein Schriftsteller seyn, qui culpam vitavit, laudem non meruit.

Und so weit wären wir. — — Glauben Sie nun bald, daß es mir etwas sehr leichtes seyn würde, zwey hundert Fehler in Ihrer Uebersetzung aufzubringen, ob ich gleich nirgends diese Zahl versprochen habe? Wenn das erste Buch deren an die funfzig hält, so werden ohne Zweifel die übrigen vier Bücher nicht unfruchtbarer seyn. Doch wahrhaftig, ich müßte meiner Zeit sehr feind seyn, wenn ich mich weiter mit Ihnen abgeben wollte. Diesesmal habe ich geantwortet, und nimmermehr wieder. Wann Sie sich auch zehnmal aufs neue vertheidigen

[1] ihrer Bluth [1754]   [2] beschneyeten [Lange]   [3] zu [fehlt 1785]

sollten, so werde ich doch weiter nichts thun, als das Urtheil der Welt abwarten. Schon fängt es an, sich für mich zu erklären, und ich hoffe die Zeit noch zu erleben, da man sich kaum mehr erinnern wird, daß einmal ein Lange den Horaz übersetzt hat. Auch meine Critik wird alsdenn vergessen seyn, und eben dieses wünsche ich. Ich sehe sie für nichts weniger, als für etwas an, welches mir Ehre machen könnte. Sie sind der Gegner nicht, an welchem man Kräfte zu zeigen Gelegenheit hat. Ich hätte Sie von Anfange verachten sollen, und es würde auch gewiß geschehen seyn, wann mir nicht Ihr Stolz und das Vorurtheil welches man für Sie hatte, die Wahrheit abgedrungen hätten. Ich habe Ihnen gezeigt, daß Sie weder Sprache, noch Critik, weder Alterthümer, noch Geschichte, weder Kenntniß der Erde noch des Himmels besitzen; kurz daß Sie keine einzige von den Eigenschaften haben, die zu einem Uebersetzer des Horaz nothwendig erfordert werden. Was kann ich noch mehr thun?

Ja, mein Herr, alles dieses würde eine sehr kleine Schande für Sie seyn, wenn ich nicht der Welt auch zugleich entdecken müßte, daß Sie eine sehr niederträchtige Art zu denken haben, und daß Sie, mit einem Worte, ein Verläumder sind. Dieses ist der zweyte Theil meines Briefes, welcher der kürzeste aber auch der nachdrücklichste werden wird.

Unser Streit, mein Herr Pastor, war grammatikalisch, das ist, über Kleinigkeiten, die in der Welt nicht kleiner seyn können. Ich hätte mir nimmermehr eingebildet, daß ein vernünftiger Mann eine vorgeworfene Unwissenheit in denselben für eine Beschimpfung halten könne; für eine Beschimpfung, die er nicht allein mit einer gleichen, sondern auch noch mit boßhaften Lügen rächen müsse. Am allerwenigsten hätte ich mir dieses von einem Prediger vermuthet, welcher beßre Begriffe von der wahren Ehre und von der Verbindlichkeit bey allen Streitigkeiten den moralischen Charakter des Gegners aus dem Spiele zu lassen, haben sollte. Ich hatte Ihnen Schulschnitzer vorgeworfen; Sie gaben mir diese Vorwürfe zurück, und damit, glaubte ich, würde es genug seyn. Doch nein, es war Ihnen zu wenig, mich zu widerlegen; Sie wollten mich verhaßt, und zu einem Abscheu ehrlicher Leute machen. Was für eine Denkungsart! Aber zugleich was für eine Verblendung, mir eine Beschuldigung aufzubürden, die Sie in Ewigkeit nicht nur nicht erweisen, sondern auch nicht einmal wahrscheinlich machen können!

Ich soll Ihnen zugemuthet haben, mir meine Critik mit Gelde abzukaufen. — — Ich? Ihnen? Mit Gelde? — — Doch es würde mein Unglücke seyn, und ich würde mich nicht beruhigen können, wenn ich Sie bloß in die Unmöglichkeit setzte, Ihr Vorgeben zu erhärten; und wenn ich mich nicht durch ein gutes Schicksal in den Umständen befände, das Gegentheil unwiedersprechlich zu beweisen.

Der dritte, durch den ich das niederträchtige Anerbieten soll gethan haben, kann kein andrer seyn als eben der Hr. P. N. dessen Sie auf der 21ten Seite gedenken; weil dieses der einzige lebendige Mensch ist, der Sie und mich zugleich von Person kennt, und der einzige, mit dem ich von meiner Critik über Ihren Horaz, ehe sie gedruckt war, gesprochen habe. Nun hören Sie.

Es war im Monat März des 1752. Jahrs als dieser Herr P. N. durch Wittenberg reisete, und mich daselbst der Ehre seines Besuchs würdigte. Ich hatte ihn nie gesehen, und ihn weiter nicht als aus seinen Schriften gekannt. In Ansehung Ihrer aber war es ein Mann, mit welchem Sie schon viele Jahre eine vertraute Freundschaft unterhalten hatten. Als er wieder in Halle war, fanden wir es für gut unsre angefangne Freundschaft in Briefen fortzusetzen. Gleich in meinem ersten, wo ich nicht irre, schrieb ich ihm, daß ich Ihren Horaz gelesen und sehr merkliche Fehler darinne gefunden hätte; ich sey nicht übel Willens die Welt auf einem fliegenden Bogen dafür zu warnen, vorher aber wünschte ich, sein Urtheil davon zu wissen. Sehen Sie nun, was er hierauf antwortete — — Es thut mir leid, daß ich freundschaftliche Briefe so mißbrauchen muß. — —

„Oeffentlich, sind seine Worte, wollte ich es niemanden rathen, „Herrn Langen anzugreiffen, der etwa noch — — — — — — — —[1] „Indessen kenne ich ihn als einen Mann, der folgt, wenn man ihm „etwas sagt, das ihm begreiflich ist. Diese Fehler, dächte ich, wären „ihm begreiflich zu machen. Sollte es also nicht angehen, daß man „ihn selbst aufmunterte Verleger von den Bogen zu seyn, die Sie „wider ihn geschrieben haben? Nicht in der Absicht daß er dieselben „drucken läßt; sondern daß es in seiner Gewalt stehet, die Ver-

[1] [„Hofnung haben könnte, im Preußischen sein Glück zu finden. Herr Lange kann viel bey Hofe durch gewiße Mittel ausrichten.“ So lautet das Fehlende nach dem Abdrucke des Briefes vom Professor Gottlob Samuel Nicolai in der Vorrede zum vierten Teil der vermischten Schriften Lessings, 1785, S. 11.]

„besserungen derselben bey einer neuen Auflage oder besonders drucken „zu lassen. Er muß sich aber auch alsdenn gegen den Hrn. Verfasser „so bezeigen, als ein billiger Verleger gegen den Autor. Sie müssen „keinen Schaden haben, sondern ein Honorarium für gütigen Unterricht — — — —"

Ich wiederhohle es noch einmal, dieses schrieb ein Mann, den ich in meinem Leben ein einzigmal gesprochen hatte, und der Ihr vertrauter Freund seit langer Zeit war. Ich habe nicht Lust, mich durch niederträchtige Aufbürdungen Ihnen gleich zu stellen, sonst würde es mir etwas leichtes seyn, die Beschuldigung umzukehren, und es wahrscheinlich zu machen, daß Sie selbst hinter diesem guten Freunde gesteckt hätten. So wahrscheinlich es aber ist, so glaube ich es doch nicht, weil ich den friedfertigen Charakter dieses ohne Zweifel freywilligen Vermittlers kenne. Ich will wünschen, daß er meine Briefe mag aufgehoben haben; und ob ich mich schon nicht erinnere was ich ihm eigentlich auf seinen Vorschlag geantwortet, so weis ich doch so viel gewiß, daß ich an kein Geld, an kein Honorarium gedacht habe.[1] Ja, ich will es nur gestehen; es verdroß mich ein wenig, daß mich der Hr. P. N. für eine so eigennützige Seele ansehen können. Gesetzt auch, daß er aus meinen Umständen geschlossen habe, daß das Geld bey mir nicht im Ueberflusse sey, so weis ich doch wahrhaftig nicht, wie er vermuthen können, daß mir alle Arten Geld zu erlangen, gleichgültig seyn würden. Doch schon diesen Umstand, daß ich ihm meine Critik nicht geschickt habe, hat er für eine stillschweigende Mißbilligung seines Antrags annehmen müssen, ob ich ihn schon ohne Verletzung meiner Denkungsart hätte ergreifen können, weil er ohne mein geringstes Zuthun an mich geschah.

Was antworten Sie nun hierauf? Sie werden sich schämen ohne Zweiffel. Zwar nein; Verläumder sind über das schämen hinaus.

[1] [„In dieser Antwort schreibt Er, nachdem Er mir seine Gedanken über eine Anmerkung die ich Ihm bei einem Bogen seiner schon gedruckten Critik des Gelehrten Lexici vom Abbot, über Vorschläge von seiner Uebersetzung der spanischen Bücher des Aldrete und Susa, und der lateinischen Uebersetzung des Meßias die Er damahls angefangen, freundschaftlich eröfnet hatte: „Auch „Ihren Vorschlag wegen der Beurtheilung über des Herrn Langens Uebersetzung des Horaz lasse „ich mir gefallen. Ich will, wann Sie es meinen, ehestens an Ihn schreiben, und ihm zum Anbisse „mit aller Höflichkeit nur hundert Donatschnitzer zuschicken. Ich werde sehen wie Er es aufnehmen „wird, und darnach will ich mich richten." Pr. N. zu Fr. Antwortsschreiben an Herrn Pastor Lange in Laublingen, Frankfurt und Leipzig 1754, S. 11 f. (Der vom 13. Mai 1754 datierte Brief Nicolais ist auch 1785 in Lessings vermischten Schriften, IV, 301 f. abgedruckt.)]

Sie sind übrigens zu Ihrem eignen Unglücke so boßhaft gewesen, weil ich Ihnen heilig versichre, daß ich ohne die jezt berührte Lügen, Ihrer Antwort wegen gewiß keine Feder würde angesetzt haben. Ich würde es ganz wohl haben leiden können, daß Sie als ein senex ABCdarius, mich einen jungen frechen Kunstrichter, einen Scioppius, und ich weis nicht was nennen; daß Sie vorgeben, meine ganze Gelehrsamkeit sey aus dem Bayle; zu meiner Critik über das Jöchersche Gelehrten Lexicon hätte ich keinen Verleger finden können, (ob ich gleich einen so gar zu einer Critik über Sie gefunden habe) und was dergleichen Fratzen mehr sind, bey welchen ich mich unmöglich aufhalten kann. Mein Wissen und Nichtwissen kan ich ganz wohl auf das Spiel setzen lassen; was ich auf der einen Seite verliere, hoffe ich auf der andern wieder zu gewinnen. Allein mein Herz werde ich nie ungerochen antasten lassen, und ich werde Ihren Namen in Zukunft allezeit nennen, so oft ich ein Beyspiel eines rachsüchtigen Lügners nöthig habe.

Mit dieser Versicherung habe ich die Ehre meinen Brief zu schliessen. Ich bin — — doch nein, ich bin nichts. Ich sehe, mein Brief ist zu einer Abhandlung geworden. Streichen Sie also das übergeschriebne Mein Herr aus, und nehmen ihn für das auf, was er ist. Ich habe weiter nichts zu thun als ihn in Duodez drucken zu lassen, um ihn dazu zu machen, wofür Sie meine Schriften halten; zu einem Vade mecum, das ich Ihnen zu Besserung Ihres Verstandes und Willens recht oft zu lesen rathe. Weil endlich ein Gelehrter, wie Sie sind, sich in das rohe Duodez Format nicht wohl finden kann, so soll es mir nicht darauf ankommen, Ihnen eines nach Art der ABCBücher binden zu lassen, und mit einer schriftlichen Empfehlung[1] zuzuschicken. Ich wünsche guten Gebrauch!

[1] Empfehle [1754]

—

G. E. Leßings

Schrifften.

Dritter Theil.

Berlin.

bey C. F. Voß.

1754.

[Der dritte Teil der Schrifften erschien zugleich mit dem vierten zur Ostermesse 1754 in drei Drucken, von denen der (am sorgfältigsten korrigierte) erste (1754 a) naturgemäß dem zweiten (1754 b), der zweite hinwiederum dem dritten (1754 c) zu Grunde lag. Er enthält außer der Vorrede die Rettungen des Horaz, Cardanus, Ineptus Religiosus und Cochläus. Diese vier Rettungen, nur etwas anders gestellt, gab 1784 Karl G. Lessing wieder im dritten Teil der vermischten (sämtlichen) Schriften seines Bruders heraus. Er benützte dazu ein Exemplar von 1754 c, welches mehrfache Änderungen von der Hand des Verfassers enthielt. Diese nahm ich in den Text auf; die sonstigen Abweichungen der Ausgabe von 1784 verwies ich aber in die Anmerkungen (namentlich Modernisierungen älterer Wortformen), so daß sich der folgende Abdruck im allgemeinen und besonders in der Rechtschreibung und Interpunktion doch meist auf 1754 c gründet. — Der vierte Teil der Schrifften (1754) enthält die Lustspiele „Der junge Gelehrte“ und „Die Juden“, der fünfte (zugleich mit dem sechsten zu Ostern 1755 in zwei Drucken erschienen) die Lustspiele „Der Freygeist“ und „Der Schatz“, der sechste „Miß Sara Sampson“ und „Der Misogyne“; vgl. Band I und II dieser Ausgabe.]

Vorrede.

Ich bin eitel genug, mich des kleinen Beyfalls zu rühmen, welchen die zwey ersten Theile meiner Schriften, hier und da, erhalten haben. Ich würde dem Publico ein sehr abgeschmacktes Compliment machen, wann ich ihn ganz und gar nicht verdient zu haben, bekennen wollte. Eine solche Erniedrigung schimpft seine Einsicht, und man sagt ihm eine Grobheit, anstatt eine Höflichkeit zu sagen. Es sey aber auch ferne von mir, seine schonende Nachsicht zu verkennen, und die Aufmunterung, die es einem Schriftsteller wiederfahren läßt, welcher zu seinem Vergnügen etwas beyzutragen sucht, für ein schuldiges Opfer anzusehen.

Ob mir nun also der erste Schritt schon nicht mißlungen ist; so bin ich doch darum nicht weniger furchtsam, den zweyten zu wagen. Oft lockt man einen nur darum mit Schmeicheleyen aus der Scene hervor, um ihn mit einem desto spöttischern Gelächter wieder hineinzutreiben.

Ich nennte es einen zweyten Schritt; aber ich irrte mich: es ist eben sowohl ein erster, als jener. Ein zweyter würde es seyn, wenn ich die Bahn nicht verändert hätte. Aber, wie sehr habe ich diese verändert! Anstatt Reime, die sich durch ihre Leichtigkeit und durch einen Witz empfehlen, der deswegen keine Neider erweckt, weil jeder Leser ihn eben so gut als der Poet zu haben glaubt, anstatt solcher Reime bringe ich lange prosaische Aufsätze, die zum Theil noch dazu eine gelehrte Mine machen wollen.

Da ich mir also nicht einmal eben dieselben Leser wieder versprechen kann, wie sollte ich mir eben denselben Beyfall versprechen können? Doch er erfolge, oder erfolge nicht; ich will wenigstens auf meiner Seite nichts versäumen, ihn zu erhaschen. Das ist, ich will mich des Rechts der Vorrede bedienen, und mit den höflichsten Wen-

dungen, so nachdrücklich als möglich, zu verstehen geben, von welcher Seite ich gerne wollte, daß man dasjenige, was man nun bald wahrscheinlicher Weise lesen, noch wahrscheinlicherer Weise aber, nicht lesen wird, betrachten möge.

Ich sage also, daß ich den dritten Theil mit einem Mischmasch[1] von Critik und Litteratur angefüllt habe, der sonst einen Autor deutscher Nation nicht übel zu kleiden pflegte. Es ist Schade, daß ich mit diesem Bändchen nicht einige zwanzig Jahr vor meiner Geburt, in lateinischer Sprache, habe erscheinen können! Die wenigen Abhandlungen desselben, sind alle, Rettungen, überschrieben. Und wen glaubt man wohl, daß ich darinne gerettet habe? Lauter verstorbne Männer, die mir es nicht danken können. Und gegen wen? Fast gegen lauter Lebendige, die mir vielleicht ein sauer Gesichte dafür machen werden. Wenn das klug ist, so weis ich nicht, was unbesonnen seyn soll, = = Man erlaube mir, daß ich nicht ein Wort mehr hinzu setzen darf.

Ich komme vielmehr so gleich auf den vierten Theil, von dessen Inhalte sich mehr sagen läßt, weil er niemanden, oder welches einerley ist, weil er alle und jede angeht. Er enthält Lustspiele.

Ich muß es, der Gefahr belacht zu werden ungeachtet, gestehen, daß unter allen Werken des Witzes die Komödie dasjenige ist, an welches ich mich am ersten gewagt habe. Schon in Jahren, da ich nur die Menschen aus Büchern kannte = = beneidenswürdig ist der, der sie niemals näher kennen lernt! = = beschäftigten mich die Nachbildungen von Thoren, an deren Daseyn mir nichts gelegen war. Theophrast, Plautus und Terenz waren meine Welt, die ich in dem engen Bezirke einer klostermäßigen Schule, mit aller Bequemlichkeit studirte = = Wie gerne wünschte ich mir diese Jahre zurück; die einzigen, in welchen ich glücklich gelebt habe.

Von diesen ersten Versuchen schreibt sich, zum Theil, der junge Gelehrte her, den ich, als ich nach Leipzig kam, ernstlicher auszuarbeiten, mir die Mühe gab. Diese Mühe ward mir durch das dasige Theater, welches in sehr blühenden Umständen war, ungemein versüßt. Auch ungemein erleichtert, muß ich sagen, weil ich vor demselben hundert wichtige Kleinigkeiten lernte, die ein dramatischer Dichter lernen muß, und aus der bloßen Lesung seiner Muster nimmermehr lernen kann.

[1] Mischmasche [1754 ab]

Ich glaubte etwas zu Stande gebracht zu haben, und zeigte meine Arbeit einem Gelehrten, dessen Unterricht ich in wichtigern Dingen zu geniessen das Glück hatte. Wird man sich nicht wundern, als den Kunstrichter eines Lustspiels einen tiefsinnigen Weltweisen und Meßkünstler genennt zu finden? Vielleicht, wenn es ein andrer, als der Hr. Prof. Kästner wäre. Er würdigte mich einer Beurtheilung, die mein Stück zu einem Meisterstücke würde gemacht haben, wenn ich die Kräfte gehabt hätte, ihr durchgängig zu folgen.

Mit so vielen Verbesserungen unterdessen, als ich nur immer hatte anbringen können, kam mein junger Gelehrte in die Hände der Frau Neuberin. Auch ihr Urtheil verlangte ich; aber anstatt des Urtheils erwies sie mir die Ehre, die sie sonst einem angehenden Komödienschreiber nicht leicht zu erweisen pflegte; sie ließ ihn aufführen. Wann nach dem Gelächter der Zuschauer und ihrem Händeklatschen die Güte eines Lustspiels abzumessen ist, so hatte ich hinlängliche Ursache das meinige für keines von den schlechtesten zu halten. Wann es aber ungewiß ist, ob diese Zeichen des Beyfalls mehr für den Schauspieler, oder für den Verfasser gehören; wenn es wahr ist, daß der Pöbel ohne Geschmack am lautesten lacht, daß er oft da lacht, wo Kenner weinen möchten: so will ich gerne nichts aus einem Erfolge schliessen, aus welchem sich nichts schliessen läßt.

Dieses aber glaube ich, daß mein Stück sich auf dem Theater gewiß würde erhalten haben, wenn es nicht mit in den Ruin der Frau Neuberin wäre verwickelt worden. Es verschwand mit ihr aus Leipzig, und folglich gleich aus demjenigen Orte, wo es sich, ohne Widerrede, in ganz Deutschland am besten ausnehmen kann.

Ich wollte hierauf mit ihm den Weg des Drucks versuchen. Aber was liegt dem Leser an der Ursache, warum sich dieser bis jetzt verzögert hat? Ich werde beschämt genug seyn, wenn er finden sollte, daß ich gleichwohl noch zu zeitig damit hervorrückte.

Das war doch noch einmal eine Wendung, wie sie sich für einen bescheidnen Schriftsteller schickt! Aber man gebe Acht, ob ich nicht gleich wieder alles verderben werde! = = Man nenne mir doch diejenigen Geister, auf welche die komische Muse Deutschlands stolz seyn könnte? Was herrscht auf unsern gereinigten Theatern? Ist es nicht lauter ausländischer Witz, der so oft wir ihn bewundern, eine Satyre über den

unsrigen macht? Aber wie kommt es, daß nur hier die deutsche Nacheiferung zurückbleibt? Sollte wohl die Art selbst, wie man unsre Bühne hat verbessern wollen, daran Schuld seyn? Sollte wohl die Menge von Meisterstücken, die man auf einmal, besonders den Franzosen abborgte, unsre ursprünglichen Dichter niedergeschlagen haben? Man zeigte ihnen auf einmal, so zu reden, alles erschöpft, und setzte sie auf einmal in die Nothwendigkeit, nicht bloß etwas gutes, sondern etwas bessers zu machen. Dieser Sprung war ohne Zweifel zu arg; die Herren Kunstrichter konnten ihn wohl befehlen, aber die, die ihn wagen sollten, blieben aus.

Was soll aber diese Anmerkung? Vielleicht meine Leser zu einer gelindern Beurtheilung bewegen? = = = Gewiß nicht; sie können es halten wie sie wollen. Sie mögen mich gegen meine Landsleute, oder gegen Ausländer aufwägen; ich habe ihnen nichts vorzuschreiben. Aber das werden sie doch wohl nicht vergessen, wenn die Critik den jungen Gelehrten insbesondere angeht, ihn nur immer gegen solche Stücke zu halten, an welchen die Verfasser ihre Kräfte versucht haben?

Ich glaube die Wahl des Gegenstandes hat viel dazu beygetragen, daß ich nicht ganz damit verunglückt bin. Ein junger Gelehr'te, war die einzige Art von Narren, die mir auch damals schon unmöglich unbekannt seyn konnte. Unter diesem Ungeziefer aufgewachsen, war es ein Wunder, daß ich meine ersten satyrischen Waffen wider dasselbe wandte?

Das zweyte Lustspiel, welches man in dem vierten Theile finden wird, heißt die Juden. Es war das Resultat einer sehr ernsthaften Betrachtung über die schimpfliche Unterdrückung, in welcher ein Volk seufzen muß, das ein Christ, sollte ich meinen, nicht ohne eine Art von Ehrerbietung betrachten kann. Aus ihm, dachte ich, sind ehedem so viel Helden und Propheten aufgestanden, und jetzo zweifelt man, ob ein ehrlicher Mann unter ihm anzutreffen sey? Meine Lust zum Theater war damals so groß, daß sich alles, was mir in den Kopf kam, in eine Komödie verwandelte. Ich bekam also gar bald den Einfall, zu versuchen, was es für eine Wirkung auf der Bühne haben werde, wenn man dem Volke die Tugend da zeigte, wo es sie ganz und gar nicht vermuthet. Ich bin begierig mein Urtheil zu hören.

Noch begieriger aber bin ich, zu erfahren, ob diese zwey Proben einige Begierde nach meinen übrigen dramatischen Arbeiten erwecken werden. Ich schliesse davon alle diejenigen aus, welche hier und da unglücklicher Weise schon das Licht gesehen haben. Ein beßrer Vorrath, bey welchem ich mehr Kräfte und Einsicht habe anwenden können, erwartet nichts als die Anlegung der letzten Hand. Diese aber wird lediglich von meinen Umständen abhangen. Ein ehrlicher Mann, der nur einigermassen gelernt hat, sich von dem Aeusserlichen nicht unterdrücken zu lassen, kann zwar fast immer aufgelegt seyn, etwas ernsthaftes zu arbeiten, besonders wann mehr Anstrengung des Fleißes, als des Genies dazu erfordert wird; aber nicht immer etwas witziges, welches eine gewisse Heiterkeit des Geistes verlangt, die oft in einer ganz andern Gewalt, als in der unsrigen stehet = = Es rufen mir ohnedem fast versäumte wichtigere Wissenschaften zu:

Satis est potuisse videri!

Rettungen des Horaz.

Quem rodunt omnes — — —
Horat. Lib. I. Sat. 6.

Diese Rettungen des Horaz werden völlig von denen unterschieden seyn, die ich vor kurzen[1] gegen einen alten Schulknaben habe übernehmen müssen.

Seine kleine hämische Boßheit hat mich beynahe ein wenig abgeschreckt, und ich werde so bald nicht wieder mit Schriftstellern seines gleichen anbinden. Sie sind das Pasquillmachen gewohnt, so daß es ihnen weit leichter wird, eine Verleumdung aus der Luft zu fangen, als eine Regel aus dem Donat anzuführen. Wer aber will denn gern[2] verleumdet seyn?

Die Gabe sich widersprechen zu lassen, ist wohl überhaupt eine Gabe, die unter den Gelehrten nur die Todten haben. Nun will ich sie eben nicht für so wichtig ausgeben, daß man, um sie zu besitzen, gestorben zu seyn wünschen sollte: denn um diesen Preis sind vielleicht auch größre Vollkommenheiten zu theuer. Ich will nur sagen, daß es sehr gut seyn würde, wann auch noch lebende Gelehrte, immer im voraus, ein wenig todt zu seyn lernen wollten. Endlich müssen sie doch eine Nachwelt zurücklassen, die alles Zufällige von ihrem Ruhme absondert, und die keine Ehrerbietigkeit zurückhalten wird, über ihre Fehler zu lachen. Warum wollen sie also nicht schon itzt[3] diese Nachwelt ertragen lernen, die sich hier und da in einem ankündiget, dem es gleichviel ist, ob sie ihn für neidisch oder für ungesittet halten?

Ungerecht wird die Nachwelt nie seyn. Anfangs zwar pflanzt sie Lob und Tadel fort, wie sie es bekömmt; nach und nach aber bringt

[1] kurzem [1784] [2] gerne [1754 ab] [3] jetzt [1754 ab]

sie beydes auf ihren rechten Punkt. Bey Lebzeiten, und ein halb Jahrhundert nach dem Tode, für einen grossen Geist gehalten werden, ist ein schlechter Beweis, daß man es ist; durch alle Jahrhunderte aber hindurch dafür gehalten werden, ist ein unwidersprechlicher. Eben das gilt bey dem Gegentheile. Ein Schriftsteller wird von seinen Zeitgenossen und von dieser ihren Enkeln nicht gelesen; ein Unglück, aber kein Beweis wider seine Güte; nur wann auch der Enkel Enkel nie Lust bekommen, ihn zu lesen, alsdann ist es gewiß, daß er es nie verdient hat, gelesen zu werden.

Auch Tugenden und Laster wird die Nachwelt nicht ewig verkennen. Ich begreife es sehr wohl, daß jene eine Zeitlang beschmitzt und diese aufgeputzt seyn können; daß sie es aber immer bleiben sollten, läßt mich die Weisheit nicht glauben, die den Zusammenhang aller Dinge geordnet hat, und von der ich auch in dem, was von dem Eigensinne der Sterblichen abhangt,[1] anbethenswürdige Spuren finde.

Sie erweckt von Zeit zu Zeit Leute, die sich ein Vergnügen daraus machen, den Vorurtheilen die Stirne zu biethen, und alles in seiner wahren Gestalt zu zeigen, sollte auch ein vermeinter Heiliger dadurch zum Bösewichte, und ein vermeinter Bösewicht zum Heiligen werden. Ich selbst — — denn auch ich bin in Ansehung derer, die mir vorangegangen, ein Theil der Nachwelt, und wann es auch nur ein Trilliontheilchen wäre — — Ich selbst kann mir keine angenehmere[2] Beschäftigung machen, als die Namen berühmter Männer zu mustern, ihr Recht auf die Ewigkeit zu untersuchen, unverdiente Flecken ihnen abzuwischen, die falschen Verkleisterungen ihrer Schwächen aufzulösen, kurz alles das im moralischen Verstande zu thun, was derjenige, dem die Aufsicht über einen Bildersaal anvertrauet ist, physisch verrichtet.

Ein solcher wird gemeiniglich unter der Menge einige Schildereyen haben, die er so vorzüglich liebt, daß er nicht gern ein Sonnenstäubchen darauf sitzen läßt. Ich bleibe also in der Vergleichung, und sage, daß auch ich einige grosse Geister so verehre, daß mit meinem Willen nicht die allergeringste Verleumdung auf ihnen haften soll.

Horaz ist einer von diesen. Und wie sollte er es nicht seyn? Er, der philosophische Dichter, der Witz und Vernunft in ein mehr als schwesterliches Band brachte, und mit der Feinheit eines Hofmanns den

[1] abhängt, [1784] [2] angenehmre [1754 a]

ernstlichsten Lehren der Weisheit das geschmeidige Wesen freundschaftlicher Erinnerungen zu geben wußte, und sie entzückenden Harmonien anvertraute, um ihnen den Eingang in das Herz desto unfehlbarer zu machen.

Diese Lobsprüche zwar hat ihm niemand abgestritten, und sie sind es auch nicht, die ich hier wider irgend einen erhärten will. Der Neid würde sich lächerlich machen, wann er entschiedne Verdienste verkleinern wollte; er wendet seine Anfälle, gleich einem schlauen Belagerer,[1] gegen diejenigen Seiten, die er ohne Vertheidigung sieht; er giebt dem, dem er den grossen Geist nicht abstreiten kann, lasterhafte Sitten, und dem, dem er die Tugend lassen muß, läßt er sie und macht ihn dafür zu einem Blödsinnigen.

Schon längst habe ich es mit dem bittersten Verdrusse bemerkt, daß eben diesen Ränken auch der Nachruhm des Horaz nicht entgangen ist. So viel er auf der Seite des Dichters gewonnen hat, so viel hat er auf der Seite des ehrlichen Mannes verloren. Ja, spricht man, er sang die zärtlichsten und artigsten Lieder, niemand aber war wollüstiger als er; er lobte die Tapferkeit bis zum Entzücken, und war selbst der feigherzigste Flüchtling; er hatte die erhabensten Begriffe von der Gottheit, aber er selbst, war ihr schläfrigster Verehrer.

Es haben sich Gelehrte genug gefunden, die seine Geschichte sorgfältig untersucht, und tausend Kleinigkeiten beygebracht haben, die zum Verständnisse seiner Schriften dienen sollen. Sie haben uns ganze Chronologien davon geliefert; sie haben alle zweifelhafte Lesarten untersucht; nur jene Vorwürfe haben sie ununtersucht gelassen. Und warum denn? Haben sie etwa einen Heiden nicht gar zu verehrungswürdig machen wollen?

Mich wenigstens soll nichts abhalten, den Ungrund dieser Vorwürfe zu zeigen, und einige Anmerkungen darüber zu machen, die so natürlich sind, daß ich mich wundern muß, warum man sie nicht längst gemacht hat.

Ich will bey seiner Wollust anfangen; oder wie sich ein neuer Schriftsteller ausdrückt, der aber der feinste nicht ist; bey seiner stinkenden Geilheit und unmäßigen Unzucht.* Die Beweise zu dieser Be-

* Der Herr Müller in seiner Einleitung zur Kenntniß der lateinischen Schriftsteller, Theil III. Seite 403.

[1] Belagrer [1754 ab]

schuldigung nimt man, theils aus seinen eignen Schriften, theils aus den Zeugnissen andrer.

Ich will bey den letztern anfangen. Alle Zeugnisse die man wegen der wollüstigen Ausschweifung des Horaz auftreiben kann, fliessen aus einer einzigen Quelle, deren Aufrichtigkeit nichts weniger als ausser allem Zweifel gesetzt ist. Man hat nehmlich auf einer alten Handschrift der Bodlejanischen Bibliothek eine Lebensbeschreibung des Horaz gefunden, die fast alle Kunstrichter dem Sueton, wie bekannt, zuschreiben. Wann sie keine andre Bewegungsgründe dazu hätten, als die Gleichheit der Schreibart, so würde ich mir die Freyheit nehmen, an ihrem Vorgeben zu zweifeln. Ich weis, daß man Schreibarten nachmachen kann; ich weis, daß es eine wahre Unmöglichkeit ist, alle kleine Eigenthümlichkeiten eines Schriftstellers so genau zu kennen, daß man den geringsten Abgang derselben in seinem Nachahmer entdecken sollte; ich[1] weis endlich, daß man, um in solchen Vermuthungen recht leicht zu fehlen, nichts als wenig Geschmak und recht viel Stolz besitzen darf, welches, wie man sagt, gleich der Fall der meisten Kunstrichter ist. Doch der Scholiast Porphyrion führt eine Stelle aus dieser Lebensbeschreibung des Horaz an, und legt sie mit ausdrücklichen Worten dem Sueton bey. Dieses nun ist schon etwas mehr, ob gleich auch nicht alles. Die Paar Worte die er daraus anführt, sind gar wohl von der Art, daß sie in zwey verschiedenen[2] Lebensbeschreibungen können gestanden haben. Doch ich will meine Zweifelsucht nicht zu weit treiben; Sueton mag der Verfasser seyn.

Sueton also, der in dieser Lebensbeschreibung hunderterley beybringt, welches dem Horaz zum Lobe gereichet, läßt, gleichsam als von der Wahrheitsliebe darzu gezwungen, eine Stelle mit einfliessen, die man tausendmahl nachgeschrieben, und oft genug mit einer kleinen Kützelung[3] nachgeschrieben hat. Hier ist sie: Ad res venereas intemperantior traditur. Nam speculato cubiculo scorta dicitur habuisse disposita, ut quocunque respexisset, ibi ei imago coitus referretur.

Was will man nun mehr? Sueton ist doch wohl ein glaubwürdiger Schriftsteller; und Horaz war doch wohl Dichters genug, um so etwas von ihm für ganz wahrscheinlich zu halten?

[1] und ich [1754 a] [2] verschiednen [1754 ab] [3] Kützlung [1754 ab]

Man übereile sich nicht, und sey anfangs wenigstens nur so vorsichtig, als es Sueton selbst hat seyn wollen. Er sagt traditur, dicitur. Zwey schöne Wörter, welchen schon mancher ehrliche[1] Mann den Verlust seines guten Namens zu danken hat! Also ist nur die Rede so gegangen? Also hat man es nur gesagt? Wahrhaftig, mein lieber Sueton, so bin ich sehr übel auf dich zu sprechen, daß du solche Nichtswürdigkeiten nachplauderst. In den hundert und mehr Jahren, die du nach ihm gelebt, hat vieles können erdacht werden, welches ein Geschichtschreiber wie du, hätte untersuchen, nicht aber ununtersucht fortpflanzen sollen — —

Es würde ein wenig eckel klingen, wenn ich diese Apostrophe weiter treiben wollte. Ich will also gelassener fortfahren — — In eben dieser Lebensbeschreibung sagt Sueton: es gehen unter dem Namen des Horaz Elegien und ein prosaischer Brief herum; allein beyde halte ich für falsch. Die Elegien sind gemein, und der Brief ist dunkel, welches doch sein Fehler ganz und gar nicht war. — — Das ist artig! Warum widerspricht denn Sueton der Tradition hier, und oben bey dem Spiegelzimmer nicht? Hat es mehr auf sich den Geist eines Schriftstellers zu retten, als seine Sitten? Welches schimpft denn mehr? Nach einer Menge der vollkommensten Gedichte, einige kalte Elegien und einen dunkeln Brief schreiben; oder bey aller Feinheit des Geschmacks ein unmäßiger Wollüstling seyn? — — Unmöglich kann ich mir einbilden, daß ein vernünftiger Geschichtschreiber, auf eben derselben Seite, in eben derselben Sache, nehmlich in Meldung der Nachreden, welchen sein Held ausgesetzt worden, gleich[2] unvorsichtig, als behutsam seyn könne.

Nicht genug! Ich muß weiter gehen, und den Leser bitten, die angeführte Stelle noch einmal zu betrachten: ad res venereas intemperantior traditur. Nam speculato cubiculo scorta dicitur habuisse disposita, ut quocunque respexisset, ibi ei imago coitus referretur.

Je mehr ich diese Worte ansehe, je mehr verlieren sie in meinen Augen von ihrer Glaubwürdigkeit. Ich finde sie abgeschmackt; ich finde sie unrömisch; ich finde, daß sie andern Stellen in dieser Lebensbeschreibung offenbar widersprechen.

[1] ehrlicher [1754 ab] [2] gleich so [1754 b]

Ich finde sie abgeschmackt. Man höre doch nur, ob der Geschichtschreiber kann gewußt haben, was er will? Horaz soll in den venerischen Ergötzungen unmäßig gewesen seyn; denn man sagt — — Auf die Ursache wohl Achtung gegeben! Man sagt — Ohne Zweifel, daß er als ein wahrer Gartengott, ohne Wahl, ohne Geschmack auf alles, was weiblichen Geschlechts gewesen, losgestürmet sey? Nein! — Man sagt, er habe seine Buhlerinnen in einem Spiegelzimmer genossen, um auf allen Seiten, wo er hingesehen, die wollüstige Abbildung seines Glücks anzutreffen — Weiter nichts? Wo steckt denn die Unmäßigkeit? Ich sehe, die Wahrheit dieses Umstandes vorausgesetzt, nichts darinn,[1] als ein Bestreben, sich die Wollust so reitzend zu machen, als möglich. Der Dichter war also keiner von den groben Leuten, denen Brunst und Galanterie eines ist, und die im Finstern mit der Befriedigung eines einzigen Sinnes vorlieb nehmen. Er wollte, so viel möglich, alle sättigen; und ohne einen Wehrmann zu nennen, kann man behaupten, er werde auch nicht den Geruch davon ausgeschlossen haben. Wenigstens hat er diese Neitzung gekannt:

te puer in rosa
Perfusus liquidis urget odoribus.

Und das Ohr? Ich traue ihm Zärtlichkeit genug zu, daß er auch dieses nicht werde haben leer ausgehen lassen. Sollte die Musik auch nur

Gratus puellae risus

gewesen seyn. Und der Geschmak?

oscula, quae Venus
Quinta parte sui nectaris imbuit.

Nektar aber soll der Zunge keine gemeine Kützelung[2] verschaft haben; wenigstens sagt Ibykus bey dem Athenäus, es sey noch neunmal süßer als Honig — — Himmel! was für eine empfindliche Seele war die Seele des Horaz! Sie zog die Wollust durch alle Eingänge in sich. — — Und gleichwohl ist mir das Spiegelzimmer eine Unwahrscheinlichkeit. Sollte denn dem Dichter nie eine Anspielung darauf entwischt seyn? Vergebens wird man sich nach dieser bey ihm umsehen. Nein, nein; in den süßen Umarmungen einer Chloe hat man die Sättigung der Augen näher, als daß man sie erst seitwerts in dem Spiegel suchen

[1] darinne, [1754 a; so regelmäßig] [2] Kützlung [1754 ab]

müßte. Wen das Urbild nicht rühret, wird den der Schatten rühren? — — Ich verstehe eigentlich hievon[1] nichts; ganz und gar nichts. Aber es muß doch auch hier alles seinen Grund haben; und es wäre ein sehr wunderbares Gesetze, nach welchem die Einbildungskraft wirkte, wenn der Schein mehr Eindruck auf sie machen könnte, als das Wesen — —

Ferner finde ich die angeführten Worte unrömisch. Wer wird mich zum Exempel bereden, daß die Römer speculatum cubiculum, für cubiculum speculis ornatum gesagt haben? Man mag dem Mittelworte speculatum eine active oder paßive Bedeutung geben, so wird es in dem ersten Fall[2] gar nichts, und in dem andern etwas ganz anders ausdrücken. Schon speculari für in dem Spiegel besehen, ist das gewöhnlichste nicht, und niemand anders als ein Barbar oder ein Schulknabe kann darauf fallen, den Begrif mit Spiegeln ausgezieret,[3] durch speculatus zu geben. Doch wenn das auch nicht wäre, so sage man mir doch, was die ganze Redensart heißt: speculato cubiculo scorta dicitur habuisse disposita? Ich weis wohl, was in einem gewissen Studentenliede scorta deponere bedeutet, aber was in einem klaßischen Schriftsteller scorta disponere sagen könne, gesteh ich ganz gerne, nicht zu wissen. Die Worte sind so dunkel, daß man den Sinn nicht anders als errathen kann; welches aber den meisten nicht sauer werden wird, weil ein wenig Bosheit mit unterläuft. Wann man ihn nun aber errathen hat, so versuche man doch, ob er sich wohl mit dem, was Sueton sonst von dem Horaz erzehlt, vergleichen lasse?

Nach dem Bericht[4] dieses Geschichtschreibers war August mit dem Dichter so vertraulich, daß er ihn oft im Scherze purissimum penem und homuncionem lepidissimum nannte. Der verschämte Herr Pastor Lange giebt das erste Beywort durch einen artigen Bruder Lüderlich; oder vielmehr nach seiner Rechtschreibung Liederlich. Ich will hoffen, daß man keine getreuere Uebersetzung von mir verlangen wird. Genug für mich, daß purissimus, oder wenn man die Lesart ein wenig antiquer haben will, putissimus, der Allerreinste heißt, und daß der, welcher ad res venereas intemperantior ist, unmöglich der Allerreinste seyn kann. Eines von beyden muß also nur wahr seyn; ent-

[1] hiervon [1754 ab] [2] Falle [1754 a] [3] ausgeziert, [1754 ab] [4] Berichte [1754 ab]

weder das dicitur des Pöbels, oder das ausdrückliche Urtheil des Augusts. Mit welchem will man es halten?

Die Wahl kann nicht schwer fallen; sondern jeder Unpartheyischer wird mir vielmehr zugestehen, daß Sueton schwerlich etwas so abgeschmacktes, so unrömisches und mit seinen anderweitigen Nachrichten so streitendes, könne geschrieben haben, und daß man vielmehr vollkommen berechtiget sey, die angeführte Stelle für untergeschoben zu halten.

Was das Unrömische darinnen[1] zwar anbelangt, so könnte man vielleicht den Vorwand der verstümmelten Lesart wider mich brauchen, und alle Schuld auf die unwissenden Abschreiber schieben. Es ist wahr; und ich selbst kann eine Verbesserung angeben, die so ungezwungen ist, daß man sie ohne Widerrede annehmen wird. Anstatt nehmlich: speculato cubiculo scorta dicitur habuisse disposita rathe ich zu lesen specula in cubiculo scortans ita dicitur habuisse disposita, ut etc. Man sieht, daß ich wenigstens sehr aufrichtig bin, und mir kein Bedenken mache, meinen Grund selbst zu entkräften. Doch wer weis ob ich es thun würde, wenn ich nicht den übrigen Gründen desto mehr zutraute. Ich glaube aber, sie sind von der Beschaffenheit, daß das, was ich noch hinzusetzen will, sie fast unwidersprechlich machen wird.

Ich hatte nicht lange über diese[2] verdächtige Beschuldigung nachgedacht, als ich mich erinnerte, etwas ähnliches bey dem Seneca gelesen zu haben. Dieser ehrliche Philosoph hat nicht gern[3] eine Gelegenheit versäumt, wo er mit guter Art seine ernsthaften Lehren, mit einem Zuge aus der Geschichte lebhafter machen konnte. In dem ersten Buche seiner natürlichen Fragen handelt er unter andern von den Spiegeln, und nachdem er alles beygebracht, was er als ein Physiker davon zu sagen gewußt, so schließt er endlich mit einer Erzehlung, die ziemlich schmutzig ist. Vielleicht sollte ich mehr sagen, als ziemlich; wenigstens bin ich nicht der einzige, der es einem stoischen Weisen verdenkt, sie mit allen spitzigen Schönheiten seines laconischen Witzes ausgekrahmt zu haben. Fromondus setzt schon hinzu: honestius tacuisses Seneca; und es giebt Uebersetzer, die lieber ihre Urschrift hier verstümmeln, als durch allzugrosse Treue ihren Lesern die Röthe ins Gesicht treiben wollen. Ich würde eben so behutsam seyn, wenn

[1] darinne [1754 a] darinn [1784] [2] die [1754 b] [3] gerne [1754 a]

nicht unglücklicher Weise beynahe die ganze Rettung meines Dichters davon abhinge. Der Unschuld zum Nutzen kann man schon den Mund ein wenig weiter aufthun. Ich werde bey dem allen noch weit bescheidener als Seneca seyn, den diejenigen, welche gründlicher unterrichtet seyn wollen, in dem sechzehnten Hauptstücke des angeführten Buchs nachlesen können.

„Bey dieser Gelegenheit, sagt er zu seinem Lucil, muß ich dir „doch ein Histörchen erzehlen, woraus du erkennen wirst, wie die Geil„heit sogar kein Werkzeug zur[1] Anreitzung der Wollust verachtet, und „wie sinnreich sie ist, ihrem unzüchtigen Feuer Nahrung zu schaffen. „Ein gewisser Hostius übertraf an Unkeuschheit alles, was man je„mals auf der Bühne gesehen und verabscheuet hat. Er war dabey ein „reicher Geitzhals, ein Sklave von mehr als tausend Sesterzien. Als „ihn seine Sklaven umgebracht hatten, achtete der göttliche August ihn „nicht für werth, seinen Tod zu rächen, ob er ihn gleich nicht billigte. „Er verunreinigte sich nicht allein mit Einem Geschlechte; sondern er „war auf das männliche eben so rasend als auf das weibliche. Er „ließ sich Spiegel verfertigen, die, wie ich sie in dem vorhergehenden „beschrieben habe, die Bilder um vieles vergrösserten, und den Finger „an Dicke und Länge einem Arme gleich machten. Diese Spiegel stellte „er so, daß wenn er sich selbst von einem seines Geschlechts mißbrauchen „ließ, er alle Bewegungen seines Schänders darinne sehen, und sich „an der falschen Grösse des Gliedes, gleichsam als an[2] einer wahren, „vergnügen konnte. Er suchte zwar schon in allen Badstuben die Muster „nach dem vergrösserten Maaßstabe aus; gleichwohl aber mußte er „seine unersättliche Brunst auch noch mit Lügen stillen. Nun sage „man mir, ob es wahr ist, daß der Spiegel nur der Reinigkeit wegen „erfunden sey?" —

Weiter brauche ich meinen Stoiker nicht zu verdolmetschen. Er moralisirt noch eine ziemliche Ecke ins Feld hinein, und giebt sich alle Mühe die Augen seiner Leser auf diesen Gegenstand recht zu heften. Man sollte schwören, er rede von dem freywilligen Tode des Cato, so feurig wird er dabey!

Ich will mich vielmehr so gleich zu den Folgerungen wenden, die daraus fliessen. Der göttliche Augustus, welcher hier einen un-

[1] zu [1754 a]   [2] an [fehlt 1754 c und 1784]

züchtigen Mann so verabscheuet, daß er auch seinen Tod, an den nichtswürdigsten Kreaturen in den Augen eines Römers, an meuchelmörderischen Sklaven, nicht ahnden will, ist eben der August, dessen Liebling Horaz war. Nun mahlt man uns den Horaz zwar nicht völlig als einen Hostius; allein das was daran fehlt, ist auch so groß nicht, als daß es in dem Betragen des Augustus einen so merklichen Unterscheid hätte machen können. Unter den scortis, die der Dichter vor dem Spiegel soll genossen haben, will man nicht bloß weibliche verstehen, deren Gebrauch die Entbehrlichkeit übernatürlicher Anspornung[1] ziemlich voraussetzt. Man muß das männliche Geschlecht mit darunter begreifen, wenn das intemperantior ad res venereas traditur, nicht, wie ich schon gezeigt habe, eine Ungereimtheit seyn soll. Begreift man es aber darunter, so ist Hostius dem Horaz nur noch in kleinen Umständen überlegen; und ihr Hauptverbrechen ist eins. Es ist eins, sage ich; und Augustus[2] muß von sehr wankenden Grundsätzen gewesen seyn. Was konnte ihn antreiben, eben dasselbe Laster in dem einen zu verfolgen, und bey dem andern in einen Schertz oder vielmehr gar in eine Art von Lobspruch zu verwandeln? Jenen für indignum vindicta, und diesen für purissimum penem zu erklären? Man sage nicht, die Vorzüge die Horaz sonst, als ein schöner Geist besessen, könnten den August über diese Abscheulichkeit wegzusehen bewogen haben. August war der Mann nicht, der in Ansehung des Witzes die allzugroben Ausschweifungen zu vergeben gewohnt war. Wenigstens hat er es an einer ähnlichen Person, an dem Ovid, nicht gewiesen.

Was soll ich von einer so klaren Sache viel Worte machen? Ich glaube die critische Vermuthung vorbereitet genug zu haben, die ich nunmehr vorbringen will. Man betrachte, daß Hostius unter dem August gelebt; man betrachte, daß der Name Hostius Gleichheit genug mit dem Namen Horatius hat, um von einem Unwissenden dafür angesehn zu werden; man überlege endlich, daß die Worte des Seneca, die ich schon übersetzt angeführt habe: specula ita disponebat ut cum virum ipse pateretur, aversus omnes admissarii sui motus in speculo videret; daß, sage ich, diese Worte von den oben angeführten: specula in cubiculo, scortans[3] ita dicitur habuisse disposita, ut quocunque respexisset, ibi ei imago coitus referretur

[1] Anspornungen [1754 a] [2] August [1754 a] [3] scortatus [1754 bc. 1784]

beynahe das Vorbild zu seyn scheinen;[1] und wenn man alles dieses genau überlegt hat, so sage man mir, ob ich nicht mit einem ziemlichen Grade von Wahrscheinlichkeit behaupten könnte, daß die streitige Stelle des Suetons, das Einschiebsel eines Abschreibers sey? Eines Abschreibers, der vielleicht bey einem andern, als bey dem Seneca gelesen hatte: zu den Zeiten des Augustus habe ein gewisser Hostius — welcher Name ihm ohne Zweifel unbekannter war, als Horatius — — vor den Spiegeln seine unzüchtigen Lüste gestillt: eines Abschreibers, der ein verdienstliches Werk zu thun glaubte, wenn er mit dieser Anekdote die Nachrichten des Suetons vermehrte.

Ich bin hoffentlich der erste, der diese Vermuthung vorträgt, ob ich gleich nicht der erste bin, der die Stelle, die sie betrift, für untergeschoben hält. Dacier hat sie in seiner Uebersetzung stillschweigend ausgelassen, und stillschweigend also verdammt. Baxter läßt sie in seiner Ausgabe gleichfalls weg, und fügt in einer Anmerkung hinzu: quae hic omittuntur, a nescio quo nebulone infarcta sunt, neque enim solum inhonesta, verum etiam deridicula et ἄσυστατα videntur. Es sollte mir lieb seyn, wenn ich das, was Baxter hier mit ganz trocknen Worten sagt, richtig erwiesen hätte.

Und zwar sollte es mir schon deswegen lieb seyn, weil die zweyte Art von Beweisen, die man von der Unkeuschheit des Horaz aus seinen eignen Schriften nimmt, ein grosses verlieret, wann sie von der erstern nicht mehr unterstützt wird.

Giebt man es zu, oder giebt man es nicht zu, daß der Dichter die Natur schildert; daß die sinnlichen Gegenstände ihn nicht bloß und allein, ja nicht einmal vorzüglich beschäftigen müssen; daß die Empfindungen, so wie sie die Natur selbst beleben, auch sein Gemählde beleben müssen? Man giebt es zu. Räumt man es ein, oder räumt man es nicht ein, daß die Empfindungen der Wollust unter allen diejenigen sind, welche sich der meisten Herzen bemächtigen, und sich ihrer am leichtesten bemächtigen; daß sie unter sich der mehresten Abändrungen[2] fähig sind, welche alle Wollust, aber alle eine andre Wollust sind; daß der Dichter, so wie er hier seine meiste Stärke zeigen kann, auch hier seinen meisten Ruhm zu erwarten hat? Man räumt es ein. Also räume man auch ein, daß der Dichter Wein und Liebe, Ruh[3] und

[1] schienen; [1754 bc] [2] Abänderungen [1784] [3] Ruhe [1754 a]

Lachen, Schlaf und Tanz besingen, und sie als die vornehmsten Güter dieses Lebens anpreisen darf; oder wenigstens gestehe man zu, daß man dem Dichter, wenn man es ihm untersagen wollte, eines von den schönsten Feldern untersagen würde, wo er die angenehmsten Blumen für das menschliche Herz sammlen[1] könnte. Ich rede von dem menschlichen Herze, so wie es ist, und nicht wie es seyn sollte; so wie es ewig bleiben wird, und nicht wie es die strengen[2] Sittenlehrer gern umbilden wollten.

Ich habe für den Horaz schon viel gewonnen, wenn der Dichter von der Liebe singen darf. Allein die Liebe, hat sie nicht jedes Jahrhundert eine andere Gestalt? Man hat angemerkt, daß sie in den barbarischen Zeiten ungemein bescheiden, ehrerbietig, und bis zur Schwärmerey züchtig und beständig gewesen ist; es waren die Zeiten der irrenden Ritter. In den Zeiten hingegen, in welchen sich Witz und Geschmak aus dem Bezirke der Künste und Wissenschaften bis in den Bezirk der Sitten ausgebreitet hatten, war sie immer kühn, flatterhaft, schlüpfrigt, und schweifte wohl gar aus dem Gleise der Natur ein wenig aus. Ist es aber nicht die Pflicht eines Dichters, den Ton seines Jahrhunderts anzunehmen? Sie ist es, und Horaz konnte unmöglich anders von der Liebe reden, als nach der Denkungsart seiner Zeitgenossen. — — Noch mehr also für ihn gewonnen.

Hierzu füge man die Anmerkung, daß alles, woraus ein Dichter seine eigne Angelegenheit macht, weit mehr rührt, als das, was er nur erzehlt. Er muß die Empfindungen, die er erregen will, in sich selbst zu haben scheinen; er muß scheinen aus der Erfahrung und nicht aus der blossen Einbildungskraft zu sprechen. Diese, durch welche er seinem geschmeidigen Geiste alle mögliche Formen auf kurze Zeit zu geben, und ihn in alle Leidenschaften zu setzen weiß, ist eben das, was seinen Vorzug vor andern Sterblichen ausmacht; allein es ist gleich auch das, wovon sich diejenigen, denen er versagt ist, ganz und gar keinen Begrif machen können. Sie können sich nicht vorstellen, wie ein Dichter zornig seyn könne, ohne zu zürnen; wie er von Liebe seufzen könne, ohne sie zu fühlen. Sie, die alle Leidenschaften nur durch Wirklichkeiten in sich erwecken lassen, wissen von dem Geheimnisse nichts, sie durch willkührliche Vorstellungen rege zu machen. Sie

[1] sammeln [1754 ab] [2] strengsten [1754 bc. 1784]

gleichen den gemeinen Schiffern, die ihren Lauf nach dem Winde einrichten müssen, wenn der Dichter einem Aeneas gleicht, der die Winde in verschlossenen Schläuchen bey sich führt, und sie nach seinem Laufe einrichten kann. Gleichwohl muß er, ihren Beyfall zu haben, sich ihnen gleich stellen. Weil sie nicht ehr[1] feurig von der Liebe reden können, als bis sie verliebt sind; so muß er selbst ihnen zu gefallen verliebt seyn, wenn er feurig davon reden will. Weil sie nicht wissen, wie sich der Schmerz über den Verlust einer Geliebten ausdrücken würde, ohne ihn gefühlt zu haben; so muß ihm selbst eine Neära untreu geworden seyn, wann er die Natur und ihre Ausbrüche bey einer solchen Gelegenheit, schildern will.

Da man aber dieses weis, oder wenigstens wissen könnte, schämt man sich denn nicht, alles im Ernste auf die Rechnung des Dichters zu schreiben, was er selbst, des künstlichen Blendwerks wegen, darauf geschrieben hat? Muß er denn alle Gläser geleert und alle Mädgens geküßt haben, die er geleert und geküßt zu haben vorgiebt? Die Bosheit herrscht hier wie überall. Man lasse ihn die herrlichsten Sittensprüche, die erhabensten Gedanken, von Gott und Tugend vortragen; man wird sich wohl hüten sein Herz zur Quelle derselben zu machen; alles das Schöne, spricht man, sagt er als Dichter. Aber es entfahre ihm das geringste Anstößige, schnell soll der Mund von dem übergeflossen seyn, dessen das Herz voll ist.

Weg also mit allen den unwürdigen Anwendungen, die man von den Gedichten des Horaz auf den moralischen Charakter desselben oft genug gemacht hat! Sie sind die größten Ungerechtigkeiten, die man ihm erweisen kann, und allzu oft wiederholt, werden sie endlich alle seine Nachahmer bewegen, uns die Natur nur auf ihrer störrischen Seite zu weisen, und alle Grazien aus ihren Liedern zu verbannen.

Niemand hat diese verhaßten Anwendungen weiter getrieben, als einige Franzosen. Und in welcher Thorheit tragen nicht immer die Franzosen den Preis davon? De la Chapelle fand mit seinen Liebsgeschichten des Catulls und Tibulls Nachahmer, so ein elender Schriftsteller er auch war. Doch habe ich es schon vergessen, daß es eben die elendesten Schriftsteller sind, welche die meisten Nachahmer finden? Nicht einer, sondern zwey wahrhafte Beauxesprits, das ist,

[1] eher [1754 a]

wahrhafte seichte Köpfe, haben uns les Amours d'Horace geliefert. Der eine hat in fünf Briefen an einen Marquis — — denn ein Marquis muß es wenigstens seyn, mit dem ein französischer Autor in Briefwechsel steht — — alle weibliche Namen, die in den Gedichten des Horaz vorkommen, in ein Ganzes zu bringen gewußt. Sie sind ihm eine Reihe von willigen Schwestern, die alle der flatterhafte Horaz durchgeschwärmt ist. Schon die Menge derselben hätte ihm das Abgeschmakte seines Unternehmens sichtbar machen können; allein eben dieselbe Menge macht er zu einem Beweise, daß Horaz in der Galanterie ein Held ohn gleichen müsse gewesen seyn. Er erzwingt überall aus den Worten des Dichters, welche oft die unschuldigsten von der Welt sind, kleine scandaleuse Umstände, um seinen Erdichtungen eine Art von Zusammenhang zu verschaffen.[1] Horaz, zum Exempel, begleitet die zur See gehende Galathee mit aufrichtigen Wünschen der Freundschaft; der Freundschaft, sag ich, die ihr alle Gefährlichkeiten des tobenden Oceans vorstellt, und sie durch das Exempel der Europa, keine ungewisse Reise anzutreten, ermahnet. Dieses ist der Inhalt der 27ten Ode des dritten Buchs. Das Zärtlichste, was Horaz der Galathee darinne sagt, sind die Zeilen:

Sis licet felix ubicunque mavis,
Et memor nostri, Galatea, vivas.

Was kann unschuldiger seyn, als diese Zeilen? Sie scheinen aus dem Munde eines Bruders geflossen zu seyn, der sich einer geliebten Schwester, die ihn verlassen will, empfiehlt. Doch was nicht darinne[2] liegt, hat der Franzose hineingelegt; er übersetzt die Worte memor nostri vivas durch daignez toujours conserver le souvenir de ma tendresse, und nunmehr ist es klar, daß Galathee eine Buhlerin des Horaz gewesen ist. Noch nicht genug; zum Trotze aller Ausleger, die zu dieser Ode setzen, „man weis nicht, wer diese Galathee gewesen ist, noch viel„weniger ob sie Horaz geliebt hat" — ihnen zum Trotze, sage ich, weis er beydes. Galathee, sagt er, war ein gutes Weibchen, so wie sie Horaz, der nun bald ausgedient hatte, brauchte. Sie wollte lieber gleich Anfangs die Waffen niederlegen, als sich mit Vertheidigung eines Platzes aufhalten, von dem sie vorher sahe, daß er sich doch würde ergeben müssen. Ihre Leidenschaften waren sehr feurig, und die Heftig-

[1] zu schaffen. [1754 c. 1784] [2] darinn [1784; so regelmäßig]

keit derselben war in allen ihren Minen zu lesen. Ihr Mund war von den häuffigen Küssen, die sie zu empfangen gewohnt war, wie verwelkt. Alles das machte sie für den Horaz recht bequem; für ihn, der gleichfalls gern so geschwind als möglich zu entern suchte; nur Schade, daß sie sich etwas mehr von ihm versprach, als kalte Versicherungen seiner Treue. Sie ließ es ihm daher auch gar bald merken, daß nichts als Liebe, selten ein Frauenzimmer zur Liebe bewege. Den Verfolgungen dieses abgelebten Liebhabers zu entgehen, und was das vornehmste war, sich für seine Lieder, für die gewöhnlichen Werkzeuge seiner Rache, in Sicherheit zu setzen, beschloß sie, Rom zu verlassen. Sie machte sich fertig zur See zu gehen, um vielleicht auf gut Glück ihren Mann aufzusuchen —

Ist es erlaubt, solche Nichtswürdigkeiten zu erdenken, die auch nicht den allermindesten Grund haben? Doch ich will mich bey diesem Schriftsteller nicht aufhalten. Gegen das Andenken eines grossen Dichters so wenig Ehrerbietigkeit haben, daß man sich nicht scheuet, es durch einen unsinnigen Roman zu verdunkeln, ist ein Beweis der aller pöbelhaftesten Art zu denken, und des aller elendesten Geschmaks. Genug, daß jedem, der die Oden gegen einander halten will, die Horaz an einerley Frauenzimmer, dem Namen nach, geschrieben zu haben scheinet, Wiedersprüche in die Augen fallen werden, die sogleich das Erdichtete der Gegenstände verrathen. Mehr braucht es nicht, aus allen seinen Lydien, Neären, Chloen, Leuconoen, Glyceren, und wie sie alle heissen, Wesen der Einbildung zu machen. Wesen der Einbildung, wofür ich beyläufig auch meine Phyllis und Laura und Corinna erklären will. — — Wird man nicht lachen, daß man mich um meinen Nachruhm so besorgt sieht?

Aber ich will wohl also gar, den Horaz zu einen Priester der Keuschheit machen? Nichts weniger als das. Er mag immer geliebt haben; wenn ich nur so viel für ihn erlange, daß man seine Oden nicht wider ihn brauchen darf, und die Spiele seines Witzes nicht zu Bekenntnissen seines Herzens macht. Ich dringe hierauf besonders deswegen, um ihn von dem widernatürlichen Verbrechen der Wollüstlinge seiner Zeit los zu sprechen, und wenigstens die weichlichen Knaben den Ligurin und Lycíscus aus der Rolle seiner Buhlerinnen zu streichen.

Um es wahrscheinlich zu machen, daß Horaz nur das erlaubtre Vergnügen genossen habe, erinnre man sich des Eifers, mit welchem er den Ehebruch bestraft. Man lese seine sechste Ode des dritten Buchs. Was für eine Strophe!

Foecunda culpae secula nuptias
Primum inquinavere, et genus et domus;[1]
Hoc fonte derivata clades
In patriam populumque fluxit.

Konnte er die Verletzung des ehelichen Bandes mit schrecklichern Farben abschildern, als daß er sie zur Quelle machte, woraus alles Unglück über die Römer daher geflossen sey? Nicht genug, daß er dieses Laster als Laster verfolgte, er bestrebte sich so gar es lächerlich zu machen, um seine Römer durch das Ungereimte davon abzuhalten, wovon sie die Furcht der Strafe nicht abhalten konnte. Ich berufe mich deswegen auf seine zweyte Satyre des ersten Buchs. Auf was dringt er mehr, als auf die Verschonung der Matronen? Er beschreibt ihren Genuß unsicher, mit weniger Reitz verbunden als den Genuß lediger Buhlerinnen, und mit hundert Gefahren umgeben, die man in den Armen einer Freygelassenen nicht zu befürchten habe. — — Sollte also wohl der, welcher für die gesellschaftlichen Gesetze so viel Ehrerbietung hatte, die weit heiligern Gesetze der Natur übertreten haben? Er kannte sie, diese Natur, und wußte, daß sie unsern Begierden gewisse Grenzen gesetzt habe, welche zu kennen eine der ersten Pflichten sey.

Nonne cupidinibus statuit natura modum? quem
Quid latura sibi, quid sit dolitura negatum,
Quaerere plus prodest, et inane abscindere soldo.

Ich kan es zwar nicht verbergen, daß er in eben dieser Satyre von dem Gebrauche der Knaben ziemlich gleichgültig spricht: aber wie? So, daß er zugleich deutlich zeigt, nach seinem Geschmacke sey ihm der gewöhnlichste Weg der liebste. Es ist wahr: er sagt:

tument tibi quum inguina, num, si
Ancilla aut verna est praesto puer, impetus in quem
Continuo fiat, malis tentigine rumpi?

Es ist wahr er setzt sogleich hinzu: non ego. Allein er schließt auch in den nachfolgenden Versen seine Begierde offenbar nur auf die erste

[1] domos; [1754 ab]

ein, so daß er durch dieses Bekenntniß weiter nichts sagen will, als daß er parabilem venerem facilemque liebe. Er fährt fort:

Haec ubi supposuit dextro corpus mihi laevum,
Ilia et Egeria est; do nomen quodlibet illi.

Ich dringe auf das haec, und bemerke noch dabey, daß Horaz die Natur so geliebt habe, daß er auch an dieser Haec nicht einmal die Schminke und die hohen Absätze leiden wollen.

ut neque longa
Nec magis alba velit, quam det natura, videri.

Nimmermehr wird man mich überreden können, daß einer welcher der Natur in solchen Kleinigkeiten nachgehet, sie in dem allerwichtigsten sollte verkannt haben. Der, welcher von einem Laster, das die Mode gebilliget hat, so wie von einer Mode redet, die man mitmachen kann oder nicht, muß deswegen nicht dieses Laster selbst ausgeübet haben. Er kann es im Herzen verdammen, ohne deswegen wider den Strohm schwimmen zu wollen.

Damit ich mich aber nicht bloß bey allgemeinen Entschuldigungen aufzuhalten scheine, so will ich mich zu einer von den Oden selbst wenden, die seine Knabenliebe, wie man sagt, beweisen. Ich wehle die erste des vierten Buchs. Sie ist an die Venus gerichtet und von dem Dichter in einem Alter von fast funfzig Jahren gesungen worden. Er bittet darinne die Göttin, ihn nicht aufs neue zu bekriegen, sondern sich vielmehr mit allen ihren Reitzungen zu den Maximus zu verfügen, welcher nicht unterlassen werde, ihr einen marmornen Altar zu errichten, und den lieblichsten Weihrauch bey fästlichen Tänzen zu ihr aufsteigen zu lassen. Für ihn selbst schicke es sich nun nicht mehr, bey dem freundlichen Kampfe der Bächer, die Haare mit Blumen zu durchflechten, und allzuleichtgläubig auf Gegenliebe zu hoffen — Hier bricht der Dichter ab, und fügt durch eine ihm eigne Wendung hinzu:

Sed cur heu, Ligurine, cur
Manat rara meas lacryma per genas?
Cur facunda parum decoro
Inter verba cadit lingua silentio?
Nocturnis te ego somniis
Jam captum teneo, jam volucrem sequor

Te per gramina Martii
Campi, te per aquas, dure, volubiles.

Was läßt sich zärtlichers gedenken als diese Stelle? Wenn sie doch nur keinen Ligurin beträfe! Doch wie, wenn Ligurin nichts als ein Gedanke des Dichters wäre? Wie wann es nichts als eine Nachbildung des anakreontischen Bathylls seyn sollte? Ich will es entdecken, was mich auf diese Vermuthungen bringt. Horaz sagt in der vierzehnten Ode des fünften Buchs:

Non aliter Samio dicunt arsisse Bathyllo
Anacreonta Teium
Qui persaepe cava testudine flevit amorem
Non elaboratum ad pedem.

Unter den Liedern des Anakreons, wie wir sie jezt haben, werden etwa drey an den Bathyll seyn, welche aber alle von einem ganz andern Charakter sind, als daß ihnen das Flevit zukommen könnte. Diejenigen müssen also verlohren gegangen seyn, welche Horaz hier in Gedanken hatte. Fragt man mich aber, was man sich für eine Vorstellung von denselben zu machen machen habe, so muß ich sagen, daß ich mir sie vollkommen, wie die angeführte Stelle des Horaz von seinem Ligurin, einbilde. Unmöglich kann der Grieche seine Liebe glücklicher daher geweinet haben! Oder vielmehr, unmöglich hätte der Römer sie so glücklich daher geweint, wenn er das Muster seines Lehrers in der Zärtlichkeit nicht vor sich gehabt hätte. Mit einem Worte also: Horaz welcher allen griechischen Liederdichtern die schönsten Blumen abborgte, und sie mit glücklicher Hand auf den römischen Boden zu verpflanzen wußte; Horaz, sage ich, ward von den verliebten Thränen des Anakreons so gerührt, daß er sie zu den seinigen zu machen beschloß. Man kann zwar, wie gesagt, das Lied des Griechen nicht dagegen[1] aufstellen; allein ich frage Kenner, welche die eigenthümlichen Bilder des einen und des andern Dichters zu unterscheiden vermögen, ob sie nicht lauter anakreontische in der Stelle des Horaz finden? Ja gewiß; und dieses noch um so viel deutlicher, da man schon in den übrig gebliebenen Liedern des Anakreons ähnliche Züge aufweisen kann. Man erinnere sich unter andern des achten, wo sich der Tejer im Traume sowohl mit schönen Mädchen[2] als Knaben

[1] dargegen [1754 a] [2] Mädchens [1754]

herumjagt. Man erinnere sich ferner des siebenden, wo Amor mit einem hyacinthnen Stabe den Anakreon durch Felder und Gesträuche, durch Thäler und Flüsse vor sich her treibt. Lauter gleichende Dichtungen! Und wann Horaz die beyden Zeilen:

Cur facunda parum decoro
Inter verba cadit lingua silentio?

nicht auch dem Anakreon zu danken hat; so hat er sie wenigstens der Sappho abgesehen, die schon längst vor ihm das finstre Stillschweigen zu einem verrätherischen Merkmale der Liebe gemacht hatte. Man vergleiche sie nur mit der Uebersetzung des Catulls:

— — — nihil est super mi
Quod loquar amens.
Lingua sed torpet — — —

Wann nun also diese Nachahmung seine Richtigkeit hat, so habe ich mich weiter auf nichts als auf eine ganz bekannte Anmerkung zu berufen. Auf diese nehmlich, daß eine wahre Leidenschaft viel zu unruhig ist, als daß sie uns Zeit lassen sollte, fremde Empfindungen nachzubilden. Wenn man das, was man fühlt, singt, so singt man es allezeit mit ursprünglichen Gedanken und Wendungen. Sind aber diese angenommen, so ist auch gewiß ihr ganzer Grund angenommen. Der Dichter hat alsdenn ruhig in seiner Stube gesessen, er hat die Züge der schönen Natur aus verschiednen Bildern mühsam zusammen gesucht, und ein Ganzes daraus gemacht, wovon er sich selbst, aus einem kleinen Ehrgeitze, zum Subjecte annimmt. Ich verrathe hier vielleicht ein Geheimniß, wovon die galante Ehre so mancher witzigen Köpfe abhängt; doch ich will es lieber verrathen, als zugeben, daß es unverrathen schimpfliche Vermuthungen veranlasse.

Aber, wird man vielleicht einwenden, hat denn Horaz nicht etwas edlers nachbilden können, als die Symptomata eines so heßlichen Lasters? Und verräth denn nicht schon die Nachbildung desselben einen Wohlgefallen daran? Das erste gebe ich zu, das andre aber leugne ich. Er würde etwas edlers in der Liebe nachgebildet haben, wann zu seiner Zeit etwas edlers darinne Mode gewesen wäre. Wäre dieses aber gewesen, und hätte er es nachgebildet, zum Exempel alle Täuschereyen der platonischen Liebe, so könnte man doch daraus eben so wenig auf seine Keuschheit schliessen, als man jetzt aus dem Gegentheile auf seine Unkeuschheit zu schliessen befugt ist.

Wem aber alles dieses noch nicht genug ist, den Horaz von der Knabenliebe loszusprechen, den bitte ich, sich aus der Geschichte des Augustus noch folgender Umstände zu erinnern. Ich bitte ihn, an das Gesetz de adulteriis et pudicitia, und an das Gesetz de maritandis ordinibus zu denken. Wie angelegen lies es sich dieser Kayser seyn, ihre alte Kraft wieder herzustellen, um allen Ausschweifungen der Unzucht, die in den gesetzlosen Zeiten des bürgerlichen Krieges eingerissen waren, vorzukommen. Das erstre Gesetz, welches lex Julia genennet ward, bestrafte die Knabenschänderey weit härter, als sie ein älteres Gesetz, lex Scantinia,[1] bestraft wissen wollte. Das zweyte verboth eben dieses Laster, in so ferne es schnurstracks mit der Vermehrung des menschlichen Geschlechts streitet, auf welche niemals ein Staat aufmerksamer war, als der römische. Man kann es bey dem Sueton (Hauptstück 34.) nachlesen, wieviel Mühe es dem August gekostet hat, mit Erneuerung[2] besonders des letztern Gesetzes durchzudringen, und wie sorgfältig er alle Schlupflöcher, wodurch man sich der Verbindlichkeit desselben zu entziehen suchte, verstopft hat. Nun muß man, entweder in das Wesen eines Hofmanns, welcher auch seine liebsten Leidenschaften unterdrückt, sobald er dem dadurch zu gefallen hoft, von welchem er all[3] sein Glück erwartet, nicht tief eingedrungen seyn, oder man muß glauben, daß Horaz ein schlechter Hofmann gewesen ist, wenn man ihn für fähig halten will, durch sein eigen Exempel die Verachtung der liebsten Gesetze seines Kaysers befördert zu haben. Seines Kaysers, den er selbst, an mehr als einem Orte, dieser heiligen Anstalten wegen lobt:

Nullis polluitur casta domus stupris:
Mos et lex maculosum edomuit nefas.
Laudantur simili prole puerperae:
  Culpam poena premit comes.

Alles dieses, sagt Horaz, sind die Vortheile der Regierung unsers Augusts![4] Man versteht ihn aber sehr schlecht, wenn man das maculosum nefas für etwas anders annimmt, als für das Laster, von welchem hier die Rede ist. Auch diesem Laster folgte die Strafe auf dem Fusse nach; culpam poena premit comes. Und Horaz sollte es gleichwohl begangen haben? Ich will nicht hoffen, daß man Verleum-

[1] Scantina, [1754. 1784]   [2] Ernerung [1754 ab]   [3] alle [1754 ab]   [4] Augustus! [1754]

dungen mit Verleumdungen beweisen, und den August selbst in gleiche Verdammniß werde setzen wollen. Es ist wahr, wie Sueton meldet, so hat man ihm in seinen jüngern Jahren verschiedne schändliche Verbrechen vorgeworfen. Sex. Pompejus ut effoeminatum insectatus est; M. Antonius, adoptionem avunculi stupro meritum etc. Aber waren nicht Pompejus und Antonius seine Feinde? Und sagt nicht Sueton selbst bald darauf: ex quibus sive criminibus sive maledictis infamiam impudicitiae facillime refutavit, et praesentis et posterae vitae castitate? Der Ehebruch war das einzige, wovon ihn auch seine Freunde nicht loszehlen konnten: sie machten ihn aber, nicht ohne Wahrscheinlichkeit, mehr zu einer Staatslist, als zu einer grenzenlosen Wollust. Adulteria quidem exercuisse ne amici quidem negant: excusantes sane, non libidine sed ratione commissa; quo facilius consilia adversariorum per cujusque mulieres exquireret. Man weis, daß ein neuer August eben diesen Weg ging, den er aber eben nicht aus der Geschichte brauchte erlernet zu haben.

Ich weis nicht, ob ich noch eine kahle Ausflucht hier zu widerlegen nöthig habe. Man könnte sagen, Horaz habe sich der Knabenliebe schuldig gemacht, noch ehe August die Gesetze darwieder erneuert hätte. Doch haben wir nicht oben ausdrücklich gesehen, daß der Dichter an die funfzig Jahr alt war, als er sich in den Ligurin verliebt stellte? Dieser Zeitpunkt fällt lange nach dem erstern, und wer weis welcher gute Geist den Horaz getrieben hat, ihn zu seiner künftigen Entschuldigung, so genau anzumerken. August hatte damals längst die Knabenliebe durch die schärfsten Gesetze aus dem Staate verbannt; aber sie aus den Liedern der Dichter zu verbannen, die sich gerne keinen Gegenstand entziehen lassen, an welchem sie ihren Witz zeigen können, war niemals sein Wille gewesen. Er konnte es allzuwohl wissen, daß in den Versen nur ihr Schatten wäre, welcher dem menschlichen Geschlechte wenig Abbruch thun würde.

Wenn[1] ich nunmehr auf alles das zurück sehe, was ich in dem Punkte der Unkeuschheit zur Rettung meines Dichters beygebracht habe; obschon ein wenig unordentlich, wie ich, leider, gewahr werde — — so glaube ich wenigstens so weit gekommen zu seyn, daß man aus dem untergeschobenen Zeugnisse nichts, und aus seinen eignen Gedichten

[1] Wann [1754 ab]

noch weniger als nichts, schliessen darf. Es bleibet vielmehr bey dem Urtheile des Augusts:[1] purissimus penis! Das letztere, weil er freylich wohl seinen Theil an den fleischlichen Ergötzungen mochte genossen haben; das erstere aber, weil er durchaus in den Grenzen der Natur geblieben war. — — Doch genug hiervon!

Ich wende mich zu einer zweyten Beschuldigung, welche einen Römer, in so fern er ein Römer ist, fast noch mehr schimpfet, als die erste. Horaz soll ein feigherziger Flüchtling gewesen seyn, welcher sich nicht geschämt habe, seine Schande selbst zu gestehen. Man weis, daß Horaz, als er sich in Athen, seine Studien fortzusetzen befand, unter der Armee des Brutus Dienste nahm. Die historischen Umstände davon sind zu bekannt, als daß ich mich dabey aufhalten dürfte. Man weis, wie unglücklich die Schlacht bey Philippis für den Brutus ausfiel. Sie ist es, an welche Horaz in der siebenden Ode des zweyten Buchs seinen Freund, den Pompejus Varus, erinnert:

Tecum Philippos, et celerem fugam
Sensi, relicta non bene parmula,
Cum fracta Virtus et minaces
Turpe solum tetigere mento.

Was für ein Bekenntniß! rufen alle aus, die sich des Schimpfs erinnern, der sowohl bey den Griechen als Römern mit dem Verluste des Schildes verbunden war — — Wir wollen doch sehen, ob sie diese Ausrufung nöthig haben?

Ich will nicht darauf dringen, daß ein Soldat, der sein Schild in der Schlacht eingebüßt, gleichwohl vollkommen tapfer könne gewesen seyn; daß er es nur eben dadurch könne eingebüßt haben, weil er allzutapfer gewesen ist. Ich will nicht anführen, daß es eine Thorheit ist, sich die Flucht durch eine unnöthige Last schwer zu machen, wenn man sie ein vor[2] allemal ergreiffen muß. Alle diese Entschuldigungen möchten zu allgemein seyn, und also nichts entschuldigen; ob ich gleich die erstre auf einen sehr hohen Grad der Wahrscheinlichkeit bringen könnte. Horaz war ein junger Mensch ohne Ahnen und Vermögen, und dennoch gelangte er, gleich Anfangs, zu der Würde eines Tribuns. Ist es also nicht klar, daß Brutus persönliche Eigenschaften in ihm müsse entdeckt haben, welche den Mangel an Ahnen und Vermögen

[1] Augustus: [1754]   [2] für [1784]

ersetzen? Was konnten dieses aber für Eigenschaften seyn, wenn es nicht ein entschiedner Muth und eine vorzügliche Fähigkeit zur Kriegskunst wären? Und rühmt er nicht in eben dieser Ode selbst von sich, daß er noch vor der Schlacht bey Philippis, sein Leben mehr als einmahl in die Schanze geschlagen habe?

O saepe mecum tempus in ultimum
Deducte — —

Oder will man ihm dieses für eine Prahlerey auslegen, und ihm nirgends als da glauben, wo er seine Schande bekannt zu machen scheinet?

Doch wie gesagt, alle diese Ausflüchte sind mir zu klein. Wäre Horaz auch sonst noch so tapfer gewesen, so würde es ihm dennoch zu wenig Ehren gereichen, wenn ihn gleich bey der wichtigsten Gelegenheit sein Muth verlassen hätte. Bey kleinen Scharmützeln etwas wagen, und in einem ernstlichen Treffen davon fliehen, schickt sich wohl für einen Husaren, aber für keinen Römer. Ich bin folglich mit allen seinen Auslegern sehr schlecht zufrieden, die ihn durch nichts anders zu entschuldigen wissen, als durch die überlegene Macht des Augusts;[1] die das Geständniß seiner Flucht, aufs höchste zu einer feinen Schmeicheley machen, und dabey den Umstand des weggeworfenen[2] Schildes als eine sichere[3] Wahrheit annehmen.

Es kömmt darauf an, ob ich es besser treffen werde. Ich erinnerte mich zur rechten Zeit bey dem Dio Caßius gelesen zu haben, (B. 47.) daß die Sieger nach der verlohrnen Schlacht bey Philippis die Flüchtigen zwar scharf verfolgten; daß sie aber keinen einzigen weder tödeten, noch gefangen nahmen, sondern sie bloß, so viel als möglich zerstreueten, damit sie sich auf keine Art wieder setzen[4] könnten — Was konnte mir also natürlicher einfallen als der Gedanke, daß Horaz, wenn er wirklich sein Schild weggeworfen hätte, es ganz und gar ohne Ursach[5] müsse weggeworfen haben. Konnte er denn nicht etwa gemächlich genung fliehen? Er brauchte ja so geschwind eben nicht zu seyn, da weder Tod noch Gefangenschaft hinter ihm her waren. Mit dieser vorgefaßten Meinung las ich die gleich darauf folgenden Zeilen.

Sed me per hostes Mercurius celer
Denso paventem sustulit aëre.

---

[1] des Augustus; [1754] [2] weggeworfnen [1754 a] [3] sichre [1754 ab] [4] widersetzen [1754 c. 1784] [5] Ursache [1754 ab]

Man darf, glaub ich, der Scharfsinnigste eben nicht seyn, in diesen Worten den Dichter zu entdecken, der nichts weniger als ein Geschichtschreiber seyn will. Auch darf man der Belesenste nicht seyn, um zu wissen, daß Horaz hier den Homer nachgeahmt hat, bey dem es eben nichts seltnes ist, daß ein Gott mitten in der Feldschlacht, einen umringten Helden mit einer dicken Wolke umgiebt, und ihn auf diese Art seinen Feinden entrückt. Wie aber, wann auch die vorhergehenden Zeilen von dieser Art wären? Wie wenn man auch in jenen Spuren einer Nachahmung fände, die den Dichter mehr zu sagen verführt hätte, als er der strengen Wahrheit gemäß hätte sagen sollen? Würde nicht daraus folgen, daß man von dem weggeworfenen[1] Schilde nicht mehr und nicht weniger glauben müsse, als von der Wolke, in die ihn Merkur soll gehüllt haben?

Man erinnere sich also, was uns Herodotus und Strabo von dem Alcäus, demjenigen lyrischen Dichter melden, welchen Horaz zu seinem vornehmsten Muster gemacht hatte. Dieser Grieche war so wenig ein blosser Poete, daß er vielmehr die Poesie nur dessentwegen zu lieben schien, weil er durch sie seinen Haß wider die Unterdrücker des Vaterlandes am nachdrücklichsten erklären konnte. Er war der Gegner des Pittacus, der die Oberherrschaft in Mitylene mit Gewalt an sich riß, und den ein Paar Sittensprüche, die noch so ziemlich sind, unter die Zahl der sieben Weisen gesetzt haben. Sein Unglück wollte, daß er nicht allein diesen seinem Feinde in die Hände fiel, sondern auch in einem Treffen, welches die Athenienser wider die von Lesbos gewannen, sein Leben mit der Flucht retten, und seine Waffen im Stiche lassen mußte. Man weis, daß er diesen Umstand in seinen eignen Gedichten nicht verschwiegen hat, und ihn auch nicht zu verschweigen brauchte, weil er schon zu viel Proben von seiner Tapferkeit gegeben hatte, als daß ihm dieser Zufall hätte nachtheilig seyn können. Die Athenienser hingen seine Waffen in einem Tempel der Pallas auf, und auch dieses war ein Beweis, daß man sie für keine schlechte Beute müsse angesehen haben — Vollkommen in diesem Falle war nun zwar Horaz nicht; aber was hindert uns gleichwohl zu glauben, daß Pompejus Varus, an welchen er die Ode richtet, und den er primum suorum sodalium nennet, genugsam von dem Muthe des

[1] weggeworfnen [1754 a]

Horaz könne überzeugt gewesen seyn, um das weggeworfene[1] Schild für nichts als für einen poetischen Zug anzusehen? Für einen Zug, der seinem Freunde eine Gleichheit mit demjenigen Griechen geben sollte, mit welchem er so viel Aehnliches als möglich zu haben wünschte.

Kurz, die ganze siebende Ode des zweyten Buchs ist nichts als ein Scherz. Und was ist im Scherze gewöhnlicher, als daß man sich selbst eine ganz andre Gestalt giebt; daß sich der Tapfre als einen Feigen, und der Freygebige als einen Knicker abbildet! In diesen Verstellungen liegt nur allzuoft ein feines Eigenlob, von welchem vielleicht auch Horaz hier nicht frey zu sprechen ist. Vielleicht war er einer von denen, die sich bey Philippis am tapfersten gehalten hatten; vielleicht wußte er seine Thaten auf keine feinre und zugleich klügre Art zu erwehnen, als durch das Gegentheil. Ich sage: auf keine klügere[2] Art; weil es ihm nach der Zeit, als einem Lieblinge des Augusts,[3] sehr schlecht angestanden hätte, so gerade hin damit zu prahlen. Ich berufe mich deswegen kühnlich auf die Empfindung aller Dichter, ob sie wohl, wenn sie an des Horaz Stelle gewesen wären, aus einer andern Ursache etwas Schlechtes von sich würden gesagt haben, als um etwas desto rühmlichers darunter verstehen zu lassen?

Was mich noch mehr in der Vermuthung bestärkt, daß das weggeworfne Schild eine poetische Verkleinerung seiner selbst sey, ist die zweyte Stelle, wo Horaz seines Soldatenstandes gedenkt. Sie befindet sich in dem zweyten Briefe des zweyten Buchs, und also in einer Art von Gedichten,[4] die der Wahrheit historischer Umstände weit fähiger ist, als eine Ode. Was sagt er aber da von seiner Flucht? Nichts als:

Unde simul primum me dimisere Philippi
Decisis humilem pennis, inopemque paterni
Et laris et fundi: paupertas impulit audax
Ut versus facerem — —

Kein einziger Ausleger scheint mir auf das Wort dimisere[5] gehörig Achtung gegeben zu haben; und auch die Ueberſetzer übersehen es alle. Dimittere ist ein militärisches[6] Wort, und bedeutet eine rühmliche Abdankung. Exercitum dimittere wird man unzähligmal bey den klaßischen Schriftstellern, besonders den Geschichtschreibern antreffen,

[1] weggeworfne [1764 ab] [2] klügre [1784] [3] des Augustus, [1754 a] [4] Gedichte, [1754 c. 1784] [5] dimittere [1754 c. 1784] [6] militarisches [1754]

wo es überall die Armee auseinander lassen heißt, und zwar mit Erkennung ihrer geleisteten Dienste. Nimmermehr kömmt dieses Wort einem Flüchtigen, geschweige einem, der seine Waffen im Stiche gelassen hat, zu. Beyde wurden nach der römischen Kriegszucht gestraft und nicht dimittirt. Da aber Horaz dieses letztere[1] von sich sagt, muß er sich nicht eines weit bessern bewust gewesen seyn, als was er sich im Scherze gegen einen vertrauten Freund Schuld giebt?

Daß verschiedne Sprachforscher die erwähnte Nachahmung des Alcäus gewußt, und gleichwohl nicht die gehörige Folgerung daraus gezogen haben, wundert mich nicht; aber daß Bayle sie gewußt und nicht nach seiner Scharfsinnigkeit angewendet hat, das wundert mich. Er sagt unter dem Artikel dieses Griechen: „derjenige unter den la„teinischen Poeten, welcher dem Alcäus am ähnlichsten ist, hat so wohl „als er, in seinen Gedichten bekannt, daß er sich mit Wegwerfung „seiner Waffen, als eines den Flüchtigen ganz unnützen Dinges, mit „der Flucht aus der Schlacht gerettet habe. Dem Archilochus begegnete „vor dem Alcäus dergleichen Zufall, und er bekannte ihn öffentlich. „Horaz würde vielleicht in diesem Stücke nicht so aufrichtig gewesen „seyn, wenn er nicht diese[2] grossen Beyspiele vor Augen gehabt hätte.“ Diese grossen Beyspiele, hätte Bayle vielmehr sagen sollen, machten ihn noch mehr als aufrichtig; sie machten ihn zum Selbstverleugner, welchem es nicht genug war seinen griechischen Mustern in der Flucht ähnlich zu seyn, wenn er ihnen nicht auch in der schimpflichen Flucht gleichen sollte. Soviel er dadurch bey Unwissenden auf der Seite des tapfern Mannes verlohr, so viel, und noch mehr, gewann er auf der Seite eines Freundes der Musen. Wenn er Tribun geblieben wäre, so würde ihn vielleicht das Beyspiel des Epaminondas zu dem Wunsche bewogen haben, auf seinem Schilde zu sterben; da er aber aus dem Tribun ein Dichter geworden war, so war das Beyspiel eines Alcäus für ihn reitzender. Es war ihm angenehm, das Volk denken zu lassen, zwey Dichter die einerley Schicksal gehabt, könnten nicht[3] anders, als auch einerley Geist haben.

Nichts ist daher abgeschmackter als die Folgerung, welche Herr Müller aus dieser Aehnlichkeit ziehen wollen. Hieraus, sagt er, an dem angeführten Orte, sollte man fast das Vorurtheil fassen, daß die

[1] letztre [1754 ab] [2] die [1754 bc. 1784] [3] nichts [1754 bc. 1784]

geistigsten Odendichter eben nicht die tapfersten Soldaten sind. — — Das *fast*, ist ein recht nützliches Wörtchen, wenn man etwas ungereimtes sagen, und zugleich auch nicht sagen will.

Je grösser überhaupt der Dichter ist, je weiter wird das, was er von sich selbst mit einfliessen läßt, von der strengen Wahrheit entfernt seyn. Nur ein elender Gelegenheitsdichter, giebt in seinen Versen die eigentlichen Umstände an, die ein Zusammenschreiber nöthig hat, seinen Charakter einmal daraus zu entwerfen. Der wahre Dichter weis, daß er alles nach seiner Art verschönern muß, und also auch sich selbst, welches er oft so fein zu thun weis, daß blöde Augen eine Bekänntniß seiner Fehler sehen, wo der Kenner einen Zug seines schmeichelnden Pinsels wahrnimmt.

Noch weit schwerer, oder vielmehr gar unmöglich ist es, aus seinen Gedichten seine Meinungen zu schliessen, sie mögen nun die Religion oder die Weltweisheit betreffen; es müßte denn seyn, daß er die einen oder die andern, in eigentlichen Lehrgedichten ausdrücklich hätte entdecken wollen. Die Gegenstände, mit welchen er sich beschäftiget, nöthigen ihn die schönsten Gedanken zu ihrer Ausbildung von allen Seiten zu borgen, ohne viel zu untersuchen, welchem Lehrgebäude sie eigen sind. Er wird nicht viel Erhabnes von der Tugend sagen können, ohne ein Stoiker zu scheinen; und nicht viel Rührendes von der Wollust, ohne das Ansehen eines Epikurers[1] zu bekommen.

Der Odendichter besonders pflegt zwar fast immer in der ersten Person zu reden, aber nur selten ist das *ich* sein eigen *ich*. Er muß sich dann und wann in fremde Umstände setzen, oder setzt sich mit Willen hinein, um seinen Witz auch ausser der Sphäre seiner Empfindungen zu üben. Man soll den *Rousseau* einsmals gefragt haben, wie es möglich sey, daß er eben sowohl die unzüchtigsten[2] Sinnschriften, als die göttlichsten Psalme machen könne? *Rousseau* soll geantwortet haben: er verfertige jene eben sowohl ohne Ruchlosigkeit, als diese ohne Andacht. Seine Antwort ist vielleicht zu aufrichtig gewesen, obgleich dem Genie eines Dichters vollkommen gemäß.

Wird also nicht schon diese einzige Anmerkung hinlänglich seyn, alles was man von der Philosophie des Horaz weis, zu wiederlegen?

[1] Epikurs [1754 bc. 1784]   [2] unzüchtigen [1754 bc. 1784]

Und was weis man denn endlich davon? Dieses, daß er in seinem Alter, als er ein ernsthaftes Geschäfte aus derselben zu machen anfing, auf keines Weltweisen Worte schwur, sondern das Beste nahm wo er es fand; überall aber diejenigen Spitzfindigkeiten, welche keinen Einfluß auf die Sitten haben, unberühret ließ. So mahlt er sich in dem ersten Briefe seine ersten Buchs, an einem Orte, wo er sich ausdrücklich mahlen will. Alles, was man ausser diesen Zügen hinzusetzet, sind die ungegründesten Folgerungen, die man aus dieser oder jener Ode, ohne Geschmack, gezogen hat.

Wir wollen ein Exempel davon an der bekannten Ode Parcus Deorum cultor etc. welches die vier und dreißigste des ersten Buchs ist, sehen. Es ist unbeschreiblich, was man für wunderbare Auslegungen davon gemacht hat. Ich glaube diese Materie nicht besser schliessen zu können, als wenn ich meine Gedanken darüber mittheile, die ich dem Urtheile derjenigen überlassen will, welche Gelehrsamkeit und Geschmak verbinden. Hier ist die Ode, und zugleich eine Uebersetzung in einer so viel als möglich poetischen Prose. Ich glaube dieses wird besser seyn, als wenn die Poesie so viel als möglich prosaisch wäre.

34. Ode des ersten Buchs.

Parcus Deorum cultor et infrequens
Insanientis dum sapientiae
Consultus erro, nunc retrorsum
Vela dare atque iterare cursus
Cogor relictos: namque Diespiter
Igni corusco nubila dividens
Plerumque, per purum tonantes
Egit equos, volucremque currum:
Quo bruta tellus et vaga flumina,
Quo Styx, et invisi horrida Taenari
Sedes, Atlanteusque finis
Concutitur. Valet ima summis
Mutare et insignem attenuat Deus
Obscura promens. Hinc apicem rapax
Fortuna cum stridore acuto
Sustulit; hic posuisse gaudet.

Uebersetzung.

„In unsinnige Weisheit vertieft, irrt ich umher, ein karger, saum„seliger Verehrer der Götter. Doch nun, nun spann ich, den verlaßnen „Lauf zu erneuern, gezwungen die Segel zurück.

„Denn sonst nur gewohnt die Wolken mit blendenden Blitzen „zu trennen, trieb der Vater der Tage, durch den heitern Himmel, „die donnernden Pferde und den beflügelten Wagen.

„Auf ihm erschüttert er der Erde sinnlosen Klumpen, und die „schweifenden Ströme; auf ihm den Styx und die niegesehenen Woh„nungen im schrecklichen Tänarus, und die Wurzeln des Atlas.

„Gott ist es, der das Tiefste ins Höchste zu verwandeln vermag, „der den Stolzen erniedrigt, und das, was im Dunkeln ist, hervor „zieht. Hier riß mit scharfem[1] Geräusche das räuberische Glück den „Wipfel hinweg, und dort gefällt es ihm,[2] ihn anzusetzen."

* * *

Es wird nöthig seyn, ehe ich mich in die Erklärung dieser Ode einlasse, einige grammatikalische Anmerkungen, zur Rettung meiner Uebersetzung, beyzubringen. Gleich in dem ersten Worte habe ich mir die Freyheit genommen, den Hauffen der Ausleger zu verlassen. Parcus ist ihnen so viel als rarus: selten. Und infrequens? Auch selten. So verschwendrisch mit den Worten ist Horaz schwerlich gewesen. Zwey Beywörter, die nur einerley sagen, sind seine Sache gar nicht. Dacier spricht parcus cultor Deorum bedeute nicht sowohl einen, welcher die Götter wenig verehrt, als vielmehr einen, der sie ganz und gar nicht verehrt. Wir wollen es annehmen; aber was heißt denn nun infrequens cultor? Infrequens, sagt dieser Kunstrichter, ist ein sehr merkwürdiges Wort, dessen Schönheit man nicht genugsam eingesehen hat. Er ist eine Metapher, die von den Soldaten genommen worden, welche sich von ihren Fahnen entfernen. Er beweiset dieses aus dem Festus, welcher mit ausdrücklichen Worten sagt: infrequens appellabatur miles qui abest, abfuitve a signis. — — Ein klares Exempel, daß es den Criticis gleichviel ist, ob sie ihren Schriftsteller etwas ungereimtes sagen lassen, oder nicht, wann sie nur ihre Belesenheit auskramen können! Nach dem Sinne des Dacier müßte man also die Worte: parcus Deorum cultor et infrequens übersetzen: ich, der ich die

[1] scharfen [1754] [2] ihr, [1754]

Götter ganz und gar nicht verehrte, und ihren Dienst oft unterließ, bey welchem ich gleichwohl wie der Soldat bey der Fahne hätte verharren sollen. Der geringste Sylbenhenker würde kein so widersinniges Climax gemacht haben — Aber was hat denn alle diese Leute bewogen, von der natürlichen Bedeutung der Worte abzugehen? Warum soll denn parcus hier nicht heissen, was es fast immer heißt? Macht nicht karger Verehrer der Götter, einen sehr schönen Sinn, wenn man überlegt, daß ein Heide in Erwehlung schlechter Opfer und in ihrer Seltenheit eine sehr unheilige Kargheit verrathen konnte? Das andere[1] Beywort infrequens habe ich durch saumselig gegeben; selten aber würde vielleicht eben so gut gewesen seyn. Der Sinn, den ich ihm beylege, ist dieser, daß es einen anzeiget, welcher sich selten in den Tempeln bey feyerlicher Begehung der Festtäge, und öffentlichen Opfern einfand. Wenn man diese[2] beyden Erklärungen annimt, so wird man hoffentlich einsehen, daß Horaz nichts umsonst gesetzt hat. Herr Lange hat parcus durch träge gegeben; aus was für Ursachen kann unmöglich jemand anders, als er selbst wissen; doch vielleicht auch er selbst nicht einmal.

Bey der zweyten Strophe muß ich dieses erinnern, daß ich von der gewöhnlichen Interpunction, doch nicht ohne Vorgänger, abgegangen bin. Die meisten Ausgaben haben das Komma nach dividens; so viel ich mich erinnere, der einzige Baxter setzt es nach plerumque, und beruft sich deswegen auf den Scholiasten. Baxter hat Recht, und wann er sich auch auf keinen Wehrmann berufen könnte. Ich glaube nicht, daß man leichter ein klärer Beyspiel finden könne, was für Zweydeutigkeiten die lateinische Sprache unterworfen sey, als das gegenwärtige. Horaz kann eben sowohl gesagt haben: Diespiter igni corusco plerumque nubila dividit als: plerumque per purum tonantes egit equos. Beydes aber kann er doch nicht zugleich gesagt haben, und man muß also dasjenige wehlen, welches den ungezwungensten Verstand giebt. Nun ist es wohl keine Frage, ob es öftrer bey heiterm Himmel, oder öftrer alsdann donnert, wenn der Himmel mit Wolken umzogen ist? Soll also der Dichter nichts ungereimtes gesagt haben, so kann nur die erstre Auslegung Statt finden, welcher ich in der Uebersetzung gefolgt bin; ob ich gleich ganz gerne

[1] andre [1754 ab]   [2] die [1754 bc. 1784]

gestehe, daß es sonst der Gebrauch des Horaz nicht ist, die Adverbia so nachzuschleppen, als er es hier mit dem plerumque thut. Doch lieber ein Paar verkehrte Worte, als einen verkehrten Sinn! Verschiedene[1] Ausleger scheinen den letztern gemerkt zu haben, wann sie das plerumque zu per purum egit zögen, und suchen sich also durch besondre[2] Wendungen zu helfen. Lubinus, zum Exempel, will bey plerumque, hisce vero diebus einschieben; und Dacier giebt das plerumque durch souvent. Aber seit wenn hat es denn aufgehört, mehrentheils zu heissen? Und seit wenn ist es denn den Paraphrasten erlaubt, ganz neue Bestimmungen in ihren Text zu flicken, die nicht den geringsten Grund darinne haben?

In der dritten Strophe habe ich die Uebersetzung des Worts invisi und die Vertauschung der Beywörter zu rechtfertigen. Ich weis wohl, daß den meisten Auslegern invisus hier, verhaßt, scheußlich und dergleichen heißt; ich habe aber deßwegen lieber die allereigentlichste Bedeutung, nach welcher es so viel als ungesehen ist, beybehalten wollen, weil ich glaube, daß Horaz dadurch der Griechen ἀιδης habe ausdrücken wollen. Tänarus war, wie bekannt, ein Vorgebürge in Laconien, durch welches die Dichter einen Eingang in die Hölle angelegt hatten. Die Hölle aber hielten Griechen und Römer für einen τοπον ζοφερον και ἀνηλιον, wie sie bey dem Lucian περι πενθους beschrieben wird. Daher nun, oder vielmehr weil sie von keinem sterblichen Auge erblickt wird, ward sie ἀιδης genennt; und Horaz war Nachahmers genug, nach diesem Exempel seine invisam sedem horridi Taenari zu machen. Ich ordne hier die Beywörter so, wie ich glaube, daß sie natürlicher Weise zu ordnen sind. Der Dichter hat ihre eigentliche Ordnung verrückt und horridam sedem invisi Taenari daraus gemacht, welches ohne Zweifel in seinem römischen Ohre eine beßre Wirkung that. Mir aber schien der ungesehene Tänarus im Deutschen zu verwegen, weil man glauben könnte, als sollte es so viel anzeigen, daß man dieses Vorgebürge niemals zu sehen bekomme. Ich stelle also dieses Beywort wieder dahin, wo es diese[3] Zweydeutigkeit nicht verursacht, und der Stärke des Ausdrucks dabey nichts benimmt. Die Treue eines Uebersetzers wird zur Untreue, wann er seine Urschrift dadurch verdunkelt. Man sage nicht, daß alle diese Schwierig-

[1] Verschiedne [1754 a] [2] besondere [1784] [3] die [1754 b]

keiten wegfallen, wenn man die gewöhnliche Bedeutung von invisus annimmt. Ich weis es; aber ich weis auch, daß alsdann[1] dieses Beywort mit dem andern horrida, eine vielzugrosse Gleichheit bekömmt, als daß ich glauben könnte, derjenige Dichter werde beyde so nahe zusammen gebracht haben, welcher die Beywörter gewiß nicht häuft, wenn nicht jedes dem Leser ein besondres Bild in die Gedanken schildert. *Die grause Höle des scheuslichen Tänars*, sagt wohl ein *Lange*, aber kein Horaz. Es ist eben als wollte man sagen, die hohe Spitze des erhabnen Berges. —— Noch sollte ich mich vielleicht in dieser Strophe, wegen des atlantens finis entschuldigen. Aber will ich denn ein wörtlicher Ueberſetzer seyn?

Nach diesen wenigen Anmerkungen, komme ich auf den Innhalt der Ode selbst. Fast alle Ausleger halten dafür, daß Horaz der Sekte des Epikurs darinne absage, daß er die Regierung der Götter zu erkennen anfange, und ihnen eine bessere Verehrung verspreche. —— Diese Erklärung scheinet dem ersten Anblicke nach ziemlich ungezwungen und richtig. Sie war allgemein angenommen, bis Tanaquill Faber sie in Zweifel zu ziehen anfing. Dacier, welcher mit der Tochter dieses Gelehrten, auch dessen Meinungen geheyrathet zu haben schien, trat seinem Schwiegervater bey, und erklärte die Ode für nichts anders, als kindisch und abgeschmackt, wann sie eine ernstliche Widerruffung seyn sollte. Er kam auf den Einfall sie zu einer Spötterey über die Stoische Sekte zu machen; welches zu erweisen, er sie folgender Gestalt umschrieb. „Es ist wahr, so lange ich den Lehren einer närri-
„schen Weisheit folgte, habe ich die Götter, nicht so, wie ich wohl
„sollte, verehret. Ihr aber, ihr Herren Stoiker, dringt mit so starken
„Gründen in mich, daß ich gezwungen bin, auf andre Art zu leben,
„und einen neuen Weg zu erwehlen. Was mich in meiner Hals-
„starrigkeit befestigte, war dieses, daß ich gewiß überzeugt war, der
„Donner könne nichts als die Wirkung der Ausdünstungen seyn, die
„sich in[2] Wolken zusammen ziehen, und sich unter einander stossen.
„Allein nunmehr beweiset ihr mir, daß es oft am heitern Himmel
„donnert. Hierauf nun habe ich nichts zu antworten, und ich muß
„mit euch erkennen, daß Gott selbst, den Wagen seines Donners durch
„den Himmel führt, so oft es ihm gefällt, und die Blitze mit eigner

[1] alsdenn [1754 ab] [2] in den [1784]

„Hand wirft, wohin er will." — — Bis hieher[1] fließt alles noch ziemlich natürlich; allein von den letzten fünf Versen gestehet Dacier selbst, daß sie mit seiner Auslegung schon etwas schwerer zu vereinigen sind. Horaz, sagt er, fängt in diesen letztern Zeilen an, ernstlich zu reden, und entdeckt in wenig Worten, was er von der Vorsehung glaube. „Ich weis, soll des Dichters Meinung seyn, daß Gott diesen „erniedrigen und jenen erhöhen kann. Aber ich weis auch, daß er „diese Sorge dem Zufalle und dem Glücke überläßt, welches mit scharfem[2] „Geräusche dem Haupte des einen das Diadem entreißt, und das „Haupt des andern damit krönet."

Der stärkste Beweis des Dacier läuft dahin aus, daß unmöglich Horaz eine so nichtige Ursache seiner Bekehrung könne angeführt haben, als der Donner am heitern Himmel in den Augen eines jeden Verständigen seyn muß. „Man braucht, sagt er, in der Naturlehre nur „sehr schlecht erfahren zu seyn, wenn man wissen will, daß kein Donner „ohne Wolken seyn könne; Horaz muß also nothwendig die Stoiker „nur damit lächerlich machen wollen, die den Epikurern wegen der „Vorsehung weiter nichts als ungefehr dieses entgegen zu setzen wußten: „ihr könnt, sagten die Stoiker, die Vorsehung nicht leugnen, wenn „ihr auf den Donner und auf seine verschiedene Wirkungen Achtung „geben wollt. Wann nun die Epikurer ihnen antworteten, daß der „Donner aus natürlichen Ursachen hervorgebracht würde, und man „also nichts weniger als eine Vorsehung daraus beweisen könne: so „glaubten die Stoiker ihnen nicht besser den Mund zu stopfen, als „wenn sie sagten, daß es auch bey heiterm Wetter donnre; zu einer „Zeit also, da alle natürliche Ursachen wegfielen, und man deutlich „sehen könne, daß der Donner allerdings von den Göttern regiert „werden müsse."

Dieses, wie gesagt, ist der stärkste Grund womit Dacier seine neue Auslegung unterstützt; ich muß aber gestehen, daß mich seine Schwäche nicht wenig befremdet. Ist es nicht gleich anfangs offenbar, daß er, entweder aus Unwissenheit oder aus List, die Stoischen Beweise der Vorsehung ganz kraftlos verstellet? Diese Weltweisen beruften sich zwar auf die natürlichen Begebenheiten, und auf die weise Einrichtung derselben; niemals aber leugneten sie ihre in dem Wesen der

[1] hierher [1754a] [2] scharfen [1754 o. 1784]

Dinge gegründeten Ursachen, sondern hielten es vielmehr für unanständig, sich irgendwo auf die unmittelbare Regierung der Götter zu berufen. Ihre Gedanken von derselben waren die gegründesten und edelsten, die man je, auch in den aufgeklärtesten Zeiten, gehabt hat. Ich berufe mich auf das ganze zweyte Buch der natürlichen Fragen des Seneca, wo er die Natur des Donners untersucht. Aus dem 18. Hauptstücke desselben hätte Dacier genugsam sehen können, daß die Stoiker auch bey den Donnerschlägen am heitern Himmel die natürlichen Ursachen nicht bey Seite setzten, und das purus aër im geringsten nicht alle Donnerwolken ausschließt. Quare et sereno tonat? heißt es daselbst; quia tunc quoque per crassum et siccum aera spiritus prosilit. Was kan deutlicher seyn? Seneca sagt dieses zwar nach den Grundsätzen des Anaximanders; aber er erinnert nichts darwieder; er billiget sie also. Eine Stelle aus dem 31. Hauptstücke wird es noch deutlicher machen, in wie fern die Stoiker geglaubt haben, daß in dem Donner etwas göttliches sey: mira fulminis, si intueri velis, opera sunt, nec quidquam dubii relinquentia, quin divina insit illis et subtilis potentia. Man gebe wohl Acht, daß er das divina durch subtilis erklärt, welche Erklärung die Exempel, die er gleich darauf anführt, auch einzig und allein nur zulassen. Der Blitz, fährt er fort, zerschmelzt das Gold in dem Beutel, ohne diesen zu verletzen; desgleichen die Klinge in der Scheide, ob schon diese ganz bleibt. Schöne Wunder einer göttlichen Macht, wenn sie unmittelbare Wirkungen derselben seyn sollten! Es ist wahr, die Stoiker glaubten sogar, daß der Donner das Zukünftige vorherverkündige. Aber wie glaubten sie es? So, daß sie Gott sehr ruhig dabey liessen, und diese Vorherverkündigung bloß aus der Ordnung, wie die Dinge in der Natur auf einander folgen müßten, erklärten. Die Tusker waren es, welche gröbre Begriffe damit verbanden, und glaubten, der Donner rolle nur deswegen, damit er etwas verkündige, nicht aber, daß er etwas verkündige, weil er rolle. Ich muß die Worte des Seneca nothwendig selbst einrücken. Hoc autem, sagt er in dem 32. Hauptstücke, inter nos et Tuscos, quibus summa persequendorum fulminum est scientia, interest. Nos putamus quod nubes collisae sunt, ideo fulmina emitti. Ipsi existimant, nubes collidi, ut fulmina emittantur. Nam cum omnia ad Deum referant, in ea sunt

opinione, tamquam non quia facta sunt significent; sed quia significatura sunt, fiant: eadem tamen ratione fiunt, sive illis significare propositum est, sive consequens. Quomodo ergo significant, nisi a Deo mittantur? Quomodo aves non in hoc motae, ut nobis occurrerent, dextrum auspicium, sinistrumve fecerunt. Et illas, inquit, Deus movit. Nimis illum otiosum et pusillae rei ministrum facis, si aliis somnia, aliis exta disponit. Ista nihilominus divina ope geruntur — Alia ratione fatorum series explicatur, indicia venturi ubique praemittens, ex quibus nobis quaedam familiaria, quaedam ignota sunt — — Cujus rei ordo est, etiam praedictio est.

Man überlege diese Stelle genau, und sage, ob es dem Inhalte derselben zufolge möglich sey, daß die Stoiker jemals so abgeschmackt gegen die Epikurer können gestritten haben, als sie Dacier streiten läßt. Ist es aber nicht möglich, so muß ja auch die vorgegebene Spötterey des Horaz, und mit ihr die ganze sich darauf gründende Erklärung wegfallen. Es ist nicht nöthig, ihr mehr entgegen zu setzen, ob es gleich etwas sehr leichtes seyn würde; besonders wenn man die Gründe aus der Verdrehung der letzten fünf Zeilen, und aus der gewaltsamen Hineinpressung des Wörtchens sed vor hinc apicem. nehmen wollte.

Nach dieser Widerlegung wird man vielleicht glauben, daß ich die alte Auslegung dieser Ode beybehalten wolle. Doch auch diese kann, meinem Urtheile nach, nicht statt finden. Die Veränderung der Sekte wäre für den Horaz eine zu wichtige Begebenheit gewesen, als daß er ihrer nicht öfter in seinen Briefen oder Satyren, wo er so unzählich viel Kleinigkeiten von sich einfliessen läßt, hätte erwehnen sollen. Aber überall ist ein tiefes Stillschweigen davon. Auch das kann nicht erwiesen werden, daß Horaz gleich Anfangs der stoischen Philosophie solle zugethan gewesen seyn, welches doch seyn müßte, wann er sie cursus relictos nennen wollen. Ausser diesen schon bekannten Schwierigkeiten, setze ich noch eine neue hinzu, die aus meiner Anmerkung über die Art, mit welcher die Stoiker von der göttlichen Regierung der natürlichen Dinge philosophirten, hergenommen ist. Wenn es wahr ist, daß nach ihren Grundsätzen der Donner am umzogenen Himmel nicht mehr und nicht weniger die Mitwirkung der Götter

bewies, als der Donner am heitern Himmel; so kann Horaz den letztern[1] eben so wenig im Ernste als im Scherze als eine Ereignung ansehen, die ihn den Stoikern wieder beyzutreten nöthige. Das erstere ist wahr, und also auch das letztre. Oder will man etwa vermuthen, daß Horaz die stoische Weltweisheit nicht besser werde verstanden haben, als seine Ausleger?

Laßt uns eine beßre Meinung von ihm haben, und ihn wo möglich wider ihre unzeitige Gelehrsamkeit vertheidigen! Unzeitig ist sie, daß sie da Sekten sehen, wo keine sind; daß sie Abschwörungen und Spöttereyen wahrnehmen, wo nichts als gelegentliche Empfindungen herrschen. Denn mit einem Worte, ich glaube, daß Horaz in dieser Ode weder an die Stoiker noch an die Epikurer gedacht hat, und daß sie nichts ist, als der Ausbruch der Regungen, die er bey einem ausserordentlichen am hellen Himmel plötzlich entstandenen Donnerwetter gefühlt hat. Man sage nicht, daß die Furcht für den[2] Donner etwas so kleines sey, daß man sie dem Dichter schwerlich Schuld geben könne. Der natürlichste Zufall, wenn er unerwartet kömmt, ist vermögend auch das männlichste Gemüth auf wenig Augenblicke in eine Art von Bestürzung zu setzen. Und was braucht es mehr, als daß Horaz in einer solchen kurzen Bestürzung einige erhabene und rührende Gedanken gehabt hat, um das Andenken derselben in ein Paar Strophen aufzubehalten? Affect und Poesie sind zu nahe verwandt, als daß dieses unbegreiflich seyn sollte.

Ich will meine Erklärung nicht Zeile auf Zeile anwenden, weil es eine sehr überflüssige Mühe seyn würde. Ich will nur noch eine Vermuthung hinzuthun, die hier mit allem Rechte eine Stelle verdient. Man erinnere sich, was uns Suetonn von dem Augustus in dem 90. Hauptstücke seiner Lebensbeschreibung meldet. Tonitrua et fulgura paulo infirmius expavescebat, ut semper et ubique pellem vituli marini circumferret, pro remedio: atque ad omnem majoris tempestatis suspicionem in abditum et concameratum locum se reciperet. Wie gerne stellt sich ein Hofmann in allen Gesinnungen seinem Regenten gleich! Gesetzt also, Horaz habe sich nicht selbst vor dem Donner gefürchtet, kann er nicht diese Schwachheit, dem August zu schmeicheln angenommen haben? Es scheint mir, als ob dieser Umstand

[1] letzten [1754 a. 1784] [2] vor dem [1784]

auf die Ode ein gewisses Licht werfe, bey welchem man eine Art von Schönheiten entdeckt, die sich besser fühlen als umständlich zergliedern lassen.

Soll ich noch etwas aus dem Leben des Augusts[1] beybringen, woraus vielleicht eine neue Erklärung herzuholen ist? Ich will gleich voraussagen, daß sie ein wenig kühn seyn wird; aber wer weis, ob sie nicht eben das Kühne bey vielen empfehlen wird? Als August,[2] nach dem Tode des Cäsars von Apollonien zurück kam, und eben in die Stadt eintrat, erschien plötzlich am hellen und klaren Himmel ein Zirkel, in Gestalt eines Regenbogens, rings um die Sonne; und gleich darauf schlug der Donner auf das Grabmahl der Julia, des Cäsars Tochter. Diese Ereignung ward, wie man sich leicht vorstellen kann, zum größten Vortheile des Augusts[1] ausgelegt. Und wie, wann eben sie es wäre, auf welche Horaz hier zielet? Er war zwar, wenn ich die Zeiten vergleiche, damals nicht in Rom, aber kann auch[3] nicht schon die Erzehlung einen hinlänglichen Eindruck auf ihn gemacht haben? Und dieses vielleicht um so viel eher, je lieber es ihm bey seiner Zurückkunft, nach der Schlacht bey Philippis, seyn mußte, eine Art einer göttlichen Antreibung angeben zu können, warum er nunmehr von der Parthey der Mörder des Cäsars abstehe. Wollte man diesen Einfall billigen, so müßte man unter den Göttern, die Horaz wenig verehrt zu haben gestehet, den Cäsar und Augustus, welchen er mehr als einmal diesen Namen giebt, verstehen; und die insanam sapientiam müßte man für den Anhang des Brutus annehmen, welcher in der That zwar ein tugendhafter Mann war, aber auch in gewissen Stücken, besonders wo die Freyheit mit einschlug, die Tugend bis zur Raserey übertrieb. Diese Auslegung, glaube ich, hat ihre Schönheiten, welche sich besonders in den letzten Zeilen ausnehmen, wo der Dichter von der Erniedrigung des Stolzen, und von der Uebertragung der höchsten Gewalt redet, die er unter dem Bilde des Wipfels will verstanden wissen.

Ich will nichts mehr hinzu setzen, sondern vielmehr nochmals bekennen, daß ich die erstere[4] plane Erklärung, welche ohne alle Anspielungen ist, dieser andern weit vorziehe. Meine Leser aber mögen

[1] des Augustus [1754] [2] Augustus, [1754] [3] auch [1754 a: in] mich [verdruckt 1754 b; fehlt 1754 c und 1784] [4] erstre [1754 ab]

es halten wie sie wollen, wenn sie mir nur so viel eingestehen, daß nach der leztern, aus dem Parcus Deorum cultor et infrequens. wider die Religion des Horaz gar nichts zu schliessen ist, nach der erstern aber nicht mehr, als man aus dem Liede des rechtschaffensten Theologen, in welchem er sich einen armen Sünder nennet, wider dessen Frömmigkeit zu folgern berechtiget ist. Das ist alles was ich verlange.

Ich weis, daß man noch vieles zur Rettung des Horaz beybringen könnte; ich weis aber auch, daß man eben nicht alles erschöpfen muß.

Rettung des Hier. Cardanus.

Leser, welche den Cardan kennen, und auch mir zutrauen, daß ich ihn kenne, müssen es schon voraussehen, daß meine Rettung den ganzen Cardan nicht angehen werde. Dieses ausserordentliche Genie hat alle Nachwelt seinetwegen in[1] Zweifel gelassen. Man muß glauben, daß der größte Verstand mit der größten Thorheit sehr wesentlich verbunden ist, oder sein Charakter bleibt ein unauflösliches Räthsel. Zu was hat man ihn nicht gemacht; oder vielmehr zu was hat er sich nicht selbst in einem Werke gemacht, dergleichen ich wollte, daß jeder grosse Mann mit eben der Aufrichtigkeit schreiben müßte! (de vita propria.)

Es wäre ein Wunder, wenn ein so seltner Geist dem Verdachte der Atheisterey entgangen wäre. Hat man oft mehr gebraucht, ihn auf sich zu laden, als selbst zu denken und gebilligten Vorurtheilen die Stirne zu biethen? Selten hat man nöthig gehabt, in der That anstößige Sätze und ein problematisches Leben, wie Cardan, damit zu verbinden.

Eine augenscheinliche Verläumdung, die man noch nicht aufhört aus einem Buche in das andere[2] überzutragen, treibt mich an, dieses Verdachts in etwas zu gedenken. Man gründet ihn, wie bekannt, auf drey Stücke. Auf ein Buch, welches er wider die Unsterblichkeit der Seele soll geschrieben haben; auf seine astrologische Unsinnigkeit, dem Heilande die Nativität zu stellen; und endlich auf eine gewisse Stelle in seinem Werke de subtilitate.

Von den beyden erstern Gründen werde ich nichts sagen, weil schon andre nur allzuviel davon gesagt haben. Den ersten widerlegt sogleich das soll. Er soll so ein Buch geschrieben haben, welches er zwar nicht drucken lassen, aber doch heimlich seinen Freunden gewiesen. Und wer ist denn der Wehrmann dieses Vorgebens? Kein anderer, als Martinus del Rio. (Disput. Magic. Tom. I. Lib. II.)

[1] im [1754 a] [2] andre [1754 a]

Wenn man es noch glauben will, so muß man diesen Spanier nicht kennen. — — Den zweyten Grund zernichten[1] die eignen Worte des **Cardans**, welche insonderheit der Herr Pastor **Brucker** aus dessen seltnen Werke, über des Ptolemäus vier Bücher de astrorum judiciis, angeführt[2] hat. (Hist. Crit. Phil. Tomi IV. Parte altera p. 76.)

Ich werde mich, wie gesagt, hierbey nicht aufhalten; ich wende mich vielmehr sogleich zu dem letztern Punkte, weil ich in der That hoffe, etwas besonders dabey anzumerken. Man wird es als einen guten Zusaz zu dem Artikel ansehen können, welchen **Bayle**, in seinem critischen Wörterbuche, von diesem Gelehrten gemacht hat.

Es ist billig, daß man die Ankläger des **Cardans** zuerst höret. Es sind deren so viele, daß ich nur einen werde das Wort können führen lassen. Dieses mag ein noch lebender Schriftsteller seyn, dessen Buch in seiner Art ein Handbuch der Gelehrten geworden ist; der Herr Pastor **Vogt**; oder vielmehr **de la Monnoye** durch diesen. Er führt, in seinem Verzeichnisse von raren Büchern, die erstre, und noch eine andere[3] Ausgabe des Cardanischen Werks de subtilitate an, und was er dabey anmerkt ist folgendes. „Man lieset, sagt er, „in diesen ungemein seltnen Ausgaben eine sehr gottlose und ärgerliche „Stelle, die man in den nachherigen Abdrücken weggelassen hat. Ich „will die ganze Sache mit den Worten des gelehrten **de la Monnoye**, „im 4 Th. der Menagianen, S. 305, erzehlen. Noch schlimmer als „Pomponaz, sagt dieser, macht es **Cardan**. In dem eilften seiner „Bücher de subtilitate vergleicht er die vier Hauptreligionen kürzlich „unter einander; und nachdem er eine gegen die andre hat streiten „lassen, so schließt er, ohne sich für eine zu erklären, mit diesen un„bedachtsamen Worten: igitur his arbitrio victoriae relictis. Das „heißt auf gut deutsch, er wolle[4] dem Zufalle überlassen, auf welche „Seite sich der Sieg wenden werde. Diese Worte veränderte er zwar „selbst in der zweyten Ausgabe; dennoch aber ward er drey Jahre[5] „darauf von dem Scaliger Exercit. 258. n. 1. sehr bitter deßwegen „bestraft, weil der Sinn derselben sehr schrecklich ist, und die Gleich„gültigkeit des Cardans, in Ansehung des Sieges deutlich beweiset, „welchen eine von den vier Religionen, es möge nun seyn welche es

[1] vernichten [1754 a] [2] angeführet [1754 a] [3] andre [1754 a. 1784] [4] wolle es [1754 a]
[5] Jahr [1754 a]

„wolle, entweder durch die Stärke der Beweise, oder durch die Gewalt „der Waffen, davon tragen könne.“

Aus dieser Anführung erhellet, daß Scaliger der erste gewesen ist, dem die Stelle wovon ich rede, zum Anstosse gereicht hat. Man darf aber nicht glauben, daß von ihm bis auf den de la Monnoye sie von keinem andern sey gerüget worden. Marinus Mersennus ist in seiner Auslegung des ersten Buchs Mosis (S. 1830.) darwider aufgestanden, und hat sie für nichts schändlichers, als für einen Inbegrif des berüchtigten Buchs von den drey Betriegern gehalten. Aus dem Mersennus hat sie hernach besonders Morhof (Polyh. T. I. Lib. 1. c. 8. §. 6.) Bücherkennern bekannt gemacht, und diese haben sie einander redlich aus einer Hand in die andre geliefert.

Reimann, (Hist. univers. Atheismi et Atheorum p. 365. et 547.) die hällischen Verfasser der Observat. selectarum (Tom. X. p. 219.) Freytag (Analect. litteraria p. 210.) die Bibliothek des Salthenius (p. 272.) sagen alle ebendasselbe. Alle nennen die angeführte Stelle locum impium et scandalosissimum, locum offensionis plenissimum. Ich muß diesen noch einen Freund von mir beysetzen, nehmlich den Herrn Adjunct Schwarz in Wittenberg, welcher in seiner ersten Exercitation in utrumque Samaritanorum Pentateuchum. gelegentlich eben diese Saite berührt.

Was wird man aber von mir denken, wenn ich kühnlich behaupte, daß alle diese Gelehrte, entweder nur Nachbeter sind, oder, wenn sie mit ihren eignen Augen gesehen haben, nicht haben construiren können. Ich sage: nicht können; denn auch das kann man nicht, woran uns die Vorurtheile verhindern.

Ich für meinen[1] Theil, habe es dem nur gedachten Herrn Adjunct Schwarz zu danken, daß ich nicht in das gemeine Horn mit blasen darf. Bey ihm habe ich die allererste Ausgabe des Cardanischen[2] Werks de subtilitate in die Hände bekommen, und sie mit um so viel größrer Begierde durchblättert, da eben dasselbe Exemplar dem Philipp Melanchthon zugehöret hatte, von dessen eigner Hand, hier und da, einige kleine Noten zu lesen waren. Es war mir leid, daß ich den nunmehrigen Besitzer desselben von der Richtigkeit meiner Anmerkung nicht überzeugen konnte.

[1] mein [1754 a] [2] Cardanschen [1754 ab]

Ich will mich nicht länger verweilen, sie dem Leser vorzulegen; vorher aber nur noch einige Worte von der ersten Ausgabe selbst gedenken. Aus einigen Kleinigkeiten schliesse ich, daß sie Herr Vogt nicht selbst gesehen hat. Man vergleiche nur folgenden Titel mit dem seinigen: HIERONYMI CARDANI, Medici Mediolanensis, de subtilitate Libri XXI. ad illustr. principem Ferrandum Gonzagam Mediolanensis Provinciae praefectnm. Nach dieser Aufschrift folgt auf dem[1] Titel selbst, eine kleine Anrede des Druckers an den Leser, in welcher er ihm die Vortreflichkeit des Buchs anpreiset. Hier ist sie: *Joh. Petrejus* Lectori: Habes hoc in libro, candide Lector, plus quam sesquimille, variarum non vulgarinm, sed difficilinm. occultarum et pulcherrimarum rerum causas, vires et proprietates. ab authore hinc inde experimento observatas: quae non solum propter cognitionem delectabiles, sed etiam ad varios usus, tum privatos tum publicos, multo ntiliores quam hactenus plurimorum scripta, quae etsi ex philosophia sint, minoris tamen momenti esse, legens haec et illa, haud mecum dissentiet;[2] uti singula in adjecto indice perspicue licet cernere. Unter diesem kurzen Buchhändlerpanegyrico stehet endlich: Norimbergae apud Jo. Petreium, jam primo impressum. cum Privilegio Caes. atque Reg. ad Sexennium Ao. MDL. Das Format ist in[3] Folio; die Stärcke, 373 Blätter, ohne das Register.

Nunmehr wird man es mir hoffentlich zutrauen, daß ich die streitige Stelle wirklich aus der ersten Originalausgabe anführen werde. — — Aber man erlaube mir, daß ich es nicht lateinisch thun darf. Das Latein des Cardans ist so schlecht, daß der Leser nichts dabey einbüßt, wenn er es auch schon, in eben so schlechtes Deutsch verwandelt sieht. Denn habe ich nicht die Güte des Ausdrucks auch in der Uebersetzung beybehalten müssen? Hier ist sie also:

Stelle aus dem XIten Buche des Cardanus *de subtilitate.*

„Die Menschen sind von je her, an Sprache, Sitten und Gesetzen, eben so sehr unter sich von einander unterschieden gewesen, als die Thiere von ihnen. Bey den Verehrern des Mahomets wird ein Christ, und bey beyden ein Jude nicht höher geschätzt, als

[1] den [1784] [2] dissentiet; [1754; ebenso der Originaldruck des Werkes von Cardan] dissenties: [1784] [3] in [fehlt 1754 a]

der verworfenste Hund: er wird verspottet, verfolgt, geschlagen, geplündert, ermordet, in die Sklaverey gestoßen, durch die gewaltsamsten Schändungen gemißhandelt, und mit den unsaubersten Arbeiten gemartert, so daß er von einem Tiger, dem man die Jungen geraubet, nicht so viel auszustehen haben würde. Der Gesetze aber sind viere; der Götzendiener, der Juden, der Christen und der Mahometaner.

Der Götzendiener zieht sein Gesetz aus vier Gründen vor. Erstlich weil er so oft, in den Kriegen wider die Juden, den Sieg davon getragen habe, bis es ihm endlich gelungen, ihre Gesetze ganz und gar zu vertilgen; es müsse daher dem höchsten Werkmeister und Regenten, die Verehrung eines einzigen Gottes nicht mehr, als die Verehrung vieler Götter gefallen haben. Hernach sagen sie: so wie es sich, wenn das Volk einen obersten Regenten über sich habe, für jeden gezieme, in Privatsachen und besonders in Kleinigkeiten, seine Zuflucht vielmehr zu den Befehlshabern und Hofleuten desselben zu nehmen, als dem Könige selbst, um jeder Ursach Willen, beschwerlich zu fallen: eben so müsse man, da der höchste Gott sich um das, was hier auf Erden vorgeht, und wovon die Angelegenheiten der Privatpersonen den allerkleinsten Theil ausmachen, sehr wenig bekümmert, vielmehr zu den Göttern, die dieser höchste Gott zu seinen Dienern geordnet hat, bey nicht wichtigen Dingen fliehen, als daß man denjenigen selbst, den kein Sterblicher nicht einmal mit den Gedanken erreichen kann, aus jeder nichtswürdigen[1] Ursache, mit Bitten beläßtige. Endlich behaupten sie, daß durch dieses Gesetz, und durch diese Beyspiele, indem sie Hoffnung machten, nach dieser Sterblichkeit göttlich verehrt zu werden, viele wären angetrieben worden, sich durch Tugenden berühmt zu machen, als Herkules, Apollo, Jupiter, Mercurius, Ceres. Was aber die Wunder anbelange, so könnten sie eben sowohl, Exempel der offenbaren Hülfe ihrer Götter und Orakelsprüche anführen, als irgend andre. Auch sey unsre Meinung von Gott und dem Ursprunge der Welt, nicht allein nicht weniger abgeschmackt, sondern auch noch abgeschmackter, als ihre, welches aus dem Streite unter den andern Gesetzen, und aus dem Hasse derselben gegen alle Weltweise, als die Urheber der Wahrheit, erhelle. Diese aber werfen ihnen die Menschenopfer, die

[1] nichtswürdiger [1754]

Verehrung todter Bildsäulen und die Menge der Götter vor, welche auch von den ihrigen selbst verlacht würden; deßgleichen die schändlichen Laster dieser ihrer Götter, die man sich schon an einem Menschen einzubilden schäme, und die undankbare Vergessung des allerhöchsten Schöpfers.

Nachdem diese also, auf besagte Art, widerlegt worden, so steht der Jude wider die Christen auf. Wenn in unserm Gesetze, sagt er, Fabeln enthalten sind, so sind sie alle, auch auf euch gekommen, die ihr unser Gesetz annehmet. Die Einheit Gottes hat niemand so unverfälscht verehret[1] als wir; und von uns stammet diese Wahrheit auch her. Ferner kann sich kein Gesetz so grosser Wunder und Zeichen, und kein Volk eines solchen Adels rühmen. Hierauf aber sprechen die übrigen wider dieses Gesetz: alles das, was untergegangen sey, müsse Gott nicht gefallen haben; sie die Juden hätten wider ihre Propheten gewüthet; ihr Volk wäre allezeit der ganzen Welt ein Abscheu gewesen, und diejenigen, welche von den Christen und Mahometanern verehret würden, die befehle ihnen ihr eignes Gesetze[2] anzubeten.

Nachdem auch dieses Gesetz übern Haufen geworfen, so streitet nunmehr der Christ wider den Mahometaner. Dieser Streit ist schärfer und wird auf beyden Theilen mit grossen Kräften unterstützet, von welchen das Wohl ganzer Reiche und Länder abhängt. Der Christ[3] stützet sich besonders auf vier Gründe. Erstlich auf das Zeugniß der Propheten, welche alles, was sich mit Christo zugetragen, so genau erzehlten, daß man glauben sollte, es sey nicht vorher gesagt, sondern nachdem alles schon geschehen, aufgeschrieben worden. Diese aber melden nicht das geringste von dem Mahomet. Zweytens auf das Ansehen der Wunderwerke Christi, die von solcher Grösse und Beschaffenheit gewesen sind, daß sie mit den Wundern der Mahometaner in keine Vergleichung kommen: wie zum Exempel die Auferweckung der Todten, des Lazarus, des Mägdleins und des Sohnes der Wittwe. Die Wunderwerke der Mahometaner hingegen, das Herabfallen der Steine von den schwarzen Vögeln, oder die Verbergung in der Höhle, wie er in seinem Korane[4] lehret, oder dieses, daß er in einer Nacht von Mecca nach Jerusalem wäre ge-

[1] verehrt [1784] [2] Gesetz [1784] [3] Christe [1754 ab] [4] Koran [1784]

schickt, oder versetzt worden, oder seine Aufnahme in den Himmel, oder seine Zertheilung des Mondes; alle diese können entweder nicht mit Zeugen bestätiget[1] werden, oder sind ganz und gar keine Wunder. Daß Steine von Vögeln herabgeschmissen werden, dieses ist zwar etwas wundersames, und mag es immerhin gewesen seyn, aber kein Wunder ist es nicht: daß der Mond zertheilt scheinet, dieses ist weder ein Wunder noch etwas wundersames. Von Mecca nach Jerusalem versetzt werden, oder in den Himmel hinansteigen, dieses wäre zwar ein Wunder, allein die Zeugen mangeln ihm. Der dritte Grund wird von den Gebothen Christi hergenommen, welche nichts enthalten, was mit der Moral oder mit der natürlichen Philosophie streitet. Was sein Leben anbelangt, darinne kann es ihm niemand gleich thun, und wenn es auch der allerbeste wäre; aber es nachahmen kann ein jeder. Was? können[2] sag ich? Ja, so viel du dich von seinem Exempel entfernst, so viel Gottlosigkeit nimst du an. Mahomet hingegen räth Mord und Krieg und den Thurm im Paradiese; das Paradies aber beschreibt er so, daß man darinnen[3] heyrathe, von schönen Knaben bedient würde, Fleisch und Aepfel esse, Nectar trinke, auf seidnen Betten liege, und unter dem Schatten der Bäume Edelsteine und seidne Lager besitze. Welcher gesunde Verstand wird dadurch nicht beleidiget?[4] Und wie abgeschmackt ist nicht jenes Vorgeben im Korane, nach welchem Engel und Gott für den Mahomet beten sollen? Desgleichen die Erdichtung, daß Gott von der Erde gen Himmel hinansteige, und daß er selbst bey den Geistern, seinen Dienern, schwöre. Was soll man von der Historie mit dem Kameele, wenn es anders eine Historie, und nicht vielmehr eine Fabel ist, sagen, die wenigstens fünfmahl wiederhohlet wird? Hierzu kommt noch als der letzte Grund für die Christen dieses, daß unser Gesetz von sehr wenigen unerfahrnen und armen Leuten, gegen so viele Kayser und reiche Priester der Götzen ist geprediget[5] worden, und daß es, da es auch schon von innerlichen Spaltungen geschwächt war, dennoch des ganzen Erdkreises sich bemächtiget hat.

Nun haben aber auch die Mahometaner fünf Beweisgründe

[1] bestätigt [1784] [2] Was können? [1784] Wie? kann [1754] [3] darinne [1754 a] darinn [1784]
[4] beleidigt? [1784] [5] geprebigt [1784]

für sich. Erstlich sagen sie: Die Christen verehrten die Einheit Gottes nicht so lauter, als sie; die Christen gäben ihm einen Sohn, welcher ebenfalls Gott sey. Wann aber, fahren sie fort, mehrere Götter sind, so werden sie auf einander erbittert seyn, weil dieses bey einem Reiche etwas unvermeidliches ist, daß es von vielen ohne Eifersucht nicht kann verwaltet werden. Es ist aber auch etwas gottloses, dem erhabensten Gott, dem Schöpfer aller Dinge einen beyzugesellen, der ihm gleich sey, da er doch der allerhöchste ist, und ihm einen Sohn zu geben, da er doch keinen braucht, und ewig ist. Ueber das also, sagen sie, was die Christen ihm beylegen, empören sich die Himmel, und die Erde fliehet[1] vor Entsetzen davon. Gott wird daher bey ihnen eingeführet, als ob er sich beklagte; und Christus, als ob er sich entschuldigte; daß er sich dieses nicht selbst, sondern, daß es ihm andre, wider seinen Willen, beygelegt hätten. Der zweyte Beweisgrund kömmt[2] von dem Mahomet selbst, welcher den Christen zur Last legt, daß sie die Bilder anbeten, und daß sie also Verehrer der Götter, und nicht eines einzigen Gottes zu seyn scheinen. Hierauf folgt der dritte Beweisgrund, welcher aus dem Erfolge hergenommen ist, indem sie schon so viel Siege erfochten, und schon so viel Provinzen erobert hätten, daß das christliche Gesetz kaum ein Theil des Mahometischen würde zu nennen seyn, wann nicht, durch Vorsorge unsers Kaysers, schon zum Theil eine andre Welt, in der christlichen Religion wäre unterrichtet worden. Ist es aber, sagen sie, nun nicht wahrscheinlich, daß Gott denjenigen wohlwolle, welche einen richtigern Glauben haben? Er könnte ja so viele mit der allerkleinsten Hülfe retten, wenn er sich nicht von ihnen abgewandt hätte, und sie freywillig verderben wollte. Was aber ihr Leben und ihre Sitten anbelangt, so geben diese ihrem Gesetze kein geringes Ansehen, indem auf eine ganz umgekehrte Weise, wir dem Mahomet und sie Christo nachzuahmen scheinen; sie beten, sie fasten, sie bedienen sich einer sehr simpeln, ja der allersimpelsten Tracht, sie enthalten sich des Mordes, der Glücksspiele, des Ehebruchs, und der abscheulichen[3] Lästerungen gegen Gott, von welchen vier Lastern hauptsächlich die Völker der Christenheit, fast ganz und gar überschwemmt sind. Und was sagt man, wenn man

[1] flieht [1754a]   [2] kommt [1784]   [3] abscheulichsten [1754 bc. 1784]

die Ehrbarkeit ihrer Weiber, und die Verehrung ihrer Tempel betrachten will? Was endlich die Wunder anbelangt, so behaupten sie, daß wir nur erzehlte Wunder haben, sie aber noch bis jetzt gegenwärtige. Einige enthalten sich viele Tage lang des Essens; andre brennen sich mit Feuer, und zerfleischen sich mit Eisen, ohne das geringste Zeichen eines Schmerzes von sich zu geben. Viele können durch den Bauch reden, welche ehedem Engastrimuthi genennt wurden; dieses aber können sie besonders alsdenn, wenn sie gewisse Orgia begehen, und sich im Kreise herumdrehen. So wie es mit diesen drey Punkten seine völlige Richtigkeit hat, indem sie, wie wir oben erinnert haben, natürlicher, obgleich wundersamer Weise zugehen; so ist es hingegen eine blosse Erdichtung, daß bey ihnen auch Kinder von Weibern, ohne Beyschlaf, gebohren würden. Auch sogar ihre Heiligen haben sie, welche durch wunderbare Hülfleistungen berühmt sind: den Sedichasim zum Siege; den Vauns zum Frieden; den Ascichus zur Wiederversöhnung der Eheleute; den Mirtschinus zur Bewahrung des Viehes; den Chidirelles für die Reisenden, der auf einem bunten Pferde sitzend, ihnen begegnen, und den rechten Weg zeigen soll. Sie heben auch noch die Schuh desjenigen auf, welcher von einem Könige unschuldiger Weise verdammt, und in einen glühenden Ofen geworfen worden, gleichwohl aber, nach Art der drey Männer im Feuerofen, deren die heilige Schrift gedenkt, unversehrt davon gekommen sey Ganz bekannt ist endlich auch das Wunder des Mirathbeg, eines türkischen Regenten, welchen die Lateiner Amurath nennen, wodurch er aus einem grossen und kriegerischen Könige, ein Priester geworden ist, und sich freywillig in ein Kloster eingeschlossen hat. —"

So weit gehet der Streit, den Cardan die vier Religionen untereinander führen läßt. Noch sind einige Perioden davon übrig, die ich aber noch wenig Augenblicke verspahren will, um die Rettung meines Philosophen desto besser in die Augen fallend[1] zu machen. Man erlaube mir vor allen Dingen einige Anmerkungen über das, was man gelesen hat, zu wagen.

Warum verdammt man eigentlich diese Stelle? Ist die Vergleichung der verschiednen Religionen, an und vor sich selbst, straf-

[1] desto in die Augen fallender [1754 ab] desto besser in die Augen fallender [1754 a. 1784]

bar; oder ist es nur die Art, mit welcher sie Cardan unternommen hat?

Das erste, wird man sich wohl nicht in den Sinn kommen lassen, zu behaupten. Was ist nöthiger, als sich von seinem Glauben zu überzeugen, und was ist unmöglicher als Ueberzeugung, ohne vorhergegangene Prüfung? Man sage nicht, daß die Prüfung seiner eignen Religion schon zureiche; daß es nicht nöthig sey, die Merkmahle der Göttlichkeit, wenn man sie an dieser schon entdeckt habe, auch an andern aufzusuchen. Man bediene sich des Gleichnisses nicht, daß, wenn man einmal den rechten Weg wisse, man sich nicht um die Irrwege zu bekümmern brauche. — — Man lernt nicht diese durch jenen, sondern jenen durch diese kennen. Und benimmt man sich nicht, durch die Anpreisung dieser einseitigen Untersuchung, selbst die Hofnung, daß die Irrgläubigen aus Erkenntniß unsre Brüder werden können? Wenn man dem Christen befiehlt, nur die Lehren Christi zu untersuchen, so befiehlt man auch dem Mahometaner, sich nur um die Lehre des Mahomets zu bekümmern. Es ist wahr, jener wird darüber nicht in Gefahr kommen, einen bessern Glauben für einen schlechtern fahren zu lassen; allein dieser wird auch die Gelegenheit nicht haben, den schlechtern mit einem bessern zu verwechseln. Doch was rede ich von Gefahr? Der muß ein schwaches Vertrauen auf die ewigen Wahrheiten des Heilandes setzen, der sich fürchtet, sie mit Lügen gegen einander zu halten. Wahrer als wahr, kann nichts seyn; und auch die Verläumdung[1] hat da keine Statt, wo ich auf der einen Seite nichts als Unsinn, und auf der andern nichts als Vernunft sehe. Was folgt also daraus? Daß der Christ, bey der Vergleichung der Religionen, nichts verlieren, der Heide, Jude und Türke aber unendlich viel gewinnen kann; daß sie nicht nur, nicht zu untersagen, sondern auch anzupreisen ist.

Cardan muß also in der Art dieser Vergleichung gefehlt haben. Wir wollen sehen. Es kann auf eine gedoppelte Art geschehen seyn. Entweder er hat die Gründe der falschen Religionen allzustark, oder die Gründe der wahren allzu schwach vorgestellt.

Hat er wohl das letztere gethan? — — Ich verlange unpartheyische Leser; und diese sollen es mir sagen, ob einer von allen den unzehlbaren Gottesgelehrten und Weltweisen, welche nach dem Cardan

[1] Verblendung [1754 a]

die Wahrheit der christlichen Religion erwiesen haben, einen Grund mehr, oder eben dieselben Gründe stärker vorgetragen hat, als er. Weitläuftiger wohl, aber nicht stärker. Man weis, daß die vornehmsten derselben die historischen sind; und welche Art von ihnen vermißt man hier? Man kann dieser Arten drey annehmen. Historische Gründe, welche aus den Zeiten vor der Menschwerdung des Heilandes hergenommen sind; historische Gründe aus den Zeiten des Heilandes selbst, und endlich historische Gründe, aus den Zeiten die nach ihm gefolget[1] sind. Die ersten sind diejenigen, die uns die Propheten an die Hand geben; die andern sind die, welche auf den Wundern unsers Erlösers beruhen, und die dritten werden aus der Art, wie die christliche Religion ausgebreitet worden, hergeholt. Alle diese hat Cardan mit wenig Worten, aber mit sehr nachdrücklichen, berührt. Was kann man von den Vorherverkündigungen[2] der jüdischen Propheten stärkers sagen, als dieses: daß sie in Christo so genau erfüllet worden, daß man sie eher für Erzehlungen, die nach geschehener Sache aufgesetzt worden, als für das, was sie sind, halten sollte? Kann die Zweydeutigkeit derselben mit ausdrücklichern Worten geleugnet werden? Ich will nicht hoffen, daß man mit lieblosen Vermuthungen so weit gehen werde, daß man behaupte, Cardan habe, eben durch diesen Zusatz, sie verdächtig machen, und ganz von weitem anzeigen wollen, für was man sie eigentlich zu halten habe. So unsinnig kann kein vernünftiger Mann seyn, welcher es weis, daß noch jetzo[3] ein ganzes Volk ihr unverfälschtes Alterthum, zu seiner eignen Widerlegung, behauptet — Auch von den Wundern Christi spricht unser Philosoph sehr scharfsinnig, und bemerkt zwey Dinge dabey, deren eines bey den Wundern der falschen Religionen immer mangelt. Er behauptet, daß sie wirkliche Wunder sind, und behauptet, daß sie, als solche, von glaubwürdigen Zeugen bekräftiget worden. Er unterscheidet sie also von den Täuschereyen eines gelehrten Betriegers, welcher einem unwissenden Pöbel das Seltene für das Göttliche, und das Künstliche für das Wunderbare verkauft. Er unterscheidet sie auch ferner von den Prahlereyen der Schwärmer, die wer weis was wollen gethan haben; nur Schade, daß es niemand gesehen hat. Kann man ihre Glaubwürdigkeit besser, oder kann man sie nur anders beweisen? — Endlich sehe

[1] gefolgt [1784] [2] Vorherkündigungen [1784] [3] jezt [1754 a]

man auch, wie gründlich er von dem Beweise aus der Fortpflanzung der christlichen Religion redet. Er berührt nichts davon, als was wirklich eine schliessende Kraft hat; und läßt alles Zweifelhafte weg. Er sagt: sie ward von armen Leuten geprediget; man kann sie also aus keinen eigennützigen Absichten angenommen haben: und diese armen Leute waren noch dazu unwissend, folglich waren sie denen, die sie bekehrten, am Verstande nicht überlegen, und was sie vermochten, war einer höhern Kraft zuzuschreiben. Er bemerkt den Widerstand der ihnen natürlicher Weise unüberwindlich gewesen wäre; und bemerkt auch etwas, welches ich nur von wenigen bemerkt finde. Dieses nehmlich, daß unsre Religion auch alsdann nicht aufgehört hat, sich die Menschen unterwürfig zu machen, da sie von innerlichen Sekten zerrissen und verwirret war. Ein wichtiger Umstand! Ein Umstand, welcher nothwendig zeigt, daß in ihr etwas seyn müsse, welches unabhänglich von allen Streitigkeiten seine Kraft zu allen Zeiten äussert. Und was kann dieses anders seyn, als die immer siegende Wahrheit? Cardan läßt bey diesem Beweise nichts weg, als das, was ich wünschte, daß man es immer weggelassen hätte. Das Blut der Märtyrer nehmlich, welches ein sehr zweydeutiges Ding ist. Er war in ihrer Geschichte, ohne Zweifel, allzuwohl bewandert, als daß er nicht sehr viele unter ihnen bemerken sollte, die eher Thoren und Rasende genannt zu werden verdienen, als Blutzeugen. Auch kannte er ohne Zweifel das menschliche Herz zu gut, als daß er nicht wissen sollte, eine geliebte Grille könne es eben so weit bringen, als die Wahrheit in allem ihren Glanze. Kurz, er ist nicht allein ein starker Verfechter des christlichen Glaubens, sondern auch ein vorsichtiger. Zwey Dinge, die nicht immer beysammen sind. — — Man betrachte noch das Uebrige! Cardan hätte es bey den historischen Gründen können bewenden lassen; denn wer weis nicht, daß, wenn[1] diese nur ihre Richtigkeit haben, man sonst alle Schwierigkeiten unter das Joch des Glaubens zwingen müsse? Allein er ist zu klug, diese Aufopferung der Vernunft, so gerade hin, zu fordern. Er behauptet vielmehr, daß die ganze Lehre Christi nichts enthalte, was mit der Moral und mit der natürlichen Weltweisheit streite, oder mit ihr in keine Einstimmung könne gebracht werden: nihil continent praecepta Christi a philosophia

[1] wann [1754 a]

morali aut naturali *absonum*, sind seine eigne Worte. Das ist alles, was man verlangen kann! Man sage nicht, daß er dadurch auf einer andern Seite ausgeschweift sey, und unsrer Religion ihre eigenthümlichen Wahrheiten, auf welche die Vernunft, vor sich allein, nicht kommen kann, absprechen wolle. Wenn dieses seine Meinung gewesen wäre, so würde er sich ganz anders ausgedrückt haben; die Lehre Christi, hätte er sagen müssen, enthält nichts anders, als was die Moral und natürliche Philosophie enthält; nicht aber: was sie enthält, harmonirt mit diesen. Zwey ganz verschiedne Sätze! Besonders dringt er auf die Vortreflichkeit der christlichen Moral, und sagt klar, daß nur Christus das vollkommenste Muster aller Tugenden sey: illius vitam aequare nemo quamvis optimus, imitari autem quilibet potest. Quid potest? imo quantum ab illius exemplo abscedis, tantum nefarii moris induis. Man wäge diese Worte, die ich vielleicht in der Uebersetzung zu schwach gegeben habe! Aber man sage mir nun endlich auch, ob man mehr Gutes von unsrer Religion sagen könne? Wer mehr Gründe verlangt, verräth, meines Erachtens, Lust, gar keine Statt finden zu lassen; und wer mehrere beybringt, Begierde, lieber viele und schlechte, als wenige und gute zu haben. Mit einem Worte, ich halte diese Stelle des Cardans für den gründlichsten Auszug, den man aus allen Vertheidigungen der christlichen Religion, die, vor ihm und nach ihm, sind geschrieben worden, machen kann.

Noch ist der zweyte Fall zurück. Wann Cardan die Gründe für die Wahrheit nicht geschwächt hat, so kann er doch der Lügen Farbe und Leben gegeben, und sich dadurch verdächtig gemacht haben. Auch dieses verdient erwogen zu werden.

Vor allen Dingen frage ich also: ob es erlaubt sey, bey Untersuchung der Wahrheit, sich die Unwissenheit seines Gegners zu Nutze zu machen? Ich weis wohl, daß man in bürgerlichen Händeln nicht nöthig hat, seinem Widersacher Beweise gegen sich an die Hand zu geben, ohne die er seine Sachen sogleich verlieren müßte. Man würde vielmehr denjenigen für einen Rasenden halten, der es thäte, wann er nicht gewiß wäre, daß er, alles und jedes, auf das augenscheinlichste widerlegen könne. Aber warum? Weil sein Verlust nothwendig mit des andern Gewinne verbunden ist; und weil man von einem Richter weiter nichts fordern kann, als daß er mit seinem Ausspruche auf

diejenige Seite tritt, welche das meiste Recht vor sich zu haben scheinet. Dieses aber findet sich, bey den Streitigkeiten, welche die Wahrheit zum Vorwurfe haben, nicht. Man streitet zwar um sie; allein es mag sie der eine oder der andre Theil gewinnen, so gewinnt er sie doch nie für sich selbst. Die Parthey welche verlieret, verlieret nichts als Irrthümer; und kann alle Augenblicke an dem Siege der andern, Theil nehmen. Die Aufrichtigkeit ist daher das erste, was ich an einem Weltweisen verlange. Er muß mir keinen Satz deswegen verschweigen, weil er mit seinem System weniger überein kömmt, als mit dem System eines andern; und keinen Einwurf deswegen, weil er nicht mit aller Stärke darauf antworten kann. Thut er es aber, so ist es klar, daß er aus der Wahrheit ein eigennütziges Geschäft[1] macht, und sie in die engen Grenzen seiner Untrüglichkeit einschliessen will. — Diese Anmerkung also voraus gesetzt, möchte ich doch wissen, wie man eine ernsthafte Beschuldigung daraus machen könne, wenn ein Philosoph auch die falschen Religionen, und die[2] aller gefährlichsten Sophistereyen, in das aller vortheilhafteste Licht setzt, um sich die Widerlegung, nicht sowohl leicht, als gewiß zu machen? Ich möchte doch wissen, was denn nunmehr daraus folgte, wann es auch wahr wäre, daß Cardan, den heidnischen, jüdischen und türkischen Glauben, mit so vielen und starken Gründen unterstützt hätte, daß auch die aller feinsten Köpfe von ihren eignen Anhängern nichts mehr hinzu thun könnten? Würden sie deßwegen weniger falsch bleiben, oder würde unser Glaube deßwegen weniger wahr werden? — — Doch es fehlt so[3] viel, daß Cardan dieses gethan habe, daß ich ihm vielmehr, zu meinem grossen Leidwesen, gleich das Gegentheil Schuld geben muß.

Ich behaupte also, er sey mit keiner einzigen Religion aufrichtig verfahren, als mit der christlichen; die übrigen alle hat er mit den allerschlechtesten Gründen unterstützt, und mit noch schlechtern widerlegt. Man braucht nur ohne Vorurtheile zu seyn, um hierinne[4] mit mir überein zu kommen. Ich will von der heidnischen nichts, und von der jüdischen nur wenig gedenken. Wider diese läßt er die übrigen drey den Einwurf machen: daß Gott dasjenige nicht könne gefallen haben, was er habe lassen untergehen. Ist sie denn untergegangen

[1] Geschäfte [1754 ab. 1784] [2] die [fehlt 1784] [3] so [fehlt 1754 bc. 1784] [4] hierin [1784]

die jüdische Religion? Wie wann ihr jetziger Zustand, nichts als eine verlängerte Babylonische Gefangenschaft wäre? Der Arm, der sein Volk damals rettete, ist noch jezt ungeschwächt. Vielleicht hat der Gott Abrahams, die Schwierigkeit, die Nachkommenschaft dieses Frommen wieder in ihr Erbtheil zu führen, nur darum sich so häuffen, und nur darum so unübersteiglich werden lassen, um seine Macht und Weisheit in einem desto herrlichern Glanze, zur Beschämung ihrer Unterdrücker, an den Tag[1] zu legen. Irre dich nicht, Cardan, würde ihm ohne Zweifel ein rechtgläubiger Israelite geantwortet haben; unser Gott hat uns so wenig verlassen, daß er auch in seinen Strafgerichten, noch unser Schutz und Schirm bleibt. Wann er nicht über uns wachte, würden wir nicht längst von unsern Feinden verschlungen seyn? Würden sie uns nicht längst von dem Erdboden vertilgt, und unsern Namen aus dem Buche der Lebendigen ausgelöschet haben? In alle Winkel der Welt zerstreuet,[2] und überall gedrückt, beschimpft und verfolgt, sind wir noch eben die, die wir, vor tausend und viel mehr Jahren, gewesen sind. Erkenne seine Hand, oder nenne uns ein zweytes Volk, das dem Elende so unüberwindliche Kräfte entgegen setzt, und bey allen Trübsalen den Gott anbetet, von dem diese Trübsalen kommen; ihn noch nach der Weise ihrer Väter anbetet, die er mit guten überschüttete. Was dieser Gott zu dem Satan sagte, als er seinen Mann, Hiob, auf die Probe stellen wollte: *Siehe da, er sey in deiner Hand, doch schone seines Lebens!* eben das sprach er zu unsern Feinden: *mein Volk sey in eurer Hand, doch schonet seines Lebens!* Da sind die Grenzen eures Tobens; da ist das Ufer, an welchem sich die Wellen eures Stolzes brechen sollen! Bis hierher und nicht weiter! Fahrt nur fort uns zu plagen; machet der Bedrängnissen kein Ende; ihr werdet den Zweck nicht erreichen, den ihr sucht. Er hat ein *schonet* gesprochen; und was er spricht, ist wahr. Umsonst werden Bildads und Zophars, aus unserm eignen Geschlechte, aufstehen, und an unsrer guten Sache zweifeln; umsonst werden uns unsre eigne Weiber zuruffen: haltet ihr noch fest an eurer Frömmigkeit? Ja, segnet Gott und sterbt! Wir wollen ihm nicht segnen; denn endlich wird er doch in einem Wetter herabfahren, und unser Gefängniß wenden, und uns zweyfältig so viel geben, als wir gehabt haben. — — Ich will

[1] an Tag [1754 a]   [2] zerstreut; [1784]

meinen Israeliten nicht weiter reden lassen; es sey nur eine Probe, wie leicht er die Trugschlüsse des Cardans widerlegen könnte. Und eben so leicht würde ihn auch der Mahometaner eintreiben, gegen dessen Glauben er noch ungerechter gewesen ist. Ungerecht sollte ich zwar vielleicht nicht sagen; weil Unwissenheit, ohne Zweifel, mehr Schuld daran hat, als der böse Wille. Die Nachrichten, die man zu seinen Zeiten, von dem Mahomet und dessen Lehren hatte, waren sehr unzulänglich, und mit tausend Lügen vermengt, welche die christlichen Polemici desto lieber für Wahrheiten annahmen, je ein leichtres[1] Spiel sie dadurch erhielten. Wir haben nicht eher eine aufrichtige Kenntniß davon erhalten, als durch die Werke eines Reland[2] und Sale; aus welchen man am meisten erkannt hat, daß Mahomet eben kein so unsinniger Betrieger, und seine Religion eben kein blosses Gewebe übel an einander hangender Ungereimtheiten und Verfälschungen sey. Aber bey dem allen ist Cardan noch nicht entschuldiget: er, der sich um so viel unbekannte Sachen bekümmerte, hätte sich auch hierum erst bekümmern können, ehe er eine Vergleichung wagte, die eine völlige Erkenntniß voraussetzt, wenn sie einem Philosophen nicht unanständig seyn soll. Und was würde er wohl haben erwiedern können, wann sich ein Muselmann, der eben der gelehrteste nicht zu seyn braucht, folgender Gestalt mit ihm eingelassen hätte. „Man sieht es wohl, mein guter Cardan, daß du ein Christ bist, und daß dein Vorsatz nicht sowohl gewesen ist, die Religionen zu vergleichen, als die christliche, so leicht als möglich, triumphiren zu lassen. Gleich Anfangs bin ich schlecht mit dir zufrieden, daß du die Lehren unsers Mahomets in eine Classe setzest, in welche sie gar nicht gehören. Das, was der Heide, der Jude und der Christ[3] seine Religion nennet, ist ein Wirrwar von Sätzen, die eine gesunde Vernunft nie für die ihrigen erkennen wird. Sie berufen sich alle auf höhere Offenbarungen, deren Möglichkeit noch nicht einmal erwiesen ist. Durch diese wollen sie Wahrheiten überkommen haben, die vielleicht in einer andern möglichen Welt, nur nicht in der unsrigen, Wahrheiten seyn können. Sie erkennen es selbst, und nennen sie daher Geheimnisse; ein Wort, das seine Widerlegung gleich bey sich führet. Ich will sie dir nicht nennen, sondern ich will nur sagen, daß eben sie es sind, welche die allergröbsten

[1] leichteres [1784] [2] Relands [1754 ab] [3] Christe [1754]

und sinnlichsten Begriffe von allem, was Göttlich ist, erzeugen; daß sie es sind, die nie dem gemeinen Volke erlauben werden, sich seinen Schöpfer auf eine anständige Art zu gedenken; daß sie es sind, welche den Geist zu unfruchtbaren Betrachtungen verführen, und ihm ein Ungeheuer bilden, welches ihr den Glauben nennet. Diesem gebt ihr die Schlüssel des Himmels und der Höllen; und Glücks genug für die Tugend, daß ihr sie mit genauer Noth zu einer etwannigen Begleiterin desselben gemacht![1] Die Verehrung heiliger Hirngespinster,[2] macht bey euch ohne Gerechtigkeit seelig; aber nicht diese ohne jene. Welche Verblendung! Doch dem Propheten selbst ist es nur zum Theil geglückt, euch die Augen zu eröfnen, und ich sollte es unternehmen? Wirf einen Blick auf sein Gesetz! Was findest du darinne, das nicht mit der allerstrengsten Vernunft übereinkomme? Wir glauben einen einigen[3] Gott: wir glauben eine zukünftige Strafe und Belohnung, deren eine uns, nach Maaßgebung unserer[4] Thaten, gewiß treffen wird. Dieses glauben wir, oder vielmehr, damit ich auch[5] eure entheiligten Worte nicht brauche, davon sind wir überzeugt, und sonst von nichts! Weißt du also, was dir obliegt, wann du wider uns streiten willst? Du must die Unzulänglichkeit unsrer Lehrsätze beweisen! Du must beweisen, daß der Mensch zu mehr verbunden ist, als Gott zu kennen, und tugendhaft zu seyn; oder wenigstens, daß ihm beydes die Vernunft nicht lehren kann, die ihm doch eben dazu gegeben ward! Schwatze nicht von Wundern, wann du das Christenthum über uns erheben willst. Mahomet hat niemahls dergleichen thun wollen; und hat er es denn auch nöthig gehabt? Nur der braucht Wunder zu thun, welcher unbegreifliche Dinge zu überreden hat, um das eine Unbegreifliche mit dem andern, wahrscheinlich zu machen. Der aber nicht, welcher nichts als Lehren vorträgt, deren Probierstein ein jeder bey sich führet. Wann einer aufstehet, und sagt: ich bin der Sohn Gottes; so ist es billig, daß man ihm zuruft: thue etwas, was ein solcher nur allein thun könnte! Aber wenn ein anderer[6] sagt: es ist nur ein Gott, und ich bin sein Prophet; das ist, ich bin derjenige, der sich bestimmt zu seyn fühlet, seine Einheit gegen euch, die ihr ihn verkennet, zu retten; was sind da für Wunder nöthig? Laß dich also das Besondre[7]

[1] macht! [1754 a] [2] Hirngespenster [1754 c. 1784] [3] einzigen [1784] [4] unsrer [1784] [5] auch [fehlt 1784] [6] andrer [1754 a. 1784] [7] Besondere [1784]

unsrer Sprache, das Kühne in unsrer Art zu denken, welche den geringsten Satz in blendende Allegorien gern einschließt, nicht verführen, alles nach den Worten anzunehmen, und dasjenige für Wunder zu halten, worüber wir selbst sehr betroffen seyn würden, wenn es in der That Wunder wären. Wir schenken euch gar gerne diese übernatürlichen — — ich weis nicht, wie ich sie nennen soll? Wir schenken sie euch, sage ich, und danken es unserm Lehrer, daß er seine gute Sache, nicht dadurch hat verdächtig machen wollen. Auch wirf uns nicht die Gewalt der Waffen vor, bey deren Unterstützung Mahomet predigte. Es ist wahr, er und seine Anhänger haben sehr viel, und Christus und seine Apostel haben gar kein Blut vergossen. Aber glaubst du wohl, daß das, was bey euch eine Grausamkeit gewesen wäre, es bey uns nicht ist? Gieb Acht, es wird auf das vorige hinaus kommen! Wann der, welcher unbegreifliche Dinge vorträgt, die ich höchstens nur deswegen glauben kann, weil ich ihn für einen ehrlichen Mann halte, der mich nicht hintergehen wird; wann der, sage ich, den Glauben mit dem Schwerde erzwingen will, so ist er der verabscheuungswürdigste Tyrann, und ein Ungeheuer, das den Fluch der ganzen Welt verdienet. Wann aber der, welcher die Ehre des Schöpfers rettet, halsstarrige Verruchte findet, die nicht einmal das, wovon die ganze Natur zeuget, die nicht einmal seine Einheit bekennen wollen, und diese von dem Erdboden vertilgt, den sie entheiligen, so ist er kein Tyrann; er ist, — — wann du ihn ja keinen Propheten, der Friede verkündiget, nennen willst, nichts als ein rächendes Werkzeug des Ewigen. Oder glaubst du in der That, daß Mahomet und seine Nachfolger ein ander Bekänntniß von den Menschen gefordert haben, als das Bekänntniß solcher Wahrheiten, ohne die sie sich nicht rühmen können, Menschen zu seyn. Weißt du was Abu Obeidach an die von Jerusalem schrieb, als er diesen heiligen Ort belagerte? „Wir verlangen von euch, zu „bezeugen, daß nur ein Gott und Mahomet sein Apostel ist, und daß „ein Tag des Gerichts seyn wird, da Gott die Todten aus ihren „Gräbern erwecken will. Wann ihr dieses Zeugniß ablegt, so ist es „uns nicht erlaubt, euer Blut zu vergiessen, oder uns an eurem Haab „und Gut, oder Kindern zu vergreiffen. Wollt ihr dieses ausschlagen, „so bewilliget Tribut zu bezahlen, und uns unterwürfig zu seyn: sonst „will ich Leute wider euch bringen, welchen der Tod süsser ist, als

„euch der Wein und das Schweinefleisch.“ — — *) Siehe, diese Aufforderung ergieng an alle! Nun sprich, verdienten die zu leben, welche nicht einmal die Einheit Gottes und die Zukunft des Gerichts bekennen wollen? Stosse dich nicht daran, daß man von ihnen auch verlangte, den Mahomet für einen Gesandten Gottes zu erklären. Diese Clausel mußte beygefügt werden, um zu ersehen, ob sie auch die Einheit Gottes recht eigentlich annehmen wollten; denn auch ihr behauptet sie anzunehmen, aber wir kennen euch! Ich will nicht weiter in dich dringen; aber lachen muß ich noch zuletzt über dich. Du glaubst, daß wir die sinnlichen Vorstellungen des Paradieses, nach den Buchstaben verstehen. Sage mir doch, wenn ich euren[1] Koran recht gelesen habe, versteht ihr die Beschreibung eures himmlischen Jerusalems auch nach den Buchstaben? — —

Doch ich glaube, daß heißt lange genug einen andern reden lassen. Ich ergreife das Wort wieder selbst, und sage, daß es mich, bey so gestalten Sachen, nicht wundern würde, wann besonders die Mahometaner den guten Cardan, im Fall, daß sie ihn einmal kennen lernten, unter ihre boßhaftesten Verläumder rechnen sollten; daß es mich aber sehr wundert, wann die Christen ihn unter die ihrigen rechnen.

Ich habe also noch den lezten Schritt zu thun. — — Je nun, wird man, ohne Zweifel, sagen, so mag denn die Stelle selbst so unschuldig seyn, wie sie will; genug daß Cardan durch einen gottlosen Schluß sein Innerstes nur allzu unglücklich verrathen hat. Das Igitur his arbitrio victoriae relictis, ist so erschrecklich, daß gewiß keine Wendungen zureichen werden, es zu etwas bessern, als zu einer Geringschätzung alles Göttlichen zu machen.

Da sey Gott vor, daß ich Wendungen brauchen wollte! Die Stelle muß sich selbst retten, oder ich will derjenige seyn, welcher am meisten wider sie eifert. Man gehe also einen Augenblick zurück, und sehe wo ich oben auf der 126ten[2] Seite aufhörete.[3] Und sich freywillig in ein Kloster eingeschlossen hat; waren die lezten Worte. Auf diese nun folgen unmittelbar folgende, die ich der grössern

*) Ockley aus einer geschriebenen arabischen Geschichte des heiligen Landes.

[1] euern [1754 a] [2] 110ten [1784; vgl. oben S. 318, Z. 27] [3] aufhörte. [1784]

Glaubwürdigkeit wegen in ihrer Sprache anführen will. Sed utinam tam facile esset, arma illorum superare, quam haec objecta diluere. Verum res ad arma traducta est, quibus plerumque major pars vincit meliorem. Doch wollte Gott, heißt dieses, daß man ihre Waffen eben so leicht überwinden könnte, als man diese ihre Einwürfe zunichte machen kann. Allein die Sache ist zu den Waffen gekommen, wo der stärkere Theil mehrentheils[1] den bessern überwindet. — — Nunmehr verläßt Cardan auf einmal diese Materie, und wendet sich zu den Verschiedenheiten, die man unter den Gegenden der Erde bemerkt. Die Worte aber, die er zu dem Uebergange braucht, sind die so oft verdammten Worte: Igitur his arbitrio victoriae relictis, ad provinciarum discrimina transeamus.

Wenn ich ein Mann von Ausrufungen wäre, so würde ich mich jezt ganz und gar darinne erschöpfen. Ich würde mit manchem O und Ach zu verstehen geben, daß auch nicht das allerdeutlichste vor lieblosen Verdrehungen sicher sey. Ich würde den guten Cardan bejammern; ich würde allen ehrlichen Gelehrten wünschen, daß sie der liebe Gott ja für Neider behüten möge, die lieber die Regeln der Grammatik nicht kennen, als nicht verleumden wollen.

Doch ich will alles dieses nicht thun, sondern bloß die Stelle in ihrem Zusammenhange noch einmal hersetzen: Verum res ad arma traducta est, quibus plerumque major pars vincit meliorem. Igitur his arbitrio victoriae relictis, transeamus etc. O sagen Sie mir doch, meine Herren, Scaliger, Mersennus, Morhof, de la Monnoye, Vogt, Salthenius, Freytag, Schwarz, worauf geht denn *his?* Warum soll es denn auf den Innhalt zweyer vorhergehenden Seiten gehen, und warum denn[2] nicht auf arma? Warum soll es denn heissen: ich will es auf das gute Glück ankommen lassen, welche von den vier Religionen den Vorzug behaupten wird; und warum denn nicht vielmehr: wir müssen es dem Glücke überlassen, ob die Waffen der Mahometaner, oder die Waffen der Christen die Oberhand, nicht in ihren Lehrsätzen, sondern in den Schlachten, davon tragen werden? Ist denn beydes etwa einerley? Was haben Sie an dem leztern Sinne zu tadeln? Dieses doch wohl nicht, daß Sie Ihre fromme Galle nicht daran auslassen können? Wenn ein

[1] meistentheils [1754 a] [2] denn [fehlt 1784]

andrer[1] an meiner Stelle wäre, der würde die seinige vielleicht an Ihnen auslassen.

Alles dieses ist so klar, daß ich mich wohl hüten will, noch ein Wort hinzu zu setzen. Es würde scheinen, als ob ich mit meinen Lesern selber streiten wollte, die mir ohne Zweifel, gleich bey dem ersten Worte, die ganze Verleumdung eingeräumt haben.

Allein warum hat Cardan gleichwohl diese Worte hernach geändert? — — Als wenn man nur alles änderte, was man selbst für unrecht erkennet; als wenn man es nicht auch oft mit dem allerunschuldigsten thäte, wenn man sieht, daß Gegner Gift daraus saugen wollen.

Hier würde es vielleicht nicht undienlich seyn, zu bestimmen, in welcher Ausgabe diese Veränderung am ersten vorgenommen worden; allein ich muß diese Arbeit demjenigen überlassen, welchem die Mittel dazu nicht fehlen. Ich habe, zu allem Unglücke keine andre Ausgabe bey der Hand, als eine von den jüngsten, wo es nicht gar die allerjüngste ist; nehmlich die von 1664. in Basel bey Emanuel König. Und auch von dieser kann ich nicht einmal sagen, nach welcher ältern[2] Ausgabe sie abgedruckt worden; ich vermuthe aber nach derjenigen, welche Cardan, ohne Zweifel in dem Jahre 1560 zum zweytenmale übersah; weil ich, sowohl die zweyte Zuschrift an den Herzog von Suesse, als auch die Actionem primam in Calumniatorem dabey finde. Dem sey unterdessen, wie ihm wolle, ich will so viel thun, als ich thun kann, und die Aenderungen bemerken, die Cardan in dieser ganzen Stelle, nach meiner Ausgabe zu urtheilen, gemacht hat.

Man irret sich sehr, wenn man glaubt, daß er nichts als die Worte Igitur his etc. ausgestrichen und mit andern, weniger anstößigen, wenn Gott will! ersetzt habe! Ich bemerke sonderlich drey Stellen, welche sich in der Original Ausgabe vorzüglich befinden; und in den verbesserten weggeblieben sind. Die erste ist die, welche man in der vorhergehenden auf meiner 120[3] Seite findet, wo anstatt der Worte: und wie abgeschmakt, bis seinen Dienern schwöre, Cardan folgende zu setzen für gut befunden hat: Absurda nonne sunt, quod fingant Deum ascendere ad coelum e terris, et quod ipse etiam per Daemones servos suos juret. Man sieht also, daß er aufrichtig genug gewesen ist, die abgeschmackte Beschuldigung wegzulassen, die er

[1] anderer [1784] [2] ältern [1764 a] [3] 105. [1784; vgl. oben S. 316, Z. 21 ff.]

daselbst dem Korane macht, als ob er lehre, Gott und die Engel beteten für den Mahomet. Allein ich wollte, daß er noch aufrichtiger gewesen wäre und auch das übrige weggelassen hätte. Denn was will er damit? Wie kann er dem Korane etwas zur Last legen, wovon die heilige Schrift selbst nicht frey ist? Wird nicht auch in dieser, von dem Herauf und Herabsteigen Gottes unzähligmahl[1] geredet? Und wenn schon nicht darinne gesagt wird, daß Gott bey dem Himmel und bey der Erde schwöre; so schwört er doch bey seiner Seele. Ein Ausdruck der, ohne Zweifel, auch seine Erklärungen nöthig hat. Die zweyte Stelle, ist der ganze erste Beweisgrund der Mahometaner, welcher von der Einheit Gottes, deren Verleugnung sie den Christen Schuld geben, hergenommen ist (Siehe oben S. 121.[2] von Nun haben aber auch rc. bis S. 122.[3] der zweyte Beweisgrund kömmt.) Alles dieses hat er in wenig Worte folgender Gestalt zusammen geschmolzen: At Mahumetani et ipsi munimenta habent. Primum quod Christiani non eam quam ipsi in Deo simplicitatem colant, et quod Christicolae imagines venerentur, videanturque Deorum non Dei unius cultores. Die dritte Stelle ist endlich die, wo Cardan von den Heiligen der Mahometaner redet, und von der ich in meiner Ausgabe nicht die geringste Spur sehe. Sie geht oben S. 125.[4] von: Auch so gar Heilige haben sie bis zu Ende des ganzen Ortes, Seite 126.[5] eingeschlossen hat. — — Von diesen drey Veränderungen kann man ohne viel Mühe einen Grund angeben, allein was ich von der vierten, die ich gleich anführen will, sagen soll, weis ich nicht. Ich finde nehmlich, daß er auch diejenige Worte, die zur Rettung seiner guten Gesinnung so vortreflich sind, nehmlich: Sed utinam tam facile esset, arma illorum superare quam haec objecta diluere. Verum res ad arma traducta est, quibus plerumque major pars vincit meliorem gänzlich weggelassen hat. Er bricht da ab, wo ich auf der 126ten[6] Seite abgebrochen habe, und setzt anstatt des berüchtigten Ueberganges nichts als die kahlen Worte: Sed haec parum philosophos attinent, pro quibus institutus est sermo: ad provinciarum miracula transeamus etc.

[1] unzähligemahl [1784] [2] S. 106. [1784; vgl. oben S. 316, Z. 34] [3] S. 107. [1784; vgl. oben S. 317, Z. 15] [4] S. 109 [1784; vgl. oben S. 318, Z. 13] [5] S. 110 [1784; vgl. oben S. 318, Z. 27] [6] 110ten [1784; vgl. oben S. 318, Z. 27]

Ich nenne diese Worte hoffentlich mit Recht kahl, und wer weis, ob ich ihnen nicht noch ein härter Beywort geben sollte. Dem guten Cardan ist es wie hundert andern Gelehrten gegangen, die sich eben so wenig, als er, auf das Verbessern verstanden haben. Setzt er nicht offenbar für etwas anstößiges, noch etwas anstößigers? Was hindert es, sein haec parum philosophos attinent zu übersetzen: Was hat sich ein Philosoph um die Religionen zu bekümmern? Was geht ihn das abergläubische Zeug an? Ich weis wohl, seine Meinung ist so arg nicht, und er will weiter nichts sagen, als: Dieses geht diejenigen Weltweisen, für die ich hier schreibe, die Naturforscher nehmlich, weniger an. Er meint also nicht die Weltweisen überhaupt, für welche die Religionen allerdings ein sehr würdiger Gegenstand sind. Allein nimmt man denn Gründe an, wenn man verdrehen will?

Ich will nur noch ein Paar Worte von der Ordnung, in welcher die verschiedenen Ausgaben der Bücher de subtilitate, auf einander gefolgt sind, beyfügen, und alsdann mit einer Anmerkung schliessen, die vielleicht von einigen Nutzen seyn kann. Die erste Ausgabe ist ohne allem[1] Streit die oben angeführte von 1550. in Nürnberg. Für die zweyte hält Herr Freytag eine Ausgabe von Basel, ohne Jahrzahl in Folio; für die dritte, die von 1554. gleichfalls in Basel bey Ludovico Lucio, und für die vierte die von 1560. welche in 8vo an ebendemselben Orte herausgekommen ist. Ueber diese Folge wird er mir erlauben, einige Anmerkungen zu machen. I. Cardan sagt es ausdrücklich selbst, in seiner Actione prima auf der 728. S. daß die zweyte Ausgabe seines Buchs, 1554, und zwar im Anfange des Jahrs erschienen sey. De la Monnoye, welchen Herr Freytag tadelt, könnte also doch wohl Recht haben, wenn er behauptet, daß die anstößigen Worte in derselben wären verbessert worden. Doch ich muß[2] auch dieses zu Herrn[3] Freytags Entschuldigung sagen, daß Cardan wenn er die Ausgabe von 1554 die zweyte nennet, dadurch ohne Zweifel nicht sagen wolle, als ob die erste niemals nachgedruckt worden sey; er nennt sie die zweyte, weil alle die vorhergehenden, als von einer einzigen Originalausgabe abgedruckt, nur für eine, in Ansehung des unveränderten Inhalts, anzusehen sind. II. Weil aber doch auf

[1] allen [1784] [2] Doch muß ich [1754 ab] [3] des Herrn [1754]

der Baselschen Ausgabe in Folio ohne Jahrzahl, sehr vieler Verbesserungen gedacht wird, weil man auch so gar die Actio prima auf dem Tittel genennt[1] findet, so irret sich Herr Freytag ganz gewaltig, wenn er sie für die zweyte halten will. Wie ist das möglich? Hat dieser Bücherkenner vergessen, daß erst 1557. des Scaligers Exercitationes herausgekommen sind, und daß also die Actio prima, welches eine Antwort darauf seyn soll, von noch späterm Dato seyn muß? III. Warum aber auch nicht, nach des Herrn Freytags Art zu rechnen, die Ausgabe von 1554. die dritte seyn kann, ist dieses der Grund, weil Cardan selbst, auf der 791. S. der Actio prima von einer prima et secunda Norimbergensi desgleichen von einer Lugdunensi und Lutetiana redet. Von der Lugdunensi nun weis ich es gewiß, daß diese 1551. in Octav ans Licht getreten sey, weil sie der Verfasser des in dem Xten Theile der Observationum Hallensium befindlichen Aufsatzes de libris raris ausdrücklich anführt. Ueberhaupt vermuthe ich, daß man aus diesen und vielen andern dabey vorkommenden Schwierigkeiten sich schwerlich jemals werde helffen können, weil die Buchhändler ohne Zweifel auch hier, ein Stückchen nach gelehrter Art[2] gespielt, und um einerley Ausgabe mehr als einen Titel gedruckt haben.

Ich komme endlich auf die Anmerkung mit welcher ich schliessen will. Diese Beschuldigung des Cardans, welche ich hoffentlich unwidersprechlich zu Schanden gemacht, haben unsre Litteratores aus den Händen der Katholiken; besonders eines hitzigen Mersennus. Ich will ihnen rathen, daß sie alles, was sie diesen Glaubensgenossen abborgen, vorher wohl untersuchen, ehe sie mit ihnen gemeinschaftliche Sache machen. Diese Herren haben oft besondere[3] Ursachen, dem und jenem Verfasser einen Schandfleck anzuhängen, welche bey uns wegfallen. Cardan[4] zum Exempel läßt die Vielheit der Götter in der streitigen Stelle, auf eben die Art vertheidigen, wie sie die Heiligen zu vertheidigen pflegen, dergleichen er auch den Mahometanern beylegt. Sollte dieses die Katholiken nicht etwa weit mehr verdrossen haben, als alles andre?[5] Allein sie waren vielleicht zu klug, um nicht einen andern Vorwand zu suchen. Ich bitte dieses zu überlegen.

[1] genennet [1784] [2] nach ihrer Art [1754 ab] [3] besondre [1754 ab] [4] Cardanus [1754] [5] alles das andre? [1754 ab]

Rettung des INEPTI RELIGIOSI, und seines ungenannten Verfassers.

Diese ganze Rettung wird wider den Herrn Pastor Vogt gerichtet seyn; oder vielmehr sie wird diesem Gelehrten Gelegenheit geben, sich eines Umstandes wegen zu erklären, welcher, wenn er ihm erst nach seinem Tode sollte zur Last geleget[1] werden, seiner Aufrichtigkeit einen ziemlichen Stoß geben könnte. Ich habe für seine Verdienste alle Hochachtung; ja eben diese Hochachtung ist es, welche mich, diesen Schritt zu thun, bewegt.

Zur Sache! Der Herr Vogt gedenkt in seinem Verzeichnisse rarer Bücher, in dem Buchstaben J. einer Scharteke, welche, zu Anfange der zweyten Helfte des vorigen Jahrhunderts, in Lateinischer Sprache, unter folgendem Titel ans Licht gekommen ist: Ineptus Religiosus ad mores horum temporum descriptus M. I. S. Anno 1652. In Duodez, auf zwey Bogen. Das Urtheil, welches er davon fällt, ist folgendes: „ein höchst seltnes aber böses und gottloses Büchelchen. „Dem Exemplare, welches mir der Herr Göring, Superintendent in „Minden, aus seiner zahlreichen Bibliothek mitgetheilet hat, war fol„gendes am Rande beygeschrieben: Mente cares, si res tibi agitur „seria: rursus fronte cares, si sic ludis amice Faber. Haec sunt „Erasmi verba, alia occasione prolata, in hunc libellum optime „quadrantia. Sh. die vermischte Hamburgische Bibl. Band III. S. 581. „Ich will dasjenige daraus hersetzen, was man in dem 45. Paragrapho „lieset, und was den Sinn des Verfassers verräth: Omnes quaestiones „et controversias ab ovo, quod dicitur, semper incipito. Nihil „suppone; semper quaeras: an Christus fuerit in rerum natura."

Ich habe an diesem Richterspruche zweyerley von Wichtigkeit auszusetzen: erstlich, daß Herr Vogt seinem Leser von dieser seltnen Schrift einen durchaus falschen Begrif macht; zweytens, daß er die daraus angeführte Stelle offenbar verfälscht.

Der erste Punct. Herr Vogt macht seinen Lesern einen ganz

[1] gelegt [1754 ab. 1784]

falschen Begrif davon. Er sagt es sey ein höchst böses und gottloses Büchelchen. Ich aber sage, es sey ein sehr gutes und rechtgläubiges Büchelchen. Wie werde ich diesen Gegensatz am besten beweisen? Nicht besser, glaube ich, als wenn ich es den unpartheyischen Leser selbst versuchen lasse, was es für Wirkungen bey ihm haben werde, wenn er es von einem Ende zum andern lesen sollte. Dieses also will ich thun; doch um ihm den Verdruß zu ersparen, sich mit dem ziemlich barbarischen Lateine, in welchem es geschrieben ist, zu plagen, lege ich ihm nichts als einen deutschen Auszug davon vor. Einen Auszug, sage ich, und nicht eine Uebersetzung; damit ich in jenem das Gift, wenn anders welches darinnen ist, so nahe zusammen bringen kann, als möglich; und damit dieses auf einem Haufen, seine Kräfte gewiß äussere, wann es anders welche äussern kann.

Ich sage also, daß der Ineptus Religiosus eine kleine Schrift ist, die aus einer Zueignungsschrift, aus 53 Paragraphen, aus einem kleinen Gedichte, und endlich aus einer Stelle des Augustinus bestehet. Man betrachte eines nach dem andern. Zuerst die

Zueignungsschrift.

Hier ist das vornehmste davon — — „Mein lieber Freund, du „befindest dich jetzo ausser deinem Vaterlande, in den am Meere lie„genden Ländern Europens; deine größte Begierde geht dahin, daß „du, in allen Stücken, einen recht galanten Weltmann, und einen recht „grossen Geist aus dir machen mögest. Das ist löblich, und ich halte „es für meine[1] Schuldigkeit, dich noch mehr dazu aufzumuntern. Ich „will dir so gar mit meinem guten Rathe an die Hand gehen, und dir „dasjenige mittheilen, was ich, nach einer neulichen Untersuchung, für „das beste zu seyn fand, um ein nicht unwürdiger Gottesgelehrter[2] — — „(so will ich unterdessen das Wort Religiosus übersetzen.) dieses Jahr„hunderts zu werden. Ich weis gewiß, es wird dir sehr nützlich seyn, „und du wirst in kurzen sehr viel daraus lernen können, wenn du nur „folgsam seyn willst. Lebe wohl. Datum et conceptum in otio febrili."

Nach dieser Zueignungsschrift, die nicht viel bessers,[3] als eine — — doch der Leser mag es selbst entscheiden, was sie zu versprechen scheinet? — — Hier folgt die Abhandlung selbst, deren Hauptsätze ich folgender Maassen zusammen ziehe.

[1] eine [1754 bc. 1784] [2] Gottesgelehrte [1754 a] [3] besser, [1754 c. 1784]

§. 1.

„Höre mir zu, der du dich von dem Pöbel absondern, zu einer grössern Theologischen Weisheit gelangen, und viel in kurzer Zeit lernen willst. Du wirst sehen, daß der Weg zu dem Erhabensten heut zu Tage sehr leicht ist, so daß du dich über die Glückseeligkeit deiner Zeiten, und über deine eigne Fähigkeit wundern wirst. Ohne viel Sprachen zu lernen, ohne die Nächte schlaflos hinzubringen, ohne viel Oel und Fleiß zu verlieren, will ich dir das Innerste der Weisheit eröfnen. Laß andre sich quälen, so viel wie sie wollen; sie wollen das gute nicht erkennen ꝛc.

§. 2.

„Du also, der du dich berühmt zu machen gedenkest, überrede dich vor allen Dingen, daß du ein ganzer Mann bist, und daß dir nichts fehlt, um von allen, was dir in den Weg kömmt, urtheilen zu können. Weg mit der thörigten Behutsamkeit. Wer wird seine Meinung andern unterwerfen wollen? Weg mit solcher Sklaverey! Keine Sklaverey ist schimpflicher als die freywillige ꝛc.

§. 3.

„Halte die Gottesgelahrtheit für das allerleichteste Studium — — Glaube, daß nichts weniger Mühe kostet, als das wahre von dem falschen, und das Licht von der Finsterniß zu unterscheiden. Ich versichre dir, daß alle Schwierigkeiten in der Einbildung bestehen; und daß nichts schwer ist, als was einem schwer scheinet. Der Löwe entsetzt sich über das Quacken des Frosches, und wann er näher kömmt, zertritt er ihn ꝛc.

§. 4.

„Ferner verachte das Ansehen der Alten und der Verstorbenen. Wir sind zwar überall unsern Vorfahren viel schuldig; nur in der Religion sind wir ihnen nichts schuldig ꝛc.

§. 5.

„An die Hirten und Lehrer, unter welchen du lebest, kehre dich nicht. In einer so wichtigen Sache, als das Heil deiner Seelen ist, mußt du dich auf niemanden verlassen. Der beste Christ ist der, welcher sein eigner Hirt ist. Die Sorge für deine Seeligkeit ist niemanden aufgetragen, und niemand wird für dich zum Teufel fahren. Du kanst dich ja selbst aus Büchern genugsam unterrichten,

deren[1] heut zu Tage oft ein Schuster und Schneider mehrere hat, als sonst ein grosser Doctor des Kanonischen Rechts. Und was ist jetziger Zeit gemeiner als die Gelehrsamkeit? Was haben die Gelehrten vor gemeinen Handwerksleuten, die oft fertiger mit der Zunge sind als sie, voraus, als den Namen? Vor diesen mochte es wohl wahr seyn, daß man die Gelehrsamkeit nur bey den Gelehrten finden konnte; allein jetzt

redeunt Saturnia regna,
In quibus Assyrium vulgo nascetur Amomum.

§. 6.

„Mit diesen witzigen Köpfen also, welche eigentlich keine Gelehrte sind, rathe ich dir fleißig umzugehen. Alle Pastores, Magistros, Doctores, Baccalaureos verachte gegen sie. Diese finstern Leute wollen, daß man nur ihnen alles glauben müsse; sie sind aufgeblasen und in ihre Grillen närrisch verliebt. Wenn[2] sich ja noch einige unter ihnen finden, die diese Fehler nicht haben, so sind sie dafür albern, blödsinnig, einfältig und dumm. Ueberhaupt aber werden sie dich alle mit so viel Sophistereyen und schulmäßigen Unterscheidungen plagen, daß du nothwendig einen Eckel für sie bekommen mußt. Sie werden dich auf die Grammatiken, auf die Vernunftlehren, auf die Wörterbücher, auf Commentarios, Disputationes, Thomisten und Scotisten verweisen; sie werden dich zu einem ewigen Sklaven der Bücher machen, damit sie dich ja in ihren Ketten behalten, und du nur immer ihre Speichel lecken mußt ꝛc.

§. 7.

„Noch einmahl also, laß diese düsteren Köpfe, und gieb dich mit niemanden, als mit solchen ab, welchen Wahrheit und Lügen gleichgültige Dinge sind, und die weder die Kunst zu schliessen, noch zu disputiren, gelernt haben. Du brauchst eben nicht, um die Theologie zu lernen, deine andern Handthierungen aufzugeben; du kannst alles dabey treiben, was du nur willst; und es ist genug, wenn du nur in müßigen Stunden mit deinen Gesellschaftern[3] ein wenig von der Religion schwatzest. Du kannst alles unter Scherz und Lachen lernen — — Schuster und Schneider sind oft die besten Theologen, weil sie aus Erfahrung reden. Die Stimme des Pöbels, ist die Stimme Gottes. Versuch es nur!

[1] derer [1754 bc]   [2] Wann [1754 ab]   [3] Gesellschaften [1754 c. 1784]

§. 8.

„Du wirst aber desto leichter lernen, je mit beredtern du umgehest; dergleichen jetziger Zeit die Engeländer[1] und Holländer zu seyn pflegen, bey welchen alle Marktplätze von Religion wiederschallen. Ihre Weibleins so gar, sind die geschwätzigsten, die nur zu finden sind, und sie können fertiger von theologischen Dingen plaudern, als mancher langbärtige Professor der Theologie. Doch auch nicht immer mit einem unterrede dich! Bald mit diesem, bald mit jenem, damit du fein vielerley in den Kopf bekömmst ꝛc.

§. 9.

„Nun muß ich dich ferner zur Kühnheit aufmuntern. Das Sprichwort sagt: den Kühnen hilft das Glück; und ich sage dir: den Kühnen hilft die Weisheit. Furchtsame bleiben auf dem bekannten Wege; Zweifelhafte folgen einem Führer; und die den Weg nicht wissen, treten in andrer Fußtapfen. Die Feigheit verräth ein unedles Gemüth. Ein Weiser weis, daß er etwas weis; er verehrt sich, und läßt sich von andern verehren. Was fragt er darnach, ob ihn andre frech, verwegen,[2] oder, wie sie sonst wollen, nennen?

§. 10.

„Mit dieser Tugend ist die Großmuth verwandt, die du auch lernen mußt. Sie ist es, welche dich die Kleinigkeiten der Sprachlehrer, und die Kindereyen der Dialektiker verachten lehrt ꝛc.

§. 11.

„Mit diesen Eigenschaften ausgerüstet, mußt du dich zu keiner gewissen Sekte bekennen, und auf keines Worte schwören. Auch die Namen der Lutheraner, Papisten und Calvinisten mußt du nicht einmal vertragen. Remonstranten oder Contraremonstranten; was will das sagen? Die Christen müssen unter sich alle Brüder seyn. Luther war so gut ein Mensch als andre, und wir fehlen alle mannigfaltig ꝛc.

§. 12.

„Wann du aber ja in einer von den Sekten bist auferzogen worden, so verachte doch die andern nicht dabey. Jede hat etwas gutes; suche dir das Beste aus; lerne aus allen etwas, und nicht

[1] Engländer [1754 ab] [2] verwogen, [1754 c. 1784]

aus einer alles. Hast du aber Schreiben gelernet, so mache dir selbst ein theologisches System ꝛc.

§. 13.

„Hasse also keine Sekte, und glaube, daß, wie der Deutsche sagt, hinter dem Berge auch noch Leute wohnen. Gedenke an das, was Barläus in seinem schönen Epigrammate sagt:

— — — non unius aevi.
Non populi unius credimus esse pium.
Si sapimus diversa, Deo vivamus amici
Doctaque mens pretio constet ubique suo etc.

§. 14.

„Wann du ja hassen willst, so hasse die Katholiken vor allen andern, weil sie die Gewissen binden, uns alle Freyheit im Denken rauben, und nach Art der Alten eine gar zu strenge Kirchenzucht haben; weil sie die Kirche zu einem Gefängnisse, und den Glauben zu einer Marterbank machen. ꝛc.

§. 15.

„Nach diesen verachte die Lutheraner oder Ubiquetisten. Diese Heerde ist sehr zanksüchtig, sie dünkt sich alleine klug, und hat noch viel von den äusserlichen päbstischen Ceremonien beybehalten. Alle Ceremonien aber, befehl ich dir, zu fliehen. Wozu soll das Kniebeugen, das Kreuzmachen, die Entblösung des Hauptes? Dergleichen Grimassen gehören für die Klopffechter und Tänzer.

§. 16.

„Sonst aber halte alle Sekten in gleichem Werthe, es mögen nun Arminianer, oder David-Joriten, oder Brownisten seyn. Tros Tyriusve fuat nullo discrimine habeto. Laß dir es auch niemals in den Sinn kommen, als wenn die päbstliche Religion weniger zu hassen wäre, als die Photinianische oder Mahometanische. Den Sektirer mußt du fliehen, sofern er ein Sektirer ist, nicht aber, insoferne er irret.

§. 17.

„An allen Glaubenslehren und Lebenspflichten zweifle in deinem Leben wenigstens einmal. Und wann du es thust; so entziehe dich allem Umgange der Menschen. Begieb dich in die Einsamkeit, welche dich manches lehren wird! Ziehe keine Bücher dabey zu Rathe;

sondern bloß und allein dich. Wenn der Geist von allzu vielen[1] Lesen abgemattet ist, so kann er von nichts gehörig urtheilen ꝛc.

§. 18.

„Die Bibel rathe ich dir, ohne alle Hülfe zu lesen. Doch brauchst du nicht immer darüber zu liegen; aufs höchste bey garstigem und traurigen[2] Wetter, oder wann du von der Arbeit müde und zu andern Verrichtungen ungeschickt bist. Fliehe alle Ausleger; denn glaube mir, kein einziger ist von Vorurtheilen frey.

§. 19.

„Alle andre Gebetbücher, oder Gesangbücher kannst du bey der Bibel entbehren. Ich rathe dir überhaupt nicht, dich gewisser Formeln bey dem Beten zu bedienen; nicht einmal des Vater Unsers. Das ist eine elende Andacht, die ihr Feuer aus den Büchern hohlen will! ꝛc.

§. 20.

„Die Bibel selbst aber lies mit Sorgfalt und Ueberlegung; nicht mit jener sinnlosen Ehrfurcht, die man Andacht zu nennen pflegt. Es sind Orte wo selbst Paulus anstößt, und wo Petrus stolpert. Homer schläft ja selbst manchmal ein. Lies die Bibel, nicht anders als du den Livius, Froschmäusler, oder der Gräfin von[3] Bembrok Arkadien liesest. Einiges davon lobst du; einiges übergehst du; von einigem wolltest du, daß es lieber anders, als so heissen möge. Es steckt auch noch vieles in der Bibel, das noch niemand bemerkt oder an den Tag gebracht hat; und das entweder auf deine oder auf eines andern Hand wartet. Viele Stellen sollten ganz anders ausgelegt werden. Bey vielen folgt ein Schöps dem andern, und ein Ausleger dem andern. ꝛc.

§. 21.

„Hieraus kannst du leicht schliessen, was ich von dem akademischen Disputiren halte. Damit diese Leutchen doch etwas thun mögen, so zanken sie sich über Worte, die weder bey ihnen noch bey andern einen Sinn haben. Ich möchte doch wissen, welcher von den Aposteln ihre Sophistereyen de causa efficiente, formali, informante, assistente etc. verstehen würde? Von ihren Haecceitatibus Quidditatibus und dergleichen Dingern, die sie dem Thomas

[1] allzu vielem [1754 ab] [2] traurigem [1784] [3] von [fehlt 1784]

und Holcoth abborgen, will ich nichts sagen. Wie sehr hat man es vergessen, was der Heil. Ambrosius sagt: Piscatoribus creditur non Dialecticis. etc.

§. 22.

„Wenn du aber ja mit mir nicht durchgängig einig bist, und ohne Bücher nicht gelehrt zu werden glaubst, so will ich dir wenigstens sagen, was für welche du loben und billigen mußt.

§. 23.

„Erst siehe, ob der Verfasser eine gute Schreibart hat. Sie muß Ciceronianisch seyn. Dieses Lob haben besonders die Bücher der Arminianer, desgleichen Calvinus und verschiedene im vorigen Jahrhunderte verstorbene Schweizersche Theologen. rc.

§. 24.

„Die andre Tugend eines Schriftstellers ist die Bescheidenheit. Er muß mit seinen Gegnern fein säuberlich verfahren. Er muß den Ausspruch des Heilandes beständig in Gedanken gehabt haben: richtet nicht!

§. 25.

„Die dritte Tugend ist die Versöhnlichkeit, welche die Griechen ἐπιείκειαν nennen. Sie müssen immer bereit seyn, sich mit ihren Feinden zu vereinigen, und beständig im Munde führen: so viel an euch ist, haltet mit allen Menschen Friede! Dergleichen Bücher kommen heut zu Tage sehr viele ans Licht, und erhalten hier und da Beyfall.

§. 26.

„Die vierte Tugend ist die Frostigkeit, welche die Griechen ψυχρολογίαν nennen. Sie müssen nicht dem Leser ans Herz reden, noch Seiten[1] mit Ausrufungen und Fragen anfüllen. Sie müssen keine Leidenschaften rege machen, ob man dieses gleich sonst für einen Fehler zu halten pflegt rc.

§. 27.

„Fünftens wollte ich wohl rathen, daß man auf einen guten Druck, auf weisses Papier und saubere Lettern sehen möge; allein das weis jeder schon von sich selbst. Ich will also eine andre Regel geben, die wichtiger ist; diese nehmlich, man fliehe sorgfältig alle

[1] noch alle Seiten [1764 ab]

methodische Bücher. Die besten sind diejenigen, welche frey und ohne Zwang geschrieben sind 2c.

§. 28.

„Endlich, welches ich gleich zuerst hätte erinnern sollen, halte besonders diejenigen für auserlesene Bücher, welche ohne Nahmen des Verfassers heraus kommen, und auch keinen Ort des Drucks angeben, es müßte denn etwa eine Stadt in Utopien seyn. In solchen Büchern wirst du Schätze antreffen, weil sie meistentheils von witzigen und wahrheitliebenden Männern kommen. Die Welt ist sehr undankbar, daß sie dergleichen Schriften verbieten, oder sie nicht frey verkaufen lassen will.

§. 29.

„Solche Bücher, wie ich sie dir jetzt beschrieben habe, liebe und lies; alle die übrigen aber, Ausleger, Streitschriften, Compendia 2c. brauche

Ad piper et quicquid chartis amicitur ineptis.

§. 30.

„Ausdrücklich dir aber diejenigen Bücher zu nennen, welche du lesen mußt, will sich nicht thun lassen; weil ich dazu den Ort, wo du dich aufhältst, und sonst deine Umstände wissen müßte. Unterdessen aber kanst du mit folgenden anfangen: mit Hugonis Grotii Büchern von der Wahrheit der Christlichen Religion, mit seinen Auslegungen über das alte und neue Testament; mit Thomas Browns Religion des Arztes, (welches Buch Hugo besonders wegen seiner reinen Schreibart vielen anzupreisen pflegte) mit des Marcus Antonius de Dominis Republica Ecclesiastica: mit des Paräus Irenico; mit Gottfried Hottons Concordia Ecclesiastica, und was dir etwa sonst für welche in den holländischen Buchläden vorkommen.

§. 31.

„Nun will ich noch einige gute Regeln beyfügen, die dir durch dein ganzes Leben nützlich seyn können 2c.

§. 32.

I. „Verachte deinen Catechism,[1] und was du sonst in deiner Jugend gelernet hast. Allen diesen Bettel mußt du mit den Kinderschuhen ablegen. 2c.

[1] Catechisen, [1754. 1784] Catechismen, [Lachmann]

§. 33.

II. „Wage dich gleich an etwas grosses; und das geringste, worüber du streitest, laß die Vorherbestimmung von Ewigkeit, die allgemeine Gnade, die Nothwendigkeit der guten Werke zur Seeligkeit, die Art und Weise, wie Christus im Abendmahl zugegen ist, und andere[1] solche Fragen seyn. Wann du gleich nichts davon verstehest, das schadet alles nichts.

§. 34.

III. „Von denen, die wichtige Aemter bey der Kirche oder im Staate bekleiden, glaube durchgängig, daß sie unwissend und dumm sind; denn es wäre ein Wunder, wenn Ansehen und Verstand beysammen seyn sollten. Wann du findest, daß sie auch nur in einer Kleinigkeit gefehlt haben, so schliesse weiter.

§. 35.

IV. „Gewöhne dich deine Meinung über alles zu sagen. Weg mit dem Pythagorischen Stillschweigen. Erst lehre andre, und alsdenn lerne selbst. Ueberall aber, in Wein- und Bierhäusern, suche die Unterredung auf theologische Dinge zu lenken.

§. 36.

V. „Gieb beständig Acht, wo du etwas zu widersprechen findest. Es sey dir deßwegen erlaubt, den unwidersprechlichsten Grund des Christenthums anzutasten; man bekömmt wenigstens dadurch eine grosse Meinung von dir &c.

§. 37.

VI. „Halte dich zu denjenigen, die von den obersten Geistlichen verachtet, und gedrückt werden. Es werden immer witzige und gelehrte Männer seyn, die man wegen ihrer Wahrheitsliebe verfolgt, und aus deren Umgange du vieles lernen kannst.

§. 38.

VII. „Auch aus den Reden des aller geringsten Menschen schäme dich nicht etwas zu lernen; und wenn es auch ein alt Weib wäre. &c.

§. 39.

VIII. „Wann du mit Männern, die gelehrt seyn wollen, von der Religion redest, und sie sagen dir etwas, was dir schwer und

[1] andre [1754 a]

dunkel scheinet, so halte es für verdächtig. Alles was schwer ist, erkenne für Possen; und nur das, was du gleich fassen kannst, für Wahrheit.

§. 40.

IX. „Der Hauptzweck aller deiner Unterredungen und Handlungen sey, die Sekten zu vereinigen, und Friede und Ruhe in der Kirche herzustellen. Die Theologen selbst sind viel zu eigennützig, halsstarrig und zänkisch, als daß sie sich damit beschäftigen sollten. ꝛc.

§. 41.

X. „Bey Streitunterredungen suche beständig auf eine neue Art zu antworten. Mit dem Antworten selbst aber, sey ja recht fertig. Jedes grosse Genie redet alles aus dem Stegreife. In theologischen Sachen besonders, sind oft die ersten Gedanken besser als die letztern. ꝛc.

§. 42.

XI. „Die Streitigkeiten, welche unter den Sekten obwalten, mache so geringe als möglich; denn sie sind es, die der Vereinigung am meisten im Wege stehen. Oft sind es nur Wortstreite, und der ganze Fehler ist der, daß beyde Partheyen einander nicht verstehen. Ueberhaupt wird dir hier der Unterschied zwischen Glaubensartikeln, die zur Seeligkeit unumgänglich nöthig sind, und denen, die es nicht sind, sehr wohl zu Statten kommen.

§. 43.

XII. „Wann du von den verschiednen[1] Sekten sprichst, so drücke dich allezeit bescheiden aus. Die Bescheidenheit ist die erste Tugend eines Jüngers der grossen und allgemeinen Religion. Mische daher fein oft in deine Reden die Wörter, *wenn*, *vielleicht*, *es scheinet*,[2] *ich halte*, *meistentheils*, *kaum*, *ohne Zweifel*. Sage zum Exempel: *wenn irgend ein Glaubensbekänntniß nach allen Vorschriften der Frömmigkeit und Heiligkeit abgefaßt ist, so ist es wohl das Augspurgische; die Photinianer sind des christlichen Namens kaum würdig; die Calvinisten scheinen aus Begierde, die göttliche Gnade groß zu machen, den unbedingten Rathschluß aufgebracht zu haben; dem ehrlichen Hugo Gro-*

[1] verschiedenen [1784] [2] es scheint, [1754 a]

tius ist hier etwas menschliches zugestossen, rc. Aber ganz anders mußt du von denjenigen reden, die mit deinen besondern Meinungen nicht überein kommen wollen.

§. 44.

XIII. „Gieb dich bey Streitunterredungen niemals überwunden. Wenn dein Gegner scharfsinniger ist, und dich mit Schlüssen eintreiben will, so halte immer einen Einfall in Bereitschaft, den du diesem Schulfuchse in den Bart werfen kannst. Allenfalls kannst du ihm auch sagen, daß er dich nicht verstehe, und daß er selbst nicht wisse, was er wolle?

§. 45.

XIV. „Bey allen Streitfragen fange ganz von vorne an. Setze nichts voraus. — — — (Doch ich will diesen Paragraphen nicht weiter ausziehen; ich werde ihn unten ganz einrücken müssen, weil die von dem Herrn Vogt angezogene Stelle daraus genommen ist.)

§. 46.

XV. „Rühme dich oft deiner heiligen Betrachtungen, deiner Geduld, deiner Demuth, und deiner andern dir verliehenen Gnadengaben. Thue aber, als wenn du hierbey nicht deine, sondern Gottes Ehre suchtest.

§. 47.

XVI. „Lebe so, als wenn dich diese Zeiten ganz und gar nichts angingen. Entweder siehe beständig auf das vergangne; oder spare dich bessern Zeiten. Die Berge werden bald etwas gebähren, und alsdenn[1] wird eine grosse[2] Veränderung entstehen.

§. 48.

XVII. „Was dir in der Nähe ist, verachte. Bücher und Menschen aus deiner Gegend müssen dir eckeln. Nur das ausländische muß dich ergötzen. rc.

§. 49.

XVIII. „Wenn du auf diese Art in deiner Religion zugenommen hast, so sinne endlich einmal darauf, wie die ganze Hierarchie der Kirche abgeschaft werden könne. Die Geistlichen kosten der Republik jährlich sehr grosse Summen; ein Erzbischof verzehrt

[1] alsdann [1754 ab] [2] sehr grosse [1754]

in einem Monate mehr, als ein andrer Vornehmer in einem Jahre. Von was für einer Last würde der Staat nicht befreyt seyn, wenn er diese Kosten ersparen könnte?

§. 50.

XIX. „Endlich wann du dich in deinen Glaubensartikeln fest gesetzt hast, so fange auch an, dich um den Zustand deiner politischen Obrigkeit zu bekümmern. Lebst du in einer Monarchie, so untersuche, was dein Monarch für Recht habe, über freye Leute zu herrschen? Ob es erlaubt sey, daß einer über alle gebiethe? Kanst du auch andre mit dazu aufmuntern, daß sie gleiche Untersuchungen mit dir anstellen, so ist es desto besser ꝛc.

§. 51.

XX. „Um aber von deiner Obrigkeit ein richtiges Urtheil fällen zu können, wirst du sehr wohl thun, wann du von allen[1] ihren Mängeln und Fehlern Nachricht einzuziehen suchst, welche du am besten durch ihre Mägde, oder andre Bothschaftträgerinnen bekommen kanst ꝛc.

§. 52.

„Mit diesen und dergleichen Untersuchungen bringe deine Jugend hin; und sey nicht so unsinnig sie bis auf das Alter zu versparen ꝛc.

§. 53.

„Hier will ich aufhören, und ein mehreres deiner eignen Klugheit überlassen. Vielleicht erkläre ich mich zu einer andern Zeit weitläuftiger, besonders wann ich erfahren sollte, daß dieses nicht übel aufgenommen worden."

* * *

Noch ist es einige Augenblicke zu zeitig, meine Leser zu fragen, was sie wohl gelesen haben? Es ist vorher noch ein kleiner Anhang übrig, den ich ihnen gleichfalls mittheilen muß. Er bestehet, wie schon gesagt, aus einem kurzen Gedichte und aus einer Stelle des Augustinus. Das erstre ist Manuductio ad Epicureismum überschrieben und lautet von Wort zu Wort so:

Vitam quae faciunt suis beatam
Porcis, haec Epicurus ille tradit:

[1] alle [1754 ab]

Ne spectes hominum Deive mentem;
Non est qui regat atque[1] curet orbem:
Spem vitae bene rideas futurae,
Quamvis mens ratioque sana monstrent.
Te soli tibi finge procreatum,
Certus cuncta tuo esse nata ventri;
Silenus placeat nihilque malis.
Vivas ut tua sus tuusque porcus;
Et tandem moriare porcus et sus.
Sic, sic itur ad insulas beatas,
Aeterno quibus igne carcer ardet,
Et tales coquit ustulatque porcos.
Tunc malles, Epicure, non fuisse.
Sed sero venient eae querelae;
Et disces aliud fuisse quiddam,
Quam quod riseris hic inane numen.

Diese Verse sind die besten nicht; und sie würden schwerlich hier stehen, wann ich sie gemacht hätte. — — Endlich folgt auch die Stelle des Kirchenvaters: Utile est libros a pluribus fieri diverso stylo, non diversa fide. etiam de quaestionibus iisdem, ut ad plurimos res ipsa, quae orthodoxe tractatur, pervenire possit. — —

Ho! ho! wird man mir nunmehr entgegen rufen, diese Stelle war wohl noch nöthig, uns recht mit der Nase darauf zu stoßen, daß der ganze Bettel eine Satyre sey? Die Wendung darinne ist gleichwohl weder neu noch selten! Der Verfasser sagt überall das Gegentheil von dem, was er sagen will; und sagt es oft mit so dürren Worten, daß man sehr dumm seyn muß, wenn man seine Meinung nicht fassen will.

Und das urtheile ich auch. Ich will denjenigen sehen, der mir das geringste anstößige oder gottlose darinne zeigt; sobald er dasjenige verneinet, was unser Spötter bejahet, und dasjenige bejahet, was er verneinet. Doch auch dieses ist nicht einmal nöthig; man nehme alles nach den Worten an; man gehe von dem eigentlichen Verstande derselben, nirgends ab: was ist es nun mehr? Hat nicht ein Religiosus ineptus sollen geschildert werden? Was hat man dazu für andre Züge wehlen können?

[1] atque [Originaldruck des Ineptus Religiosus] et [1754. 1784]

Um die Ironie überall noch besser einzusehen, darf man sich nur an die Streitigkeiten erinnern, welche besonders um die Mitte des vorigen Jahrhunderts die Lutherische Kirche zerrütteten. Eine der vornehmsten war die Syncretistische, oder diejenige welche die Helmstädter Gottesgelehrten, und besonders der ältere Calixtus erregten. Um das Jahr 1652. war sie eben sehr heftig geworden, und sie ist es, gegen die unser Verfasser die meisten und schärfsten Pfeile losdrückt. Man sehe besonders auf den zwey und vierzigsten und drey und vierzigsten Paragraphum, und überhaupt auf alle zurück, wo er von den verschiednen Sekten, von der Bescheidenheit, die man gegen sie brauchen müsse, und von ihrem Unterscheide, der nichts weniger als wesentlich sey, redet.

Auch auf die damaligen Unionsbemühungen, welche mit jener Streitigkeit, eine Art von Verwandschaft haben, zielt er. Ich berufe mich deswegen besonders auf den 25sten Paragraphum, wo er von der Verträglichkeit spricht, und auf den 30sten, wo er fast lauter Bücher anpreiset, die auf die Wiedervereinigung der christlichen Religion dringen. Was er aber daselbst von des Thomas Browns Religion des Arztes sagt, ist mir beynahe ein wenig verdächtig. Quem Hugo ex puritate dictionis multis solitus commendare, sind seine Worte. Gleichwohl ist das Werk eigentlich englisch geschrieben; und die lateinische Uebersetzung, wenn ich mich recht erinnere, ist erst herausgekommen, als Grotius schon todt war.

Ferner scheint mir der ganze 21ste Paragraph,[1] und wo er sonst noch der Scholastischen Philosophie gedenkt, auf die Streitigkeiten zu gehen, welche der Helmstädtsche Superintendent D. Hoffmann anspann, der sich durch seinen Haß gegen die Weltweisheit ungemein lächerlich machte.

Desgleichen sticht er die Anwendung der Cartesischen Philosophie in der Gottesgelahrheit offenbahr, in dem 17ten Paragraph,[2] an. De omnibus articulis fidei, deque omnibus doctrinis morum fac semel in vita dubites.

Endlich besinne man sich noch auf die Schwärmereyen des erleuchteten Schusters von Görlitz, welcher ohne Wissenschaft und Gelehrsamkeit, durch seinen blossen Unsinn, das Haupt einer Sekte und

[1] Paragraphus, [1754] [2] Paragrapho, [1754]

der Theosoph Deutschlands zu werden, das Glück hatte. Auch auf diesen und seine Anhänger wird sich vieles nicht übel deuten lassen, so daß man, wenn man noch wenig andre Anwendungen auf die Wiedertäufer, und auf die starken Geister damaliger Zeit, macht, wenig in den Wind gesagtes finden wird.

Ich will die Auswicklung aller dieser kleinen Umstände dem Leser selbst überlassen, und mich begnügen, ihn nur mit dem Finger darauf gewiesen zu haben. Er wird durchgängig, nach einer kleinen Ueberlegung finden, daß wenn eine Satyre in der Welt, orthodox abgefaßt worden; so sey es gewiß diese, welche der Herr Pastor Vogt als böse und gottlos ausschreit.

Doch ein jeder hat seine eigene Art zu denken; und es könnte wohl seyn, daß dieser Gelehrte vollkommen nach seiner Empfindung geschrieben habe. Es ist nicht allen gegeben, Scherz zu verstehen; besonders wenn er auf etwas fällt, woran unsere Eigenliebe Theil nimmt. Ich würde ihm daher sein blosses Urtheil nicht verdenken, wann er es dabey hätte wollen bewenden lassen. Allein, daß er unsre Beystimmung durch Verfälschungen erzwingen will, das verdenke ich ihm sehr.

Und dieses ist der zweyte Punkt, den ich erweisen muß. Man sehe also in dem vorhergehenden die Worte nach, die er aus dem 45 Paragraph[1] des Religiosi Inepti will genommen haben. Es waren folgende: Omnes Quaestiones et Controversias ab ovo, quod dicitur, semper incipito. Nihil suppone; semper quaeras: an Christus fuerit in rerum natura. Gesetzt einen Augenblick, diese Anführung hätte ihre vollkommene Richtigkeit; was nun? Die ganze Schrift, wie wir gesehen haben, ist eine Ironie, und also auch diese Zeilen! Als eine solche aber, sind sie die unschuldigsten von der Welt, und ich kann auf keine Weise einsehen, wie sie den bösen Sinn des Verfassers verrathen können. Herr Vogt[2] wird ihm doch nicht Schuld geben wollen, als habe er gezweifelt, ob jemals ein Christus in der Welt gewesen sey? Und bey nahe kann er ihm nichts anders damit Schuld geben.

Wie also, wenn ich ihm mit ausdrücklichen Worten in eben dieser Stelle grade das Gegentheil zeigte? Und nichts ist leichter; denn ich darf sie nur hersetzen, so wie sie eigentlich in dem Originale,

[1] Paragrapho [1754]   [2] Der Herr Vogt [1754]

das ich vor mir habe, lautet. Es heißt aber daselbst nicht schlecht weg: nihil suppone; sondern es heißt: nihil AB ALIIS PROBATUM AUT DECISUM suppone. Hier ist der ganze Paragraph,[1] den ich oben nur mit wenig Sylben angeführt habe:

§. 45.

XIV. Omnes quaestiones et controversias ab ovo, quod dicitur, semper incipito. Nihil *ab aliis probatum aut decisum* suppone. Semper quaeras: utrum etiam sint angeli seu spiritus? An Christus fuerit in rerum natura? An diluvium Mosaicum fuerit universale et similia. Neque opus est, ut tamdiu expectes, donec necessitate quadam eo perducaris, sed ultro te torque et quam studiosissime labora, ut dubia et disputabilia quaedam habeas. Quaestiones etiam tales amato: unde scire possum veram esse scripturae interpretationem, quam Pastor meus proponit? quo indicio constat Lutheranam religionem congruam esse verbo Dei, quum id Photiniani etiam jactent?

Nun muß ich aber in allem Ernste fragen, warum Herr[2] Pastor Vogt das *ab aliis probatum aut decisum* an einem Orte weggelassen hat, wo der ganze Verstand davon abhängt? Daß er aber hier davon abhängt, wird niemand leugnen. Es ist zwar wahr, will der ungenannte Verfasser sagen, andre haben es längst ausgemacht und bewiesen, daß es Geister giebt, daß Christus in der Welt gewesen ist; aber gleichwohl, was gehen dich, der du klüger als die ganze Welt mußt seyn wollen, was gehen dich, sage ich, andre an? Deine Fragen sind zu Millionenmalen beantwortet worden; doch was schadet das? Du kannst sie schon noch einmal aufwerfen, und dir dadurch das Ansehen eines Geistes geben, der bis auf den Grund der Sachen dringet. — — Wer ist so einfältig, diese Sprache nicht zu verstehen? Und wer sieht nicht, daß die ganze Stärke des Spottes auf dem ab aliis probatum aut decisum beruhet? So bald dieses weg ist, so bald scheint alles, besonders wenn es ausser dem Zusammenhange genommen wird, wo nicht im vollen Ernste, wenigstens in einer sehr plumpen Ironie gesagt zu seyn.

Ich habe schon hin und her auf einige Entschuldigungen für Herrn Vogt[3] gedacht. Wie gerne wollte ich annehmen, daß er die Schrift

[1] Paragraphus, [1754] [2] der Herr [1754] [3] für den Hrn. Vogt [1754]

niemals selbst gesehen, und daß ihm ein unachtsamer Freund die Stelle daraus mitgetheilet[1] habe; doch hierwieder ist sein eignes Bekenntniß. Wie gerne wollte ich ferner vermuthen, daß er vielleicht einen andern veränderten Abdruck gebraucht habe, wann ich nur den geringsten Grund hätte, zu glauben, daß ein solcher in der Welt sey?

Wenn es ihm daher gefallen sollte, sich etwa in einer neuen Ausgabe seines Verzeichnisses hierüber zu erklären, so wollte ich wohl wünschen, daß er seine Vermuthungen beyfügen möge, wer sich etwa unter die Buchstaben M. J. S. könne versteckt haben? Kaum darf ich es wagen, die meinigen vorzulegen, weil ich es ganz gerne gestehe, daß sie auf ziemlich schwachen Gründen ruhen. Anfangs nehmlich, da ich die Schrift selbst noch nicht gesehen hatte, gingen meine Gedanken auf den Johann Steller, welcher sich durch die Vertheidigung des Pilatus berüchtigt gemacht hat. Nach der Zeit aber bin ich auf den Josua Schwarz gefallen, welcher zuletzt Schleßwig Hollsteinischer Generalsuperintendent war. Er war in seiner Jugend ziemlich gereiset, und konnte also Ketzer und Schwärmer genug[2] gekannt haben, um Lust zu bekommen, ihre Thorheiten nach dem Leben zu schildern. Was dieser Muthmassung noch das meiste Gewicht geben mußte, wäre der Haß, den er beständig gegen die Syncretisten geäussert hat. Er mußte ihrentwegen so gar sein Vaterland verlassen, welche Verdrüßlichkeit ihm um die Jahre einige sechzig, begegnete. Doch ich sage es noch einmal, diese Wahrscheinlichkeiten sind zu klein, als daß man darauf bauen könnte.

Man wird oben ohne Zweifel bemerkt haben, daß Herr Vogt den dritten Theil der Hamburgischen vermischten Bibliothek anführet. Wann man sich die Mühe nehmen will, die Stelle nachzusehen, so wird man finden, daß daselbst Herr Harenberg unter den Merkwürdigkeiten seiner Westphälischen Reise, gleichfalls des inepti Religiosi gedenkt. Das Exemplar, welches er davon durchlauffen, ist eben dasselbe, welches Herr Vogt gebraucht hat. Allein wie verschieden sind die Urtheile beyder Gelehrten. Herr Harenberg trift viel näher zum Zwecke, und ich bin durchgängig mit ihm einig, nur darinne nicht, daß er vorgiebt, man könne es nicht so leicht errathen, ob der Schriftsteller im Ernste, oder nur Spottweise dem Leser so viel heillose Lehren vor-

[1] mitgetheilt [1754 ab]   [2] genung [1754 a]

halte. — — Hat er etwa bey jedem Paragraph[1] hinzusetzen sollen: aber merkts ihr Leute, daß ich mich nur der Ironie bediene? Das sind schlechte Satyren, über die man es ausdrücklich schreiben muß, daß es Satyren seyn sollen.

Es taugt, sollte ich meinen, überhaupt nicht viel, wenn man die gefährlichen Bücher ohne Noth vermehret. Es wäre besser, wenn man sie so viel als möglich verringerte; welches dadurch am ersten geschehen kann, wenn man jedes nach seiner Absicht beurtheilt, und sich begnügen läßt, ein nichtswürdiges Buch ein nichtswürdiges zu nennen, ohne es zu einem gottlosen zu machen.

Diese Regel der Klugheit scheinen nur die wenigsten unserer Bücherkenner zu beobachten. Da sie gewohnt sind, den Werth ihrer Entdeckungen, nach den Graden der Seltenheit eines Werks abzumessen, so werden sie nur gar zu oft von einer kleinen Ruhmsucht verleitet, diese durch Uebertreibung zu erhöhn[2], und den Innhalt wenigstens atheistisch zu machen. So ist es zum Exempel mit den Werken des Bruscambille ergangen, wider die Herr Reimann nach seiner Art auf der 392. Seite der Historiae universalis Atheism. sehr fürchterlich declamirt. Herr Vogt hat in seinem Verzeichnisse dessen eigne Worte beybehalten, und beyden sind sie liber aeternis tenebris dignus. Ich habe eine neuere Ausgabe davon, welche 1668.[3] in Paris in Duodez gedrukt worden. Es ist wahr, man findet nichts als Possen darinne; weiter aber auch nichts, als Possen. Bruscambille selbst muß ein Komödiant des vorigen Jahrhunderts gewesen seyn, denn fast alle in seinen Werken enthaltene Stücke sind entweder an die Zuschauer, vor oder nach den Schauspielen, gerichtet, oder es sind Tiraden, wie man sie auf der französischen Bühne zu nennen pflegt. Herr Reimann irrt sich daher sehr, wenn er vermuthet, daß Rabelais vielleicht der eigentliche Verfasser sey. Die Schreibart ist viel neuer, als die Schreibart dieses französischen Lucians — —

Doch ich muß nur aufhören, ehe mich die Lust zu Ausschweifungen mehr Beyspiele vorzulegen, verleitet.

[1] Paragrapho [1754] [2] durch Übertreibungen zu erhöhen, [1754 a] [3] 1669. [1754 b]

Rettung des Cochläus
aber nur in einer Kleinigkeit.

Ich gestehe es ganz gerne, daß Cochläus ein Mann ist, an den ein ehrlicher Lutheraner nicht ohne Abscheu denken kan. Er hat sich gegen unsern Vater der gereinigtern Lehre, nicht als einen wahrheitliebenden Gegner, sondern als einen unsinnigen Lästrer,[1] erwiesen; er hat von 1521 bis 1550 fast kein Jahr verstreichen lassen, ohne eine Schmähschrift wider ihn an den Tag[2] zu bringen, welche alle von den römischen Glaubensgenossen als Evangelia aufgenommen wurden; Verfälschungen, Lügen, Schimpfworte, Flüche waren seine einzigen Waffen, welche der Aberglaube heiligte, so ungerecht sie auch waren. Ich habe daher lange Zeit bey mir angestanden, ob er wohl etwas beßres verdiene, als daß man mit Gegenverleumdungen wider ihn verfahre. Man würde ihm, wenn man es auch noch so arg machte, dennoch nicht so viel Unrecht thun können, als er Luthern gethan hat.

Doch endlich überlegte ich auch auf der andern Seite, daß man dadurch, so gut als er, einen Mangel an Gründen, die keines falschen Zusatzes benöthiget sind, verrathen würde; daß durch eine ungezwungene[3] Aufrichtigkeit sich sein Ansehen sichrer[4] untergraben liesse, als durch ihm abgelernte Ränke; und kurz, daß man auch dem Teufel nicht zu viel thun müsse. Dieser Ueberlegung habe ich es also zuzuschreiben, daß ich mich folgendes aufzusetzen habe überwinden können.

Unter den Vorwürfen, welche die Katholiken uns wegen der Reformation zu machen pflegen, ist derjenige keiner von den geringsten, den sie von den vorgeblichen veranlassenden Ursachen hernehmen. Dieses Werk, sagen sie, ward ganz und gar nicht aus einem heiligen Eifer angefangen; der Neid war die Triebfeder. Es verdroß Luthern, daß man seinem Orden den Ablaßkrahm entzogen, und ihn den Dominikanern gegeben hatte.

Es haben verschiedene[5] Gelehrte unsrer Kirche diese Beschuldigung hinlänglich beantwortet. Hunnius, Seckendorf, Möller

[1] Lästerer, [1784] [2] an Tag [1754 a] am Tag [1754 bc] [3] ungezwungne [1754 a] [4] sicher [1754 bc] sicherer [1784] [5] verschiedne [1754 a. 1784]

scheinen alles gesagt zu haben, was man darauf sagen kann. Weil sie es aber nur mit wenig Worten gethan haben, so hat es der Herr D. Kraft vor einiger Zeit für werth gehalten, sich umständlicher darüber einzulassen. Er vertheidigte daher, im Jahr 1749, als er sich noch in Göttingen befand, eine Streitschrift de Luthero contra indulgentiarum nundinationes haud quaquam per invidiam disputante. Diese Arbeit ward sehr wohl aufgenommen, so gar, daß man auch einige Jahre darauf eine freye Uebersetzung, unter dem Titel die gerettete Ehre des seel. D. Martin Luthers, davon besorgte. Man kann ihr auch in der That, wenn man billig seyn will, ihr Lob nicht entziehen; das Hauptwerk was er beweisen wollen, hat er glücklich bewiesen, und nur über einen einzigen Umstand dabey, habe ich meine Anmerkung zu machen. Herr[1] D. Kraft will nehmlich, daß Cochläus der aller erste Erfinder obgedachter Verläumdung sey, und daß vor ihm auch Luthers allerärgsten Feinde nicht daran gedacht hätten.

Wir wollen seine eigne Worte hören, die ich aus dem 14ten Paragraph[2] der deutschen Uebersetzung nehme. „Wir setzen aber, heißt „es daselbst, den allgemeinen Grund voraus, welcher allerdings ein „grosses Gewicht hat, daß alle Schriftsteller, welche zu Luthers Zeiten „gelebt, nicht ein Wort von dieser Zunöthigung gedacht haben. Es „ist nicht einmal nöthig, daß wir uns auf die berühmten Männer, „welche sich eine allgemeine Hochachtung erworben haben, beziehen, „nehmlich den Schleidan, Thuan, Guicciardini; oder daß „wir diejenigen anführen, welche sich noch ziemlich unpartheyisch und „aufrichtig bewiesen, nehmlich den Jovius, Alphonsus a Castro, „Ferron, Surius &c. als die insgesamt Luthers Aufstand aus „andern Quellen herleiten, und von dieser Anschuldigung nichts wissen; „sondern wir wollen uns, ohne alles Bedenken, auf die Schriften der „giftigsten Feinde Luthers berufen, welche den möglichsten Fleiß an„gewandt, alles mit vieler Bitterkeit zu sammeln und drucken zu lassen, „was ihre Raserey wider ihn Verdächtiges und Lächerliches nur aus„sinnen können. Es ist dieser Umstand wahrhaftig nicht obenhin an„zusehen, daß unter allen diesen Vorfechtern, welche vom Jahr[3] 1517 „bis an den Tod Luthers 1546, ihm mündlich und schriftlich einen „Rang abzulaufen gesucht, auch nicht einmal in dem ersten Treffen,

[1] Der Herr [1754] [2] Paragrapho [1754] [3] Jahre [1784]

„als von dem Ablaß allein, und von den Ursachen des angefangenen[1] „Streits eigentlich die Rede war, nicht ein einziger so unverschämt „gewesen, daß er diesen Bewegungsgrund angegeben, und Luthern „eines solchen Neides beschuldiget hätte, dergleichen ihm nach der Zeit zur „Last gelegt worden. — — Cochläus selbst, der unglückliche Erfinder „dieser Fabel, hat in den Schriften, die er dem noch lebenden Luther „entgegen gesetzt, davon nicht einmal gelallt; sondern ist erst, (§. 4.) nach „dessen Tode, in dem Verzeichnisse der Thaten und Schriften „Martin Luthers in Sachsen, damit hervor gerückt ꝛc."

In dieser Stelle also, welche dem Herrn D. Kraft einer von den allgemeinen Beweisgründen ist, warum die Beschuldigung, daß Luther die Reformation aus Neid angefangen, erdichtet sey; behauptet er mit ausdrücklichen Worten, I. daß Cochläus, und folglich ein Mann ohne Treu und Glaube, sie zuerst vorgebracht habe, und daß II. in den Jahren von 1517 bis 1546 von keinem Menschen jemals sey daran gedacht worden.

Doch beydes, mit Erlaubniß des Herrn Doktors,[2] ist falsch. Ich kenne ein Zeugniß, welches sich von einem andern, als vom Cochläus,[3] herschreibt, und gleich in den ersten Jahren ist abgelegt worden. Hier ist es: Habes primam, sagt mein Schriftsteller, nachdem er den Ursprung der Lutherischen Unruhen erzehlt, hujus Tragoediae scenam, quam Monachorum odiis debemus. Dum enim Augustinensis invidet Dominicano, et Dominicanus vicissim Augustinensi, atque hi etiam Franciscanis, quid quaeso poterimus praeter gravissima dissidia sperare?

Wirft diese Stelle, wenn anders die Umstände wahr sind, die ich davon vorgegeben habe, nicht alles, was Herr Kraft in den vorigen behauptet hat, auf einmal über den Haufen? Ich sollte es meinen.

Allein ist es auch ganz gewiß, daß Cochläus nicht Urheber davon ist? Ganz gewiß. Ihr Urheber ist Alphonsus Valdesius. Ist es auch ganz gewiß, daß sie in den Jahren von 1517 bis 1546. geschrieben worden? Auch dieses ist ganz gewiß. Sie ward den 31. August 1520 geschrieben.

Wer ist denn aber dieser Alphonsus Valdesius? — — Ich will es ganz gerne glauben, daß ich auch denen, die in der Refor-

[1] angefangnen [1754 ab. 1784] [2] Doktors, [1754. 1784] [3] von Cochläo, [1754]

mationsgeschichte noch sowohl bewandert sind, einen ganz unbekannten Namen genennt habe. Einen Johann Valdesius, der in Neapolis den ersten Saamen des Lutherthums ausgestreuet hat, werden sie wohl kennen; allein von einem Alphonsus dieses Namens, ist überall das tieffste Stillschweigen.

Ich muß daher alles mittheilen, was ich von ihm weis. — — Alphonsus Valdesius war magnae spei juvenis, er war ferner ein Sohn Ferdinandi de Valdes, Rectoris Conchensis, und hat an den Peter Martyr, nicht Vermilium, sondern Anglerium, aus Holland und Deutschland verschiedene[1] Briefe geschrieben. — — Das sind sehr dunkle und unzulängliche Nachrichten, wird man sagen; es ist wahr; allein kann ich sie besser geben, als ich sie habe? Ich habe es nicht einmal gewagt, sie deutsch zu übersetzen, aus Furcht, auch nur mit dem allergeringsten Worte von ihrem eigentlichen Verstande abzuweichen.

Meinen Wehrmann aber wird man ohne Zweifel daraus errathen können. Es ist der nur gedachte Peter Martyr. Dieser Gelehrte war ein gebohrner Mayländer aus Anghiera, verließ sein Vaterland, und begab sich nach Spanien, wo er bey dem König Ferdinand sehr ansehnliche Ehrenstellen bekleidete. Seine Schriften sind bekannt, ob sie gleich fast alle unter die seltnen gehören. Besonders werden seine Briefe, wegen der ganz besondern darinne enthaltenen Nachrichten, sehr hoch geschätzet.[2] Sie sind das erstemal im Jahre 1530 zu Complut in Folio gedruckt, und von den Elzeviren im Jahr[3] 1670 zu Amsterdam, in eben demselben Formate, nachgedruckt worden; doch hat man nur sehr wenige Exemplare davon abgezogen, so daß sie dieser neuen Auflage ohngeachtet, gleichwohl noch ein sehr rares Buch bleiben. Sie sind in 38 Bücher abgetheilt, und die Briefe, deren Zahl sich auf 813 beläuft, gehen vom Jahre 1488 bis auf 1525.

In dem sechshundert und neun und achtzigsten dieser Briefe nun, desgleichen in dem sieben hundert und zwey und zwanzigsten, theilet Martyr zwey Schreiben mit, die er von dem gedachten Alphonsus Valdesius erhalten hatte. Beyde betreffen das Reformationswerk; der erste ist aus Brüssel den 31. August 1520, und der zweyte aus Worms den 15. May 1521. datirt. Aus jenem ist die oben angeführte Stelle, welche alle erforderliche Eigenschaften hat, Herrn Doktor Krafts

[1] verschiedne [1754 ab] [2] geschätzt. [1754 ab] [3] Jahre [1784]

Vorgeben[1] zu vernichten. Man kann sie, wenn man mir nicht trauet, auf der 381ten Seite der zweyten angeführten Ausgabe, selbst nachsehen. Ich finde von diesem Valdesius noch einen dritten Brief in dem 699ten eingerückt, allein er betrift ganz etwas anders, die Krönung Carls nehmlich zum römischen Könige, bey welcher er zu Aachen gegenwärtig gewesen war.

Es verlohnet sich ohne Zweifel der Mühe, daß ich von den erstern Briefen etwas umständlicher rede, besonders da sie so wenig bekannt geworden sind. Ich wüßte nicht einen einzigen Schriftsteller, der sich mit der Reformationsgeschichte abgegeben hätte, und ihrer gedächte. Unterdessen hätten sie es doch nur allzuwohl verdient, weil sie in der That mit vieler Unpartheylichkeit geschrieben zu seyn scheinen. Ich hoffe, daß eine Art von Uebersetzung derselben, dem Leser angenehm seyn wird, damit er sich um so viel mehr daraus überzeugen könne, ob die von mir angeführte Stelle auch in der That dasjenige beweise, was sie beweisen solle. Der Eingang, den Martyr dem ersten Briefe voranschickt, ist folgender: *Petrus Martyr*[2] *A. M. Marchionibus discipulis.* Quae in regnis geruntur, vos non latent. Ex his quae ab exteris habemus, legite prodigium horrendum mihi ab *Alphonso Valdesio,* magnae spei juvene, cujus patrem Ferdinandum de Valdes, Rectorem Conchensem nostis, non minus fideliter quam ornate descriptum, cujus epistola sic habet. Man sieht, daß diese Worte die Quelle meiner obigen Nachrichten sind. Der Leser mag es selbst untersuchen, was das Rector Conchensis sey, ob man einen Statthalter oder einem Schulrektor in Conches, oder was man sonst darunter verstehen solle? Ich bekenne meine Unwissenheit ganz gerne. Was liegt endlich an diesem Umstande? Die Briefe selbst werden deswegen ihren Werth nicht verlieren. Hier sind sie:

Der erste Brief

des Alphonsus Valdesius an den Peter Martyr.

„Du verlangst[3] von mir zu wissen, was die jüngst unter den Deutschen entstandene Sekte der Lutheraner für einen Ursprung habe,

[1] das Vorgeben des Hrn. D. Krafts [1754] [2] Peter Martyr [1754. 1784; von Lachmann geändert; die Originalausgabe der Briefe hat nur die Anfangsbuchstaben P. M.] [3] verlangest [1754 ab]

und wie sie ausgebreitet worden. Ich will dir alles, wo nicht zierlich, doch getreulich überschreiben, wie ich es von glaubwürdigen Personen erfahren habe. Du wirst, ohne Zweifel, gehört haben, daß der Pabst Julius II. dem Apostel Petro einen unglaublich prächtigen und grossen Tempel bauen zu lassen, angefangen habe. Er hielt es, vermuthlich, für unanständig, daß der Oberste der Apostel in einem niedrigen Tempel wohnen solle, besonders da aus allen Theilen der Welt, unzehliche Menschen der Religion wegen, daselbst einträfen. Er würde, nach seiner Großmuth, diesen Bau auch gewiß zu Stande gebracht haben, wenn ihn nicht, mitten in dem Laufe, der Tod aus der Zeitlichkeit abgefordert hätte. Leo der Xte folgte ihm auf dem Päbstlichen Stuhle, weil er aber nicht Geld genug hatte, einen solchen Aufwand zu bestreiten, so ließ er durch die ganze christliche Welt denjenigen Ablaß verkündigen, welche zum Baue dieses Tempels einige Beysteuer geben wollten. Er hofte, daß er auf diese Art eine unsägliche Menge Geldes, besonders unter den Deutschen, welche die Römische Kirche mit einer ganz besondern Hochachtung verehrten, zusammen bringen werde. Doch wie nichts in der Welt so fest und beständig ist, das nicht entweder durch die Gewalt der Zeit, oder durch die Bosheit der Menschen verfallen sollte, so konnten auch diese Ablaßverkündigungen nicht davon ausgenommen bleiben, sondern sie wurden die Ursache, daß Deutschland, welches keiner andern christlichen Nation an Frömmigkeit etwas nachgab, jetzo von allen und jeden[1] darinne übertroffen wird[2]. Es sprang nehmlich in Wittenberg, einer Stadt in Sachsen, als ein gewisser Dominikaner predigte, und dem Volke den Ablaß, woraus er selbst keinen geringen Vortheil zu ziehen trachtete, aufbringen wollte, ein Augustiner Mönch, mit Nahmen Martinus Luther hervor, welcher der Urheber dieser Tragödie ward, und vielleicht aus Neid gegen den Dominikaner, verschiedene Artikel im Druck ausgehen ließ, in welchen er behauptete, daß der Dominikaner mit seinem Ablasse viel weiter gehe, als ihm der Pabst erlaubt habe, oder auch erlauben könne. Der Dominikaner, als er diese Artikel gelesen hatte, gerieth wider den Augustiner in Wuth; die Mönche fingen nunmehr an, Theils mit Scheltworten, Theils mit Gründen, hitzig unter einander zu streiten; einige ver-

[1] jedem [1784]   [2] ward. [1754 bc. 1784]

theidigten die Predigt, andre die Artikel, bis endlich (weil das Böse niemals Grenzen kennet) der Augustiner den päbstlichen Ablaß ganz und gar zu verspotten wagte, und vorgab, er sey nicht so wohl zum Heile des[1] christlichen Volks, als vielmehr, um den Geitz der Priester zu sättigen erfunden worden. Dieses ist also der erste Auftritt dieser Tragödie, die wir dem Hasse der Mönche zu danken haben. Denn da der Augustiner auf den Dominikaner, der Dominikaner auf den Augustiner, und beyde auf die Franciscaner neidisch sind, was kann man sich anders als die allerheftigsten Uneinigkeiten versprechen? Nun kommen wir auf den zweyten Auftritt. Der Herzog von Sachsen, Friedrich, hatte gehört, daß aus diesem Ablasse dem Kardinal und Erzbischofe zu Maynz, Albrecht[2], seinem Collegen bey Erwehlung römischer Kayser, mit dem er aber über den Fuß gespannt war, viel Vortheil zufliessen werde, so wie er mit dem Pabste deswegen eins geworden war. Da nun also der Herzog auf Gelegenheit dachte, dem von Maynz diesen Vortheil zu entrücken, so bediente er sich des Mönchs, der zu allem kühn und unverschämt genug war, und dem päbstlichen Ablasse schon den Krieg angekündiget hatte. Er ließ alles Geld, welches in seinen Ländern aus dem Ablaßkrahme war gelöset worden, den Commissarien[3] wegnehmen, und sagte: er wolle selbst einen eignen Mann nach Rom schicken, welcher dieses Geld zu dem Baue der Heil. Petrikirche überbringen, und zusehen solle, was man für einen Gebrauch von dem übrigen Gelde, das von andern Seiten herbeygeschaft würde, in Rom mache. Der Pabst, dem es zukömmt, die Freyheit der Kirche zu beschützen, und zu verhindern, daß kein weltlicher Fürst sich in dasjenige mische, was der päbstlichen Heiligkeit einzig und allein zustehet, ermahnte den Herzog zu verschiednen malen, Theils durch die höflichsten Briefe, Theils durch besondre Abgeordnete, daß er dem päbstlichen Stuhle diese Beschimpfung nicht anthun, sondern das aufgefangene[4] Geld wieder heraus geben möchte.[5] Doch da der Herzog sich dessen halsstarrig weigerte, und auf seiner Meinung blieb, so that ihn der Pabst in Bann. Der Augustiner wollte diese Gelegenheit, sich bey dem Herzoge

[1] des [fehlt 1754 c. 1784] [2] Alberto, [1754] [3] Commissaren [1754 a] [4] aufgefangne [1754 ab] [5] möge. [1754]

einzuschmeicheln, nicht versäumen, und behauptete mit vieler Frechheit, daß ein so unbilliger Spruch ganz und gar keine Kraft habe, und daß der Pabst keinen unschuldiger Weise in den Bann thun könne. Er fing hierauf an sehr viel Heftiges wider den römischen Pabst und seine Anhänger auszustossen, welches alles gedruckt und sehr geschwind in ganz Deutschland ausgebreitet wurde. Zugleich ermahnte er den Herzog von Sachsen, sich durch diese Drohungen von seinem einmal gefaßten Entschlusse nicht abbringen zu lassen. Die Gemüther der Deutschen waren schon längst, durch die mehr als heidnischen Sitten der Römer, aufgebracht worden, und hatten schon heimlich das Joch des römischen Pabstes abzuschütteln gesucht. Daher kam es denn, daß sobald Luthers Schriften öffentlich bekannt wurden, sie bey allen einen ganz erstaunlichen Beyfall fanden. Die Deutschen frohlockten, schimpften auf die Römischgesinnten, und verlangten, daß ein allgemeines christliches Concilium gehalten werden solle, worinne[1] man Luthers Lehren untersuchen, und eine andre Einrichtung in der Kirche treffen könne. Und wollte Gott, daß dieses geschehen wäre! Doch da der Pabst mit aller Gewalt sein Recht behaupten wollte, da er sich für ein allgemeines Concilium fürchtete,[2] da er, die Wahrheit frey zu sagen, seinen privat Vortheil, welcher vielleicht dabey Gefahr lauffen könnte, dem Heile der Christenheit vorzog, da er Luthers Schriften, ohne Untersuchung vertilgen wollte; so schickte er einen Legatum a Latere an den Kayser Maximilian, welcher es dahin bringen sollte, daß Luthern von dem Kayser und dem ganzen römischen Reiche ein Stillschweigen auferlegt werde. Es wurden daher in Augspurg Reichsversammlungen angestellt, auf welche Luther von dem Kayser gefordert wurde. Er erschien also daselbst, fest entschlossen, seine Schriften tapfer zu vertheidigen, und mit dem Cajetan[3] (so hieß der Legate) sich in einen Streit darüber einzulassen. Cajetan[3] sagte, man müsse den Mönch ganz und gar nicht anhören, der so viel Lästerungen wider den römischen Pabst geschrieben hätte. Allein die Reichsstände erwiederten: es würde sehr unbillig seyn, wenn man ihn unverhört verdammen, oder zwingen wolle, diejenigen Schriften, die er zu vertheidigen entschlossen wäre, ohne Ueberzeugung

[1] worinn [1784] [2] furchte, [1754] [3] Cajetanus [1754]

zu wiederruffen. Wenn daher Cajetan, (der, wie du weißt, in der heil. Schrift selbst nicht unerfahren ist,) Luthern überzeugen könne, so wären sie und der Kayser bereit, ihn zu verurtheilen. Da Cajetan also sahe, daß er nichts ausrichten werde, wenn er sich nicht mit Luthern näher einlassen wollte; da er es auch wirklich verschiednemal versuchte, und sehr unglücklich damit war; so begab er sich, unverrichteter Sache, wieder fort. Luther aber, der mit grössern Ehren wegging, als er war vorgelassen worden, triumphirte als ob er völlig den Sieg erfochten hätte. Weil er sich übrigens auf den Schutz des Herzogs von Sachsen verlassen konnte, so trieb ihn seine Hitze immer weiter und weiter, und er hörte nicht auf, beständig neue Lehren, die mit dem apostolischen Glauben streiten, in Druck ausgehen zu lassen. Da also der Pabst sahe, daß er es im guten nicht dahin bringen könne, daß man diesen lästernden Mönch zur verdienten Straffe zöge; da er befürchten mußte, daß das Gift, welches schon weit und breit um sich gegriffen hatte, noch mehr Schaden thun, und Luther auch rechtgläubige Männer auf seine Seite ziehen könne, so ließ er eine sehr heftige Bulle wider ihn und seine Anhänger ausgehen, und erklärte sie alle für Irrgläubige und Ketzer. Hierdurch ward Luther nicht so wohl aufgebracht, als völlig in Raserey gesetzt, und erklärte den Pabst selbst (welche Unverschämtheit!) für einen Irrgläubigen und Ketzer. Er gab unter andern ein Buch unter dem Titel de Captivitate babylonica Ecclesiae heraus, und es ist unglaublich, mit was für Ränken er darinne die Lehrsätze und Anordnungen der Kirchenversammlungen und Päbste angreift. Er behauptet so gar, daß Johann Huß auf dem Concilio zu Costnitz unschuldig sey verbrannt worden, und daß er alle seine Artikel, die man verdammt habe, als rechtgläubig vertheidigen wolle. Doch auch hieran ließ er sich nicht einmal begnügen, sondern verbrannte noch in Wittenberg alle Bücher des kanonischen Rechts, so viel er deren daselbst auftreiben konnte, weil sie, nach seinem Vorgeben, die christliche Frömmigkeit verdorben hätten, und also bey Seite geschaft werden müßten. Nachdem sich das Gerüchte hiervon durch ganz Deutschland ausgebreitet, sind die Gemüther der Deutschen auf eine so unbeschreibliche Art wider den apostolischen Stuhl erbittert worden, daß wenn

der Pabst nicht die Klugheit, oder der Kayser nicht das Glück hat, mit einer allgemeinen Kirchenversammlung, dem Uebel abzuhelffen, nur allzusehr zu besorgen steht, dieses Unheil werde noch so weit um sich greiffen, daß zuletzt ganz und gar kein Mittel darwieder vorhanden seyn wird. — — So viel habe ich dir vorjezt melden wollen. Nimm es geneigt auf, und lebe wohl. Brüssel, den 31 August. 1520.

Zweyter Brief

des Alphonsus Valdesius an den Peter Martyr.

Den Ursprung der Lutherischen Sekte, und ihren Fortgang bis auf den heutigen Tag, habe ich dir aus Brüssel geschrieben. Vernimm nunmehr, was darauf gefolgt ist. Nachdem der Kayser in diese Stadt Worms, die Churfürsten des römischen Reichs und alle Stände zusammen berufen, hat er vor allen Dingen Luthers Sache vorzunehmen verlangt, damit durch das Ansehen des ganzen Reichs, der Unsinn dieses Mannes endlich gebändiget, und andre ihm beyzutreten abgehalten würden. Ob er dieses nun schon sehr eifrig getrieben, so hat er doch nichts weiter erlangen können, als daß Luther, unter kayserlichem sichern[1] Geleite nach Worms geruffen und vorher gehört würde, ehe man etwas wider ihn beschliessen wolle. Sie behaupteten alle, daß es unbillig seyn würde, ihn unverhört zu verdammen, und daß es der Würde und Frömmigkeit des Kaysers zukomme, wenn Luther seine Irrthümer wiederruffe, das übrige, was er sonst, so gelehrt als christlich, geschrieben habe, zu untersuchen, und Deutschland von den Unterdrückungen und Beschwerden des päbstlichen Stuhles zu befreyen. Da der Kayser sah,[2] daß er nichts weiter erlangen könne, so ließ er Luthern unter seinem sichern Geleite kommen, der sich auch vor ihm und allen Ständen des Reichs stellte. Er ward gefragt: ob er sich zu den Büchern, die hier und da unter seinem Namen herum gingen, bekenne, und ob er das, was er darinne geschrieben habe, wiederrufen wolle, oder nicht? Er antwortete: er bekenne sich zu allen diesen Büchern; (deren Titel ihm auf sein Begehren vorgelesen wurden) und wolle es[3] weder

[1] sicherm [1754 ab] [2] sahe, [1754] [3] er [1754 bc. 1784]

jezt noch jemals leugnen, daß er Verfasser davon sey. Was aber den zweyten Punkt der an ihn geschehenen Frage anbelangte, ob er nehmlich das was er geschrieben habe wiederrufen wolle, so bat er, der Kayser möge ihm Bedenkzeit lassen, die ihm auch der Kayser bis auf den folgenden Tag verstattete. An diesem nun, wurde Martinus Lutherus abermals vor den Kayser, die Churfürsten und alle Reichsstände gefordert, und man verlangte von ihm, daß er auf den zweyten Theil der gestrigen Frage antworten solle. Hierauf hielt er eine lange und weitläuftige Rede, Theils in lateinischer, Theils in deutscher Sprache, und beschloß endlich damit, daß er nichts, was in seinen Büchern enthalten sey, wiederrufen könne, wenn man ihm nicht aus der Lehre des Evangelii und aus dem alten oder neuen Testamente zeigen könne, daß er geirret und gottlose Sachen vorgetragen habe. Und als man aufs neue in ihn drang, daß er, alles andre bey Seite gesetzt, entweder mit Ja oder Nein antworten möge, ob er bey den Lehrsätzen und Anordnungen der Kirchenversammlungen bleiben wolle; so antwortete er: er wolle nichts wiederrufen, und könne auch bey den Lehrsätzen der Kirchenversammlungen nicht bleiben, weil die Kirchenversammlungen sich manchmal selbst[1] wiedersprochen hätten. Der Kayser befahl ihm hierauf abzutreten, und ließ die Versammlung auf diesen Tag auseinander. Den Tag darauf,[2] ließ er die Churfürsten zu sich kommen, und legte ihnen eine von seiner eignen Hand aufgesetzte Schrift vor, in der er ihnen, was nunmehr zu thun sey, erklärte, und sie insgesamt seiner Meinung beyzutreten bat, daß man nehmlich geschärfte Befehle wider Luthern und die Lutheraner, ergehen, und die Bücher dieses unsinnigen Mannes verbrennen lassen wolle. Die Reichsstände aber, deren einige Luthers Gift eingesogen hatten, andre aber Luthern nicht eher verdammt wissen wollten, als bis die Deutschen erst von den Unterdrückungen und Beschwerden des römischen Hofes befreyt wären, lagen dem Kayser mit inständigen Bitten an, daß man Luthern wenigstens ins geheim ermahnen möge, dasjenige, was er wider die Kirche ge-

[1] selbst [fehlt 1754 bc. 1784]   [2] drauf, [1754 a]

schrieben habe, zu widerrufen. Als ihnen der Kayser dieses erlaubt, und sie ganzer drey Tage den verstockten Luther, aber umsonst, ermahnt hatten, sahen sie wohl, daß sie nichts ausrichten würden, und unterschrieben also das Kayserliche Decret. Als dieses geschehen war, wollte der Kayser gleichwohl nicht wider das Luthern ertheilte sichre Geleite handeln, sondern ließ ihn durch ein öffentliches Instrument erinnern, *daß er sich den folgenden Tag sogleich aus der Stadt Worms, und innerhalb zwanzig Tagen in einen sichern Ort begeben solle.* Luther gehorchte, und der Kayser ließ nunmehr, in seinem, in der Churfürsten, und aller Reichsstände Namen, nicht nur ein sehr scharfes Edikt wider Luthern und seine Anhänger ergehen, sondern ließ auch seine Schriften, so viel man deren hier finden konnte, mit grossem Gepränge verbrennen, welches er auch in den übrigen Städten Deutschlands zu thun befahl. Hier hast du also von dieser Tragödie, wie einige wollen, das Ende; so wie ich aber ganz gewiß überzeugt bin, nicht das Ende, sondern den Anfang. Denn ich sehe, daß die Deutschen wider den päbstlichen Stuhl allzu erbittert sind, und glaube nicht, daß die Befehle des Kaysers bey ihnen[1] von grossem Nachdrucke seyn werden, weil man, auch nach Ergehung derselben, Luthers Bücher hin und wieder frey und ungestraft verkauft. Du kanst daher leicht muthmassen, was vollends in Abwesenheit des Kaysers geschehen wird. Diesem Uebel hätte, zum größten Nutzen der Christenheit, ganz leicht können gesteuert werden, wenn der Pabst gegen eine allgemeine Kirchenversammlung nicht so abgeneigt wäre, und die öffentliche Wohlfahrt seinen besondern Vortheilen vorzöge. Allein, da er sein Recht auf das hartnäckigste vertheidiget, da er nichts anhören, sondern bloß, vielleicht aus einem heiligen Affecte, Luthern verdammt und verbrannt wissen will, so sehe ich zum voraus, daß die ganze christliche Republik zu Grunde gehen wird, wann sich Gott nicht selbst unsrer annimmt. Lebe wohl. Worms, den 15. May 1521.

* * *

Ich bin so weit entfernt diesen Briefen eine Lobrede zu halten, und mich zu ihrem unbedingten[2] Vertheidiger aufzuwerfen, daß ich es

[1] bey ihm [1754. 1784]   [2] ungedingten [1754. 1784]

vielmehr ganz gerne einräumen werde, wenn man hier und da einige kleine Falschheiten darinne entdecken sollte. Ich habe sie eigentlich aus keiner andern Ursache angeführt und mitgetheilt, als wegen der Stelle, die ich Herrn[1] D. Kraft daraus entgegen setze, und aus welcher er wenigstens so viel ersehen wird, daß Cochläus den unserm Luther vorgeworfnen Neid, nicht, wie man zu reden pflegt, aus den Fingern gesogen habe, sondern dabey ohne Zweifel dem Gerüchte gefolgt sey.

Indem ich aber leugne, daß dieser geschworne Feind[2] des grossen Reformators der Erfinder gedachter Beschuldigung sey, so will ich sie doch deßwegen für nichts weniger als für wahr halten. Sie hat zu wenig Wahrscheinlichkeit, wenn man sie mit Luthers uneigennützigem und großmüthigen Charakter vergleicht. Er, der durch seine[3] Glaubensverbesserung nichts irrdisches für sich selbst zu gewinnen suchte, sollte den die Gewinnsucht, oder welches auf eins hinaus kömmt, der Neid über den Gewinn eines andern, dazu angetrieben haben?

Eine Betrachtung aber wird man mir erlauben. — — Ich sehe nicht, was unsre Gegner gewinnen würden, wann es auch wahr wäre, daß Luthern der Neid angetrieben habe, und wann auch sonst alles wahr wäre, was sie zur Verkleinerung dieses Helden vorbringen. Wir sind einfältig genug, und lassen uns fast immer mit ihnen in die heftigsten Streitigkeiten darüber ein; wir untersuchen, vertheidigen, widerlegen, und geben uns die undankbarste Mühe; oft sind wir glücklich, und öfters auch nicht, denn das ist unstreitig, daß es leichter ist, tausend Beschuldigungen zu erdenken, als eine einzige so zu Schanden zu machen, daß auch nicht der geringste Verdacht mehr übrig bleibe. Wie wäre es also, wenn man dieses ganze Feld, welches so vielen Kampf zu erhalten kostet, und uns doch nicht das geringste einbringt, endlich aufgäbe? Genug, daß durch die Reformation unendlich viel gutes ist gestiftet worden, welches die Katholiken selbst nicht ganz und gar leugnen; genug, daß wir in dem Genusse ihrer Früchte sitzen; genug, daß wir diese der Vorsehung des Himmels zu danken haben. Was gehen uns allenfalls die Werkzeuge an, die Gott dazu gebraucht hat? Er wehlt überhaupt fast immer nicht die untadelhaftesten, sondern die bequemsten. Mag doch also die Reformation den Neid zur Quelle haben; wollte nur Gott, daß jeder Neid eben so glückliche Folgen

[1] dem Herrn [1754] [2] Feinde [1754 ab] [3] eine [1754 bc. 1784]

hätte! Der Ausgang der Kinder Israel aus Aegypten ward durch einen Todschlag, und man mag sagen was man will, durch einen strafbaren Todschlag veranlaßt; ist er aber deßwegen weniger ein Werk Gottes und weniger ein Wunder?

Ich weis wohl, daß es auch eine Art von Dankbarkeit gegen die Werkzeuge, wodurch unser Glück ist befördert worden, giebt; allein, ich weis auch, daß diese Dankbarkeit, wenn man sie übertreibt, zu einer Idolatrie wird. Man bleibt mit seiner Erkenntlichkeit an der nächsten Ursach kleben, und geht wenig oder gar nicht auf die erste zurück, die allein die wahre ist. Billig bleibt Luthers Andenken bey uns in Seegen; allein die Verehrung so weit treiben, daß man auch nicht den geringsten Fehler auf ihn will haften lassen, als ob Gott das, was er durch ihn verrichtet hat, sonst nicht würde durch ihn haben verrichten können, heißt meinem Urtheile nach, viel zu ausschweifend seyn. Ein neuer Schriftsteller hatte vor einiger Zeit einen witzigen Einfall; er sagte, die Reformation sey in Deutschland ein Werk des Eigennutzes, in England ein Werk der Liebe, und in dem liederreichen Frankreich das Werk eines Gassenhauers gewesen. Man hat sich viel Mühe gegeben, diesen Einfall zu widerlegen; als ob ein Einfall widerlegt werden könnte? Man kann ihn nicht anders widerlegen, als wenn man ihm den Witz nimmt, und das ist hier nicht möglich. Er bleibt witzig, er mag nun wahr oder falsch seyn. Allein ihm sein Gift zu nehmen, wenn er anders welches hat, hätte man ihn nur so ausdrücken dürfen: in Deutschland hat die ewige Weisheit, welche alles zu ihrem Zwecke zu lenken weis, die Reformation durch den Eigennutz, in England durch die Liebe, und in Frankreich durch ein Lied gewirkt. Auf diese Art wäre aus dem Tadel der[1] Menschen, ein Lob des Höchsten geworden! Doch wie schwer gehen die Sterblichen an dieses, wann sie ihr eignes nicht damit verbinden können.

Ich komme auf meine Briefe wieder zurück. Ich glaube,[2] sie verdienen auch schon deswegen einige Achtung, weil sich Valdesius über die Fehler des Pabsts sehr frey darinne erklärt, und genugsam zeigt, daß er das damalige Verderben der Kirche eingesehen habe. Endlich können sie auch noch diesen zufälligen Nutzen haben, daß sich künftig unsre Theologen ein wenig genauer erkundigen, ehe sie den

[1] des [1754 c. 1784] [2] glaubte, [1754 c. 1784]

zuversichtlichen Ausspruch wagen: dieses und jenes hat der und der zuerst ausgeheckt.

Noch erinnere ich mich, was der Pabst Leo, nach dem Berichte des Herrn von Seckendorfs, bey dem Anfange der Reformation soll gesagt haben: der Bruder Martin hat einen guten Kopf; es ist nur eine Mönchszänkerey. Liegt in dem Worte Mönchszänkerey nicht fast eben die Beschuldigung der Mißgunst, die unter den verschiedenen[1] Ordensleuten herrschte; und hätte Herr[2] D. Kraft auch nicht diesen kleinen Ausspruch in Betrachtung ziehen sollen? — — Doch genug hiervon.

[1] verschiednen [1754 ab] [2] der Herr [1754]

Zergliederung der Schönheit,

die schwankenden Begriffe von dem Geschmack festzusetzen,

geschrieben von Wilhelm Hogarth.

aus dem Englischen übersetzt von C. Mylius.

Verbesserter und vermehrter Abdruck.

Mit Königl. Pohlnischen und Churfürstl. Sächsischen Privilegien.

Berlin und Potsdam, bey Christian Friederich Voß. 1754.[1]

Vorbericht zu diesem neuen Abdrucke.

Die Begierde, das Hogarthsche System von der körperlichen Schönheit allen denen unter uns, wo möglich, in die Hände zu liefern, welche in ihren Künsten oder Wissenschaften ein neues Licht daraus borgen können, und durch diese weitere Bekanntmachung desselben, die gute Absicht befördern zu helfen, welche Hr. Mylius bey seiner Uebersetzung, wahrscheinlicher Weise, für seine Landsleute gehabt hat; diese Begierde, sag ich, ist die vornehmste, ja die einzige Ursache dieses neuen Abdrucks. Der Preis der ersten Ausgabe war ein Preis, welcher die reichere Gegend, wo sie besorgt worden, zu verrathen schien, und mit dem Vermögen unsrer Künstler, noch mehr aber unsrer Gelehrten, dasjenige Verhältniß nicht hatte, welches er haben konnte. Man hat ihn daher bey dieser neuen Ausgabe so verringert, daß der Verdacht einer neidischen Gewinnsucht, hoffentlich, von selbst wegfallen wird.

Da die Liebhaber dieses Werk nunmehr wohlfeiler bekommen, so könnte es leicht seyn, daß sie es auch schlechter bekämen. Doch man schmeichelt sich gleich des Gegentheils.

Was die Kupfer anbelangt, auf die man, ohne Zweifel, den ersten Blick werfen wird, so muß es der Augenschein lehren, daß sie so glück=

---

[1] [14 unpaginierte Blätter, VIII und 112 Seiten in groß 4°, dazu 2 Tafeln Kupferstiche; nach dem Meßkatalog zur Ostermesse 1754, nach der Anzeige in der „Berlinischen Zeitung" vom 13. August 1754 aber erst in diesem Monat erschienen. Die erste Ausgabe kam zu „LONDON. Bey Andreas Linde, J. K. H. der verwittweten Prinzessin von Wallis, Buchhändler, und in Hannover bey J. W. Schmidt. 1754." in groß 4° mit zwei Tafeln Kupferstiche heraus.]

lich nachgestochen worden, daß, um mich eines Ausdrucks des Hrn. Hogarths zu bedienen, die überschliffene Brille eines sogenannten Kenners dazu gehört, etwas darinne zu entdecken, was sie, zum Nachtheile des Ganzen, weiter unter die Originale setzen könnte, als sie, vermöge der Natur einer Copie, zu setzen sind.

Was ferner die Schrift selbst betrift, so glaubt man dieser sogar einige Vorzüge gegeben zu haben. Vornehmlich hat man ihr in Ansehung der deutschen Schreibart verschiedene Flecken abgewischt, die zwar für sich klein, aber doch anstößig genug waren. Dem Hrn. Hogarth war es nicht zu verdenken, daß er, als ein Mahler, die Feder weniger geschickt zu führen wußte, als den Pinsel; daß er sich oft in dem Ausdrucke verwirrte; daß er die Worte, weil er ihre wahre Kraft nicht kannte, unnöthig häufte, und die Perioden so unordentlich untereinander lauffen ließ, als ordentlich seine Begriffe auf einander folgten. Allein dem Hrn. Mylius muß man es beynahe ein wenig verargen, wenn er ein Wort für das andre genommen, oder, durch die allzuofte Wiederhohlung eben desselben Worts, den Leser wegen des Verstandes in Zweifel gelassen hat, der ihm selbst, in Betrachtung der authentischen Erklärungen des Verfassers, nicht zweifelhaft seyn konnte. Wenn zum Exempel (auf der 57 Seite der Londoner deutschen Ausgabe) Hr. Hogarth sagt, das Herz sey in dem Menschen eine Art des ersten Grundes der Bewegung, und Hr. Mylius druckt es durch eine Art des ersten Bewegungsgrundes aus, so ist dieses ohnstreitig eine kleine Nachläßigkeit, die sich schwerlich mit seinem übersetzerischen Eigensinne entschuldigen läßt. Von dieser Art sind die Unrichtigkeiten fast alle, denen ich abzuhelfen gesucht habe, und sie haben es auch seyn müssen, indem ich mich ohne Vergleichung der Grundschrift daran zu wagen hatte. Ich setze aber voraus, daß mir diese wenig würde genutzt haben, weil ich an der eigentlichen Treue der Uebersetzung zu zweifeln, eben keinen Grund finde.

Ausser diesen leichten Veränderungen, durch die gleichwohl die Schreibart nicht schöner hat werden können, wird man zum Schlusse auch eine kleine Vermehrung antreffen. Diese besteht in den übersetzten Briefen des Hrn. Rouquets,[1] deren Hr. Mylius in seiner

[1] [Briefe des Herrn Rouquet an einen seiner Freunde in Paris; worin er ihm die Kupferstiche des Herrn Hogarths erklärt. S. 93 bis 111 der Lessingischen Ausgabe.]

Vorrede gedenkt. Sie waren bey der Hand, und ich hofte, daß sie dem Leser um so viel angenehmer seyn würden, je schwerer man sich aus den blossen Ueberschriften einen Begrif davon machen kan. Diese Schwierigkeit ist durch die Verdeutschung, welche Hr. Mylius von diesen Ueberschriften gemacht hat, eher vermehrt als vermindert worden. Er übersetzt zum Exempel Harlot's Progress durch Hurenglück, und hat nicht überlegt, daß dieses ein proverbialischer Ausdruck ist, welcher etwas ganz anders, ja gar das Gegentheil von dem denken läßt, was man in der Rouquetschen Erklärung finden wird.

Ich bin nicht in Abrede, daß ein Herausgeber an diesem Hogarthschen Werke nicht noch mehr hätte thun können; auch sogar in Ansehung des Innhalts selbst. Allein er hätte mehr Geschicklichkeit besitzen müssen, als ich mir deren zutraue. Ich will mich gleich erklären.

Hr. Hogarth zeiget, daß alle körperliche Schönheit in der geschickten und mannichfaltigen Anwendung der Wellenlinie liege, und der schwankende Geschmak ist glücklich durch diese Entdeckung auf etwas gewisses eingeschränkt. Ich sage eingeschränkt, aber festgesetzt noch nicht. Man betrachte einmal die Reihe verschiedner Wellenlinien, welche er oben auf der ersten Kupfertafel vorstellig macht. Eine jede derselben hat einen Grad von Schönheit: doch nur eine verdient den Namen der eigentlichen Schönheitslinie; diejenige nehmlich welche weder zu wenig, noch zu sehr gebogen ist. Allein welche ist dieses? Hr. Hogarth bestimmt sie nicht, und da er sie nicht bestimmt, so ist es gewiß, daß er die Streitigkeiten des Geschmacks nur auf einige Schritte weiter hinaus schiebt, besonders, wenn es auf das wenigere oder mehrere in der Schönheit ankömmt. Wann es aber unmöglich seyn sollte, wie ich es beynahe selbst dafür halte, die eigentliche Mitte anzugeben, in welcher die Linie weder zu platt noch zu gekrümmt ist: so sollte ich doch meinen, daß es wenigstens möglich sey, die äussern Grenzen anzugeben, jenseits welcher sie den Namen der eigentlichen Schönheitslinie verlieren müsse. Doch auch dieses läßt unser Verfasser unausgemacht.

Zwar seine Entschuldigung ist nicht weit herzuhohlen. Er sahe es vielleicht ein, daß in dieser Untersuchung ohne Hülfe der höhern Mathematik nicht fortzukommen sey, und daß weitläuftige und schwere Berechnungen sein Werk wohl gründlicher, aber nicht brauchbarer

machen könnten. Er ließ also seinen Faden, als ein Künstler, da fahren, wo ich wollte, daß ihn ein philosophischer Meßkünstler ergreiffen und weiter führen möchte.

Die ganze Sache würde, ohne Zweifel, auf die Berechnung der punctorum flexus contrarii ankommen, doch so, daß man die metaphysischen Gründe der Schönheit niemals dabey aus den Augen lassen müßte. Die Vollkommenheit bestehet in der Uebereinstimmung des Mannichfaltigen, und alsdann wenn die Uebereinstimmung leicht zu fassen ist, nennen wir die Vollkommenheit Schönheit. Der Berechner müßte also vornehmlich darauf denken, an der eigentlichen Schönheitslinie solche Eigenschaften zu finden, von welchen man sagen könnte, daß sie geschwinder und leichter zu begreifen wären, als die Eigenschaften der übrigen Linien dieser Art. Und nur dieses glaube ich, könnte einen Philosophen in Ansehung der Ursache befriedigen, warum diese Linie eine so angenehme Gewalt über unsre Empfindungen habe.

Vielleicht würde, unter den verstorbnen Gelehrten, der Hr. Parent, auf eine vorzügliche Art, zu dieser analytischen Untersuchung geschickt gewesen seyn. Ich muß es mit wenigen noch entdecken, warum ich eben auf diesen falle. Ich fand, daß Hr. Maty in seinem Journal Britannique, und zwar in den Monaten November und December des vorigen Jahres, bey Gelegenheit der Bekanntmachung des Hogarthschen Werks, durch eine kleine Note mit einfliessen lassen, es habe schon vor unserm Engländer der Hr. Parent ein ähnliches System gehabt. Er beruft sich deßwegen auf desselben dritten Theil physischer und mathematischer Untersuchungen, wie auch auf das Jour. des Sav. vom Jahre 1700. wo eine Abhandlung über die Natur der körperlichen Schönheit von ihm eingerückt sey. Ich habe nur die letztre nachzusehen Gelegenheit gehabt, und ich gestehe es, daß ich über die Aehnlichkeit der Hogarthschen und Parentschen Gedanken beynahe erstaunt bin. Gleich Anfangs beweiset Parent, daß die Schönheit nicht in solchen Verhältnissen der Theile bestehen könne, welche auch Hr. Hogarth, besonders an dem Dürer und Lamozzo, verwirft. Er zeiget hierauf, daß sie auch nicht auf die blosse Mannichfaltigkeit der Theile ankomme, ob diese gleich oft gefalle; und eben dieses behauptet auch Hr. Hogarth. Doch bis hierher würde diese Uebereinstimmung noch nichts sagen wollen,

wann sie sich nur nicht bis auf die Hauptsache erstreckte. Parent geht weiter und untersucht die Formen, welche keine Schönheit haben, und findet, daß es diejenigen sind, welche aus vielen weit herausragenden oder weit hineinstehenden Winkeln, mit vielen geraden Linien untermischt, zusammengesetzt sind. Die schönen Figuren hingegen, lehrt er, vollkommen wie Hr. Hogarth, bestünden aus schönen Krümmungen, die aus sanften Convexitäten, Concavitäten, und Inflexionen erzeugt würden. Was fehlt also hier mehr, als diesen Krümmungen willkührliche Namen zu geben, und ihre Verhältnisse untereinander etwas weitläuftiger zu untersuchen? Doch vielleicht hat Hr. Parent auch dieses in seinen Werken gethan, die ich nicht habe zu Rathe ziehen können, wenigstens läßt mich es der Schluß gedachter Abhandlung vermuthen. Es wäre nunmehr noch übrig, sagt er, daß ich die verschiednen krummen Figuren untersuchte, welche mehr oder weniger Schönheit haben, und diejenige davon bestimmte, welche die allermeiste Schönheit hat; endlich auch, daß ich ausmachte, woher die Herrschaft komme, welche diese Arten von Figuren über die Einbildung, nicht allein der Menschen, sondern auch andrer Thiere haben: doch dieses verdient eine besondere Untersuchung, die ich an einen andern Ort verspare.

Man sieht leicht, daß es eben die Untersuchung seyn würde, von der ich oben gewünscht habe, daß man sie noch anstellen möchte, wenn man sie, mir unwissend, nicht schon angestellt hat.

Geheiligte Andachts-Uebungen

in Betrachtung, Gebet, Lobpreisung und Herzens-Gesprächen,

Von der gottseligen und sinnreichen Frau Rowe.

Auf ihre Ansuchung übersehen und heraus gegeben von

Isaac Watts, Th. D.

nach der 5ten Ausgabe aus dem Englischen übersetzt,

Nebst beygefügtem sehr merkwürdigem Lebens-Laufe,

vielen Gedichten und andern Herzens-Gesprächen

dieser berühmten Dichterin,

aus ihren vermischten Werken;

Wie auch einem Anhange poetischer Stücke von

Milton, Dryden, Prior, Addison, Pope, Watts, Young

und andern.

Mit Königl. Pohln. und Churfürstl. Sächs. allergn. Freyheit.

Erfurt, verlegts Joh. Heinrich Nonnens sel. Wittbe. 1754.[1]

---

[1] [7 unpaginierte Blätter, 72 und 304 Seiten 8°, mit einem Titelkupfer; zur Michaelismesse 1754 erschienen. Eigne Anmerkungen fügte der Übersetzer nicht bei. Nach einer Angabe bei Meusel, „Das Gelehrte Teutschland“, Bd. VIII, S. 416, übertrug Lessing nur den Anfang des Buches, den Rest Christian Felix Weiße. Doch stimmt dazu der „Vorbericht des Uebersetzers“ nicht recht. Derselbe scheint überhaupt von keinem auch sonst dichterisch thätigen Schriftsteller herzurühren; von Lessing ist er jedenfalls nicht verfaßt. Auch die Übersetzung weist keine deutlichen Spuren Lessingischen Stiles auf; doch läßt sich daraus wenig Bestimmtes schließen, da Lessings Fortsetzer sie wieder verwischt haben kann. Vermutlich bezieht sich, wie schon Redlich bemerkt, auf diese „Andachts-Uebungen“ auch das, was Karl G. Lessing in „G. E. Lessings Leben“, Teil I, S. 198 f. (Berlin 1793) von der Übersetzung der „Ernsthaften Ermunterung“ von Law sagt. Denn diese hat Lessing allem Anscheine nach vollständig und nicht, wie sein Bruder berichtet, nur bis zum vierten oder fünften Bogen verfaßt (vgl. auch Band VII dieser Ausgabe). Von der Erfurter Ausgabe der „Andachts-Uebungen“ erschien übrigens sogleich ein Nachdruck zu „Frankfurt und Leipzig, 1754“ (8 unpaginierte Blätter, 88 und 328 Seiten 8°). Außerdem ist mir noch eine „Dritte, von neuem übersehene und verbesserte Auflage“ der Übersetzung mit fast gleichem Titel von „Bern, in Verlag Fridrich Zeenders. Biel, gedruckt bey J. Christoph Heilmann. 1756“ bekannt (X, 84 und 330 Seiten 8° und 3 Blätter Register).]

Aus:
Berlinische privilegirte Zeitung.

1754.[1]

Noch[2] können wir von Königsberg melden, daß die deutsche Gesellschaft daselbst den 21. Nov. vorigen Jahres ihren Stiftungstag gefeyert, und bey dieser Gelegenheit der Herr M. Pantke der erneuerten Gedächtnißfeyer der 1741 geschehenen, Schlesischen Erblandeshuldigung eine Ode gewidmet hat. Sie besteht aus 40 zehnzeiligen dactylischen Strophen, und ist auf 2 Bogen in 4to gedruckt. Horaz macht seine längsten Oden noch nicht von hundert Zeilen, und es scheinet uns wenigstens ein Pindar dazu zu gehören, das wahre Odenfeuer länger auszuhalten. Das Lob des Königs ist der eigentliche Gegenstand des Herrn Pantke. Auf eine andere Art lobt ein Panegyrist; auf eine andere Art der Dichter. Jener erzehlt und begnügt sich seine Erzehlung mit den Bluhmen einer staatsklugen Moral auszuschmücken. Dieser erzehlt gar nicht; desto häufiger aber bedient er sich der Anspielungen auf Begebenheiten; er lobt selten gerade heraus; er schmeichelt nur im Vorbeygehen; er hält sich nicht sklavisch an seinen Gegenstand; er scheint ihn oft aus den Augen zu verlieren, und hat ihn, ehe man sichs vermuthet, wieder vor sich = = = So viel ist gewiß, daß wenige seyn werden, welche die Ode des Hn. Pantke nicht mit Vergnügen lesen sollten.

Die Schicksale[3] der Seelen nach dem Tode. Ein philosophisches Lehrgedicht von Michael Conrad Curtius. Hannover bey Richter. 1754. auf 3 Bogen in 8vo. Herr Curtius hat sich schon durch seine Abhandlung von der Metapher, und

[1] [Berlin, bei Christian Friedrich Voß. 157 Stücke zu je 2 Blättern 4°. Der Jahrgang wurde im 1. Stück (Dienstag, den 1. Januarii 1754) durch eine Ode von Lessing eröffnet; vgl. Bd. I, S. 146 f.]

[2] [4. Stück. Dienstag, den 8. Januar 1754. Unmittelbar voraus geht die Anzeige eines in Königsberg verlegten Werkes, deren Inhalt und Form wenigstens nicht ein zweifellos Lessingisches Gepräge aufweist.]

[3] [5. Stück. Donnerstag, den 10. Januar 1754.]

durch seine Uebersetzung der aristotelischen Dichtkunst als einen Mann gezeigt, der die Regeln der schönen und witzigen Denkungsart critisch zu beurtheilen fähig ist. Hier aber zeigt er sich als einen solchen, dem es auch nicht schwer fällt, sie auszuüben. Der Vorwurf seiner Muse ist der poetischen Ausschmückungen ungemein fähig. Er ist das rechte Feld der Einbildung, der Muthmassungen und Phantasie. Wer hier trocken bleibt, wird es überall bleiben. Sein Lehrgedichte bestehet aus drey Büchern, welche zusammen 520 Verse betragen. In dem ersten Buche beweiset er nach den gewöhnlichen Eingängen der Anrufung und des Inhalts, daß die Seele nicht materiell sey, und daß ihre Schöpfung nicht bloß auf Erden und in der Zeit ihr Ziel erreiche. Im Vorbeygehen berührt er die drey bekannten Systeme der Verbindung des Leibes und der Seele, wo wir aber bey Gelegenheit des Leibnitzischen, ein anderes Gleichniß als das von den Uhren gewünscht hätten, weil dieses unmöglich mehr neu, und also auch nicht poetisch schön seyn kan. Das zweyte Buch lehret, daß die Seele nach der Trennung von ihrem Leibe, weder in einen Schlaf verfalle, wie Heyn behauptet, noch nach den Träumereyen des Pythagoras durch Körper der Thiere walle, bis sie endlich in einen menschlichen wieder zurück komme; sondern daß sie mit dem völligen Bewußtseyn ihres gegenwärtigen und vorigen Zustandes unsterblich bleibe, und vielleicht in einen glücklichern Planeten zu wohnen komme, wo sie die Werke Gottes tiefer, und also ihn selbst näher werde kennen lernen. Das dritte Buch beschäftiget sich mit den Seelen der Thiere, welche, nach seiner Meinung, eine Erhöhung zu der denkenden Vernunft zu gewarten haben.

Gewiß ist: Gott läßt kein Geschöpf auf niedern Stufen ewig stehn:
Erhöhung ist der Zweck der Schöpfung; Gott schuf das Thier und wirds erhöhn.
Gott dem der Christen Herz sich weiht, dem sich das Knie der Heiden beuget,
Den auch der Thiere Mund erhebt, den sich der Wurm anbetend neiget,
Wie herrlich wird dein Lob einst werden, wann es von so viel Lippen klingt,
Und jeder Geist und jede Seele nur dich und deine Wunder singt.

Wie man sieht, so hat der Dichter ein ziemlich langes Syllbenmaaß er-

wehlt; und dieses hat zwar die Bequemlichkeit, daß es weniger bindet; zugleich aber auch die Unbequemlichkeit, daß es oft Gelegenheit giebt, die Gedanken allzusehr zu dehnen, die in einem Lehrgedichte nicht gepresst genug seyn können. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 2 Gr.

Das neue Testament[1] zum Wachsthume in der Gnade und der Erkenntniß des Herrn Jesu Christi, nach dem revidirten Grundtexte übersetzt und mit dienlichen Anmerkungen begleitet von D. Johann Albrecht Bengel. Stuttgardt bey Metzler 1753. in 8vo 2 Alph. 18 Bogen. Die Verdienste, welche man dem Herrn D. Bengel sowohl um den griechischen Grundtext der Bücher des Neuen Bundes, als um die Vulgata unmöglich absprechen kan, müssen für diese seine neue Arbeit sogleich das beste Vorurtheil erwecken. So sehr man sonst, vielleicht aus einem übertriebnen Eyfer für die Ehre des sel. Luthers, wider alle neue Uebersetzungen der Schrift war; so sehr scheint jetzt dieser Eyfer abzunehmen, jetzt da es unter unsern Gottesgelehrten fast zu einer Modebeschäftigung werden will, eine über die andere zu liefern. Unterdessen wollen wir keiner ihren Nutzen absprechen, vielweniger aber der Bengischen, welche die Genauigkeit und die beygefügten kurzen Anmerkungen schätzbar machen. Diese haben besonders die Absicht, die Aehnlichkeit mit dem Originale zu ergänzen, und die Uebersetzung vornehmlich an denjenigen Stellen zu rechtfertigen, wo sie vielleicht am meisten befremden könnte. In der Vorrede führt der Herr Verfasser neun Regeln an, die er besonders bey dem Uebersetzen selbst beobachtet hat, und welche genugsam zeigen, mit was für Vorsicht und Sorgfalt er damit zu Werke gegangen sey. Er scheuet sich übrigens nicht im Vorbeygehen zu bekennen, daß diejenigen, welche das alte Testament vor die Hand nehmen, sehr dünne gesäet, und also desto höher zu schätzen wären. Dieses Geständniß wird bey jedem Rechtschafnen den Wunsch erwecken, einem so nachtheiligen Mangel je eher je lieber abgeholfen zu sehen. Sollte man aber vielleicht nicht glauben, daß das traurige Schicksal des Wertheimischen Uebersetzers, welches die Nachwelt noch zeitig genug für allzu hart erkennen wird, manchen fähigen Kopf schon abgeschreckt habe, und noch so lange

[1] [6. Stück. Sonnabend, den 12. Januar 1754.]

abschrecken werde, als man gebilligte Vorurtheile für Wahrheit halten wird? Kostet in den Voßischen Buchläden 1 Thlr. 12 Gr.

Ein *Vade mecum*[1] für den Herrn Sam. Gotth. Lange, Pastor in Laublingen, in diesem Taschenformate ausgefertiget von G. E. Lessing. Berlin 1754. auf 4 Bogen in 12mo. Wenn es wahr ist, daß die Werke des Horaz eine Hauptquelle des Geschmacks sind, und daß man nur aus seinen Oden, was Oden sind, lernen kan; wenn es wahr ist, daß man gegen die deutschen Uebersetzungen aller Klaßischen Schriftsteller überhaupt, nicht scharf genug seyn kan, weil sie die vornehmsten Verführer sind, daß sich die Jugend die Originale nur obenhin zu verstehen begnügen läßt; wenn es wahr ist, daß die Fehler solcher Männer, die ohne eine tiefe critische Kenntniß der alten Dichter, würdige Nachahmer derselben heissen wollen, ansteckender als andrer sind: so wird man hoffentlich die kleine Streitigkeit, die man dem Hrn. Pastor Lange wegen seines verdeutschten Horaz erregt hat, nicht unter die allergeringschätzigsten, sondern wenigstens unter diejenigen Kleinigkeiten rechnen, die nach dem Ausspruche des Horaz ernsthafte Folgen haben; hae nugae seria ducent. Herr Lange hätte nichts unglücklichers für sich thun können, als daß er auf die Leßingsche Critik mit so vielem Lermen geantwortet hat. Wann er sich dieselbe in der Stille zu Nutze gemacht hätte, so würden vielleicht noch manche in den Gedanken geblieben seyn, daß die darinne getadelten Stellen die einzigen tadelswürdigen wären. Aus diesen Gedanken aber, werden hoffentlich auch seine geschworensten Freunde durch dieses Vade mecum gebracht werden, welches seinen Namen aus der abgeschmackten Langenschen Spötterey über das unschuldige Format der Leßingschen Schriften erhalten hat. Der Verfasser zeigt ihm darinne unwidersprechlich, daß er weder Kenntniß der Sprache noch Critik, weder Alterthümer noch Geschichtskunde, weder Wissenschaft der Erde noch des Himmels, kurz, keine einzige von den Eigenschaften besitze, die zu einem Uebersetzer des Horaz erfordert werden. Wir würden einige kleine Proben davon anführen, wenn es nicht beynahe zuviel wäre, daß der Herr Pastor seine Beschämung an mehr als einem Orte finden sollte. Kostet in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 4 Gr.

[1] [8. Stück. Donnerstag, den 17. Januar 1754.]

Physikalische Belustigungen.[1] Einundzwanzigstes Stück. Berlin bey Chr. Fr. Voß. 1753. Mit diesem Stücke nimmt also der dritte Band glücklich seinen Anfang. Da ihr wahrer Herausgeber, der Herr Mylius, jetzt auf seiner bekannten physikalischen Reise begriffen ist, so hat der Herr Prof. Kästner es über sich genommen, in einer kurzen Vorrede die Leser zu versichern, daß man sich bemühen werde, diese periodische Schrift in einer ununterbrochenen Fortsetzung, und bey dem Werthe zu erhalten, den sie vom Anfange an gehabt hat. Er giebt zugleich die Versicherung, daß Herr Mylius bey dieser Arbeit nicht ganz verschwunden seyn, sondern bisweilen Aufsätze, die keine andre Verbindlichkeit zurücke hält, einsenden werde; wie denn schon das gegenwärtige Stück einige dergleichen aufweiset. Es ist darinne enthalten 1) des Herrn Wallerius Abhandlung von den Ursachen, welche bey dem Wachsthume der Pflanzen bemerkt werden, aus dem Lateinischen mit Anmerkungen übersetzt von D. L. 2) Die natürliche Historie des Thees aus dem Englischen des Universal Magazin. 3) Thermometrische Beobachtungen auf und in dem Meere, angestellt von dem Hn. Mylius, bey seiner Ueberfahrt nach England. 4) Nachricht von einer Ameisenschlacht aus dem Gentlemans Magazin. Auch die gedachte Vorrede des Herrn Prof. Kästners ist mehr als eine Vorrede, welches man von einem Manne leicht vermuthen kan, von dem man nichts als neue und gründliche Betrachtungen gewohnt ist. Kostet in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 2 Gr.

Brandenburg.[2] Allhier taufte noch in dem vorigen Jahre, am 20. November, der verdiente Pastor zu Sanct Paul, Herr M. Friedr. Con. Darnmann, einen zur christlichen Religion übergetretenen Juden, Namens Schüttenhofer. Die Predigt, die er bey dieser Gelegenheit hielt, handelte von dem Ernst und der Güte Gottes an Juden und von Heiden herstammenden Christen aus Römer 11, v. 22. und ist nebst hundert von dem Täuflinge beantworteten Fragen auf 6 Bogen in Quart gedruckt. Auf der 20sten Seite kommt eine Anmerkung vor, die den jüngst in Wölfis getauften vorgeblichen Baron von Sinzenheimer angeht, und von welchem der Herr Pastor höchst wahrscheinlich macht, daß er

[1] [9. Stück. Sonnabend, den 19. Januar 1754.]
[2] [10. Stück. Dienstag, den 22. Januar 1754.]

ein Betrüger sey, der sich mit der Taufe zu ernähren sucht. = = Wann wird man einmal aufhören, sich aus frommer Einfalt von Nichtswürdigen hintergehen zu lassen, an welchen die eine Religion eben so wenig gewinnt, als die andre verloren hat?

Halle.[1] Des Hrn. D. Baumgartens Nachrichten von merckwürdigen Büchern werden glücklich fortgesetzt, und mit dem 24. Stücke ist nunmehr der vierte Band geschlossen worden. Wir ergreiffen diese Gelegenheit um den Lesern dieses vorzügliche Werk, welches bey dem vornehmsten Hülfsmittel der Gelehrsamkeit, bey der Kenntniß der Bücher, ungemeine Dienste leisten kan, anzupreisen. Eine Kleinigkeit würde vielleicht noch zu wünschen seyn; diese nehmlich: daß der Herr Doctor nicht dann und wann die Recension der merkwürdigen Bücher solchen Leuten auftragen möge, die sie ohne Zweifel das erstemal in die Hände bekommen. Aus diesem Umstande ist vielleicht in gedachtem 24ten Stücke der kleine Fehler herzuleiten, daß von des jüngern Helmontius Naturalphabete als von einem ursprünglich deutschen Buche geredet wird. Man will so gar aus den Worten des Titelkupfers die Ursache angeben, warum es öftrer unter der lateinischen Benennung Alphabetum naturae, als unter der deutschen angeführet werde. Die Vermuthung ist überflüßig; das Werk selbst ist eigentlich lateinisch geschrieben, und nur mit der deutschen Uebersetzung an einem Orte und in einem Jahre an das Licht getreten. Wahrscheinlicher Weise hat Helmontius so viel deutsch nie verstanden, als erfordert wird, ein Buch darinne zu schreiben.

Das Glück.[2] Eine critisch-satirische Geschichte. Frankfurt und Leipzig. 1754. auf 6 Bogen in 8vo. Dem Titel nach sollte man diese Schrift für ein deutsches Original ansehen, und für den Versuch eines Geistes, der sich in eine Sphäre wagen wollen, welche die feinern Geister unter uns vielleicht aus Furcht, vielleicht aus Verachtung, leer lassen. Doch gleich die ersten Seiten widerlegen diese Vermuthung; die Denkungsart ist die leichte Denkungsart eines Franzosen, die Schreibart desgleichen; Moral und Satire ist nach dem Horizonte seines Landes eingerichtet, und wenigstens hätte der Uebersetzer die Generalpachter und die Anspielungen auf die Klöster unterdrücken müssen, wenn er für etwas

[1] [10. Stück. Dienstag, den 22. Januar 1754.]
[2] [13. Stück. Dienstag, den 29. Januar 1754.]

mehr als für einen Uebersetzer hätte wollen angesehen seyn. Die Erdichtung ist ungefehr diese: Fortuna, aus Verdruß über die Klagen der Menschen, bittet den Jupiter um die Erlaubniß, auf die Erde herabsteigen zu dürfen; sie erhält sie und tritt mit dem Merkur ihre Reise an. Sie wenden sich beyde nach Athen; sie besuchen daselbst Glückliche und Unglückliche, Staatsleute und Philosophen, Priesterinnen der Venus und Nonnen des heiligen Feuers: kurz ihre Neugier führet sie an alle Orte, und an allen Orten finden sie fast nichts als Anlaß zum Unwillen. Sie steigen also wieder in den Himmel, und der Bericht, den das Glück bey dem Jupiter abstattet, ist dieser: „Was für ein verworfnes Geschlecht „sind die Menschen! Es reuet mich die Reise unternommen zu haben! „Ich habe kaum zwey bis drey Vernünftige gefunden, die mit ihrem „Schicksale zufrieden waren. Die meisten sind Thoren, welche wünschen, „und nicht wissen was sie wünschen; sie machen Entwürfe über Ent„würfe, und laufen nach lauter Grillen! Andre sind im Genusse ohne „zu geniessen, niederträchtig, kriechend, Freunde der Schmeichler, und „Feinde derer, die sich unterstehen die Wahrheit zu sagen. Sie alle „leben ohne Ueberlegung; sie sterben, ohne daß sie empfunden, daß sie „gelebt haben. = = = Was nützen solche Wesen in der Welt?" Der Verfasser hat hier und da verschiedene wichtige philosophische Wahrheiten, die sich auf das Ganze beziehen, mit einflechten, und richtigere Begriffe von Glück und Unglück, und von dem Bösen, wie es in den Plan der besten Welt gehöre, einstreuen wollen. Allein es mißlingt ihm oft, und er wird schulmäßig, wo er gründlich seyn will. Er läßt zum Exempel den Jupiter auf den Bericht der Fortuna so antworten, als ob er bey einen von den neuern Weltweisen in die Schule gegangen sey; und ihn von dem Möglichen, von der Existenz, von der Vollkommenheit ziemlich methodisch sprechen. Kostet in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 2 Gr.

Hamburgische Beyträge[1] zu den Werken des Witzes und der Sittenlehre. Drittes Stück. Hamburg 1753. Hiermit schliessen die Verfasser ihren ersten Band, dem wir seines innern Werths wegen, noch manche folgende wünschen wollen. Die Liebhaber dramatischer Gedichte werden dieses dritte Stück besonders mit Vergnügen

[1] [14. Stück. Donnerstag, den 31. Januar 1754.]

lesen, indem sie nicht allein eine wohlgerathene Uebersetzung der Nanine des Herrn von Voltaire, sondern auch ein Vorspiel in Versen, das Glück der Comödie, in welchem sehr viel witzige und feine Züge sind, und ein prosaisches Trauerspiel in einer Handlung darinne finden. Dieses letztere führet den Titel Emirene, und ist der Anlage nach aus einer Oper des Abts Metastasio genommen. Es hat so viel Schönheiten, daß es in der That der Zelaide des Herrn von Saintfoix entgegen gestellt zu werden verdient. Wenn es unsre deutschen Schauspieler über das Herz bringen können, ihre Zuschauer nicht immer durch Verse und fünf Aufzüge zum Weinen zu bewegen, so versprechen wir ihm sehr vielen Beyfall. Von den kleinen Gedichten wollen wir eine Probe anführen.

Bittre Klage.

Mein Mägdchen, Pferd und Weib, die alle sind verlohren?
Ach! = = = Doch bedenk ichs recht, wozu der Mensch gebohren?
Wie froh bin ich, daß mir nichts ärgers wiederfährt!
Mein Weib war zänkisch, grob und häßlich von Gestalt,
Mein Mägdchen mager und fast alt = = =
Wie tauret mich mein Pferd!

Kostet in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 6 Gr.

Berlin.[1] Aus der Birnstielschen Druckerey ist seit der Mitte des vorigen Monats ein sittliches Wochenblatt, unter der Ausschrift der Vernünftler, erschienen. Die drey ersten Stücke zeigen uns die Verfasser auf sehr guten Wegen; es sind Leute welche denken, und Beredtsamkeit und Dichtkunst damit verbinden. Das erste Stück schildert gebräuchlicher Maassen den angenommenen Charakter, welcher sich auch gleich in dem zweyten Stücke sehr vorzüglich äussert. Sie wollen ihre Blätter nicht gern in die Classe der gewöhnlichen hebdomadarischen Moralen gesetzt wissen, und beweisen also, daß es gar keine Moral giebt. Wir wünschen ihnen Leser, welche Ernst und Scherz zu unterscheiden wissen. Das dritte Stück enthält eine sehr feurige Ode, und zwey kleine Strafbriefe. Jene hat der Verfasser, welcher sich mit einem N. unterzeichnet, auf seine Genesung gemacht. Statt alles Lobes, wollen wir einige Strophen einrücken, die nothwendig gefallen müssen. Das Lob Gottes ist des Dichters Gegenstand.

[1] [15. Stück. Sonnabend, den 2 Februar 1754.]

Du hörst, ja du erhörst die Bitten
Des Armen, dessen reinre Sitten
Der reiche Thor verschmähen kann.
Du lachst der göttlichen Geberden
Der Unterkönige der Erden,
Und liebst den weggeworfnen Mann.
Mein Unfall wird zu sanftern Bürden;
Scheingüter die mich morden würden,
Versagst du mir, weil du mich liebst.
Ein fähig Herz, dir zu gefallen
Gieb mir! wenn du den Schwelgern allen
Dummachend Erz zur Strafe giebst ꝛc.

Jedes Stück, welches aus einem Bogen in 8vo besteht, kostet in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 1 Gr.

Lettres Beryberiennes[1] *suivies d'un Essai sur l'Esprit humain par Beryber. à Berlin chez Chr. Fr. Voſs. 1754* in 12mo 16 Bogen. Auch dieses kleine Werk führet den Stempel desjenigen Verfassers, von welchem wir seit einiger Zeit den kleinen Herodot und den beissenden Schmetterling erhalten haben. Es enthält acht und zwanzig Briefe an der Zahl, deren Inhalt ungemein abwechselnd ist. Bald ist es die Moral, welche den Stof dazu giebt; bald die Staatskunst; bald die Geschichtskunde; bald die Religion; bald auch die Naturlehre. Unter den historischen Briefen hat uns der neunte der lesenswürdigste geschienen, welcher eine kurze Nachricht von den Staatsinquisitoren in Venedig giebt, von welchen man in so manchen Büchern so manche wunderbare und wohl fürchterliche Erzehlungen findet. Da sie von einem Manne kömmt, der sich an dem Orte selbst aufhält, und alle erforderliche Einsicht hat, so wird man sie für so viel glaubwürdiger halten können. Von den wenigen Briefen, in welchen sich der Verfasser auch als einen Physiker hat zeigen wollen, wissen wir eigentlich nicht was wir sagen sollen; ob sie im Scherze, oder im Ernste geschrieben sind? Er will uns unter andern aus seiner Erfahrung versichern, daß die Acceleration eines fallenden Körpers, sobald er unter die Horizontallinie komme, rückgängig werde, so daß er in der ersten Minute derselben nicht geschwinder falle,

[1] [17. Stück. Donnerstag, den 7. Februar 1754.]

als er in der letzten über derselben gefallen ist, in jener zweyten nicht geschwinder als in dieser letzten ohn einen, und so weiter. Es ist nur Schade, daß er diese Erfahrung so kurz beschreibt, daß sie schwerlich jemand wird nachmachen können. Auf die Briefe folgt ein Versuch über die vernünftige Seele, welcher ohngefehr den dritten Theil des Werks beträgt. Auch hier wird man, wie durchgängig, verschiedene artige Gedanken finden, welche zu weitern Nachdenken Gelegenheit geben; und wann einige auch schon bekannt seyn sollten, so wird man sie doch nicht ohne Vergnügen ganz von einer andern Seite vorgestellt finden. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 10 Gr.

Vie de Grotius[1] *avec l'histoire de ses Ouvrages et des Negociations auxquelles il fut employé, par Mr. de Burigny. Edition nouvelle avec de nouvelles Remarques. en II Tomes. à Amsterdam chez Marc. Michel Rey. 1754.* in 12mo. 1 Alph. 3 Bogen. Grotius hätte längst einen Geschichtschreiber von dieser Art verdient. Er war keiner von den Gelehrten, deren Lebensbeschreibung nichts als die Historie ihrer Schriften ist; er war so vielen Zufällen und Veränderungen ausgesetzt, daß seine gelehrten Beschäftigungen lange nicht der wichtigste Theil sind. Seine Klugheit, seine Bescheidenheit im Glücke, seine Geduld in Widerwärtigkeiten, seine Liebe zur Tugend, sein Eifer für die Wahrheit und für die Beobachtung seiner Pflichten, seine brennende Begierde, wann es möglich gewesen wäre, alle Christen zu einem Glauben zu versamlen, unterscheiden ihn so vorzüglich von dem größten Theile der Gelehrten, daß sein Leben allen zum Muster dienen kan, die sich den Wissenschaften ergeben haben. Herr Burigny hat alle diese Vorzüge in ein sehr helles Licht zu setzen gewußt, und theilt sein ganzes Werk in sechs Bücher. In dem ersten Buche beschreibt er die jüngern Jahre des Grotius, die nie ein Gelehrter glänzender und mit mehrern Ruhm einer frühzeitigen erstaunlichen Gelehrsamkeit zugebracht hat. In dem zweyten Buche wird von den Gomaristen und Arminianern und von dem Antheile, den Grotius bey dieser Streitigkeit nahm, folglich auch von seinem Gefängnisse, und der Art, wie er aus demselben entkam, gehandelt. Das dritte Buch beschreibt seinen Aufenthalt zu Paris und Hamburg, an welchem letztern Orte er so lange blieb, bis ihn Oxenstiern zu sich rief, und als Ge-

[1] [18. Stück. Sonnabend, den 9. Februar 1754.]

sandten an den Französischen Hof schickte. Das vierte und fünfte Buch sind ohne Zweifel die wichtigsten, und werden zur Widerlegung des so gemeinen als ungegründeten Vorurtheils dienen, daß die Gelehrten zu öffentlichen Geschäften nicht geschickt wären. Sie beschreiben alles, was er als Gesandter verrichtet hat, und zeigen, daß er sehr viel Antheil an den größten Angelegenheiten gehabt, daß er in verschiedenen sehr glücklich gewesen, daß er den Ministern vortrefliche Rathschläge gegeben, und daß er sich beständig als einen eifrigen, uneigennützigen und vorsichtigen Staatsmann erwiesen habe. Das sechste Buch endlich handelt von seinen übrigen Schriften, deren nicht gelegentlich hat gedacht werden können, wie auch von seinen theologischen Gesinnungen ... Bey dieser neuen Ausgabe sind verschiedene Anmerkungen hinzugekommen, welche dieses und jenes in ein grösser Licht setzen, und auch dann und wann den Herrn Burigny, welcher sich als einen Catholiken vielleicht von dem Eyfer für seine Religion manchmal hat verführen lassen, verbessern. Kostet in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 1 Rthlr. 4 Gr.

Ueber[1] die falschen Begriffe von der Gottheit. Berlin 1754. in 4to auf einem Bogen. Dieses ist der Titel eines kurzen Lehrgedichts, welches über diejenigen eifert, die sich Gott als einen Tyrannen vorstellen, der nur an Rach und Qual seine Freude habe; die es vergessen, daß er lauter Huld ist, und sich also selbst den besten Trost, von einem Gott regiert zu werden, rauben. Der Dichter sagt hiervon sehr viel schönes, und hat die Vorsicht gebraucht, einigen in den Versen unbestimmtern Ausdrücken in kleinen Anmerkungen den wahren Verstand zu geben. Sein Anfang ist dieser:

In Gott ist lauter Huld! So froh schließt von der Welt
Der Weise, der sich Gott im Weltbau vorgestellt.
Die Wahrheit läßt er sich nicht von dem Aberglauben,
Von keiner Leidenschaft, auch nicht vom Priester rauben.
Er glaubt was er erforscht, und er erforscht entzückt,
Das, was sein Herz gefühlt: wie Gott die Welt beglückt.
Er geht mit Lust den Pfad, der ihn zum Denken führet,
Der ihm den Schöpfer zeigt, und zeigt wie er regieret &c.

So richtig nun dieses und auch das übrige ist, wenn es gehörig ver-

[1] [19. Stück. Dienstag, den 12. Februar 1754.]

standen wird, so wenig wollen wir dem Verfasser zutrauen, daß er ganz und gar keine Begriffe von Strafe und Gerechtigkeit bey Gott wolle Statt finden lassen. Sonst würde es leicht seyn, ihm in seinem eignen Tone, mit Zurückgebung aller seiner Reime zu antworten:

Ja, Freund, Gott ist die Huld! Aus Huld dacht er die Welt,
Und der Gedank stand da, den noch die Huld erhält.
Lieb ihn, des Guten Quell! Doch laß zu süssen Glauben
Dir nicht von seiner Huld das wahre Wesen rauben.
Ein Gott der nichts als liebt, ein solcher Gott entzückt;
Nur lerne, daß sich auch zur Liebe Strafe schickt;
Daß blöde Nachsicht bloß kein Reich zum Wohl regieret,
Und daß den Ewigen so Recht als Gnade zieret ꝛc.

Kostet in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 1 Gr.

Fridrich Carl Casimirs, Freyherrn von Creuz,[1] der Königl. Preußischen Akademie der Wissenschaften Mitglieds, Versuch über die Seele. Erster Theil. Frankfurt und Leipzig, in der Knoch- und Eßlingerischen Buchhandlung. 1753 in 8. Es ist bekannt, daß alle Meinungen von der Seele, so viel widersprechendes man auch von ihr schreiben kan, endlich dahin auslaufen müssen, daß sie entweder etwas zusammengesetztes, oder etwas einfaches sey. Die Vertheidiger des letztern hat man Spiritualisten, und die Verfechter des erstern Materialisten zu nennen für gut befunden. Jene behaupten, daß Denken und Bewußtseyn durch keine Art von Bewegung, welche doch das einzige ist, wodurch in dem Zusammengesetzten eine Veränderung vorgehen kan, möglich zu machen sey, daß es also nothwendig in dem Einfachen, als eine innere Bestimmung desselben, vorgehen müsse. So unwidersprechlich dieses an und vor sich selbst ist, so hat es doch dem Herrn Baron von Creuz geschienen, daß hieraus bloß die Untheilbarkeit der Seele folge, und daß nicht jedes untheilbare Ding auch nothwendig ein einfaches seyn müsse, sondern daß man ein gewisses Mitteldig zwischen dem Einfachen und Zusammengesetzten annehmen, und dieses zu dem Wesen der Seele machen könne. Es ist hier nicht der Ort, die Schlüsse des berühmten Verfassers anzuführen; wir begnügen uns bloß dieses anscheinende Paradoxon genennt zu haben,

[1] [20. Stück. Donnerstag, den 14. Februar 1754.]

welches wenigstens die Mühe es überdacht zu haben, belohnen muß. Wir trauen es ohnedem Lesern von Geschmack zu, daß sie den Herrn Baron, welchen sie schon als einen philosophischen Dichter kennen, auch hier als einen dichtenden Philosophen kennen zu lernen, begierig seyn werden. Kostet in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 8 Gr.

Commentarii Lipsienses litterarii.[1] *Tomus primus. Lipsiae sumtibus Jo. Godof. Dyckii. 1753.* in 8. Unter diesem Titel haben wir bereits die zwey ersten Stück eines neuen periodischen Werks, wovon sich der Herr D. Platner als den Herausgeber in der Vorrede nennt, jedes von acht Bogen, erhalten. Er hat mit seinen Mitarbeitern die Absicht, nicht nur die merkwürdigsten neuesten Bücher durch gründliche Auszüge bekannt zu machen, sondern auch eigne Abhandlungen aus verschiednen Theilen der Gelehrsamkeit einzuschalten, und zum Schlusse die akademischen Neuigkeiten von Leipzig gehörig beyzubringen. In Ansehung des erstern sind bisher Boerneri Isagoge in S. S.; Mascov de feudis in J. R. G.; die lateinische Uebersetzung der Anatomie des Winslow, Crusii Probabilia critica, Krausens Compendium logicum, Clemens Isagoge in theologiam acroamaticam, Beckmann de Expectativis, Grupens Observationes, Röderers Ars Obstetricia, und die Ernestische Ausgabe von den Wolken des Aristophaus, ausgezogen und beurtheilt worden. In Ansehung des zweyten findet man eine Abhandlung des Hrn. Prof. Christs de gemmis annulorum veterum, und eine andre des Hn. Herausgebers pro linguae latinae utilitate in R. P. L. welche beyde in den folgenden Stücken noch fortgesetzt werden sollen. Wenn man diese letztere ein wenig dictatorisch abgefaßt finden sollte, so muß man wissen, daß ein solcher Ton einem jungen Gelehrten, der gut Latein schreibt, sehr wohl ansteht. Auch die Entschuldigungen in der Vorrede, warum man in lateinischer Sprache und nicht vielmehr in deutscher diese Commentarios habe abfassen wollen, verrathen einen Mann, dessen eigne Verdienste es erfordern, eine so ehrwürdige Sprache aus dem wichtigsten Gesichtspunkte zu betrachten. Wenn man den alten Schriftstellern die schönen Gedanken eben so leicht ablernen könnte, als die schönen Worte, so würde mancher mehr Recht haben, sich auf die Eleganz seines Stils

[1] [21. Stück. Sonnabend, den 16. Februar 1754.]

etwas einzubilden. Jedes Stück kostet in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 4 Gr.

Abhandlungen[1] zum Behuf der schönen Wissenschaften und der Religion von Carl Ludwig Muzelius, Diener am Worte Gottes bey der Evangelisch reformirten Gemeine zu Prentzlau. Anderer Theil. Stettin und Leipzig bey Kunckel. 1753. in 8vo 10 Bogen. Da wir vor geraumer Zeit des ersten Theiles dieser Abhandlungen mit Ruhm gedacht haben, so müssen wir uns jetzt das Vergnügen machen, unsern Lesern auch den gegenwärtigen zweyten Theil anzupreisen. Den meisten Raum desselben nimmt eine Abhandlung von der Weisheit Gottes bey der Zulassung des Unglaubens und der Irrthümer ein, welche ungemein gründlich und erweckend geschrieben ist. Auf diese folgt die Beantwortung eines Zweifels aus der Lehre vom Seelenschlafe, und den Beschluß macht eine kurze Untersuchung, wie es zugehe, daß einige Vögel, z. E. Lerchen, ihre Nester und Eyer, wovon sie sich doch des Futters halber, gar oft weit entfernen müssen, sogleich wieder finden, da doch ein Mensch solches nicht zu thun vermag. . . . Als wir den ersten Theil dieser Abhandlungen gedachter Maassen anführten, brachten wir eine flüchtige Gedanke bey, von welcher es uns ein wenig befremdet, daß sie der Herr Pastor auf der falschen Seite genommen hat. Auf seine Erinnerungen, die er deswegen in der Vorrede macht, müssen wir uns erklären, daß wir von dem Werthe des Satzes: ahme der Natur nach sehr wohl überzeugt sind, in so ferne man ihn nemlich als den Grund braucht, alle Regeln der schönen Wissenschaften in einem critischen Zusammenhange auf denselben zu bauen; nicht aber, in so ferne man ihn, zum Exempel einem Anfänger in der Dichtkunst, als einen Leitfaden empfehlen will. Alsdann nur, wiederhohlen wir nochmals, ist er viel zu weit entfernt, als daß er ihn bey allen einzeln Fällen, aus den vorkommenden Schwierigkeiten helfen könne. Uebrigens haben wir die Erfindung desselben weder dem Herrn Pastor, noch dem Herrn Batteux, dadurch absprechen wollen, wenn wir behauptet, daß schon Aristoteles und Horaz seiner gedacht hätten. Wir haben damit weiter nichts sagen wollen, als dieses, daß es schon die Alten eingesehen, wie die schönen Wissenschaften alle darauf beruhten,

[1] [22. Stück. Dienstag, den 19. Februar 1754.]

ohne ihn deswegen ihren Lehrlingen überall zu einer Richtschnur zu geben, die sie ohne nähere Regeln sehr oft würde verführet haben. Kostet in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 4 Gr.

Der Rußische Avanturier,[1] oder sonderbare Begebenheiten des edeln Russen Demetrius Magounskyn genannt. Aus dem Spanischen ins Deutsche übersetzt. Frankf. und Leipzig 1753. in 8vo 1 Alphab. 5 Bogen. Dieser Roman muß sich nothwendig von einem ehrlichen Deutschen herschreiben, dem der Ruhm seiner Nation am Herzen liegt. Da er sahe, daß sie auf seinen Witz unmöglich würde stolz thun können, so wollte er ihr wenigstens den Verdruß, sich seiner zu schämen, ersparen, und setzte also diese Hirngeburth auf die Rechnung der Spanier, die mit ihrem Don Quixote ohnedem nicht viel Ehre eingelegt haben. Es wäre zu wünschen, daß alle elende Schriftsteller ihm diesen Kunstgriff nachmachten, damit wir den Ausländern bald eben so viel nichtswürdige Werke vorrücken könnten, als sie uns vorzuwerfen pflegen. In der Sprache des Verfassers von diesen Begebenheiten einen kleinen Begriff zu machen, so sind sie ein Tummelplatz von Veränderungen, auf welchem bald ein Schoßkind des Glückes, bald ein verworfner Sohn und dem Unglücke übergebner Sklave zu sehen ist; sie sind ferner ein Journal das zum unvergeßlichen Andenken ausgestandener fatorum aufgesetzt worden, unter welchen eine dreyfache Heyrath so etwas wunderbares ist, daß man ihre Seltsamkeit kaum glauben wird. Hierbey will ihr Geschichtschreiber den Leser nichts mehr als dieses gebeten haben, daß er sich entweder spöttischer Tadelsucht enthalte, oder lieber das Werk, als seines Lesens unwürdig, liegen lasse. Wir sind billig, und lassen seine Bitte Statt finden, und sagen weiter nichts, als daß es mit dem lieben Himmel anfängt, und mit Elend beschliessen sich endet. Kostet in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 8 Gr.

Die Advocaten,[2] ein Lustspiel. Hamburg 1753. in 8vo 4 Bogen. Nichts kann unbilliger seyn, als die Verspottung eines ganzen Standes in der Person eines einzigen, in welcher man die Laster aller Mitglieder zusammenhäuft. Gemeiniglich beschäftigen sich nur mittel-

[1] [24. Stück. Sonnabend, den 23. Februar 1754.]
[2] [25. Stück. Dienstag, den 26. Februar 1754.]

mäßige Köpfe damit, die den Gegenstand ihrer Satyre, so zu reden, von der öffentlichen Strasse nehmen müssen, und sonst nichts lächerliches zu entdecken wissen, als was der Pöbel schon ausgepfiffen hat. Solchen Schriftstellern haben wir die Geistlichen auf dem Lande, die Aerzte, und andre Stücke zu danken, mit welchen das gegenwärtige, die Advocaten, sehr viel gleiches hat. Es ist eben so giftig, und eben so unregelmäßig: der Verfasser hat eben so wenig die wahren Schranken der Satyre gekannt, und das Comische eben so wenig von dem Possenhaften zu unterscheiden gewußt. Man wird uns nicht zumuthen, in unserm Tadel diesesmal bestimmter zu gehen, und die fehlerhaften Stellen näher anzuzeigen, weil mit einzeln kleinen Verbesserungen einem Stücke nicht geholfen wird, das sich nicht anders als mit einem Striche durch alle vier Bogen gut machen läßt. Kostet in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 2 Gr.

Neu aufgeschlossenes Cabinet Gottes,[1] worinn absonderlich die wahre Absicht und Beschaffenheit dieser und jener grossen, wie auch der kleinen Welt, aus Gottes heiligem Worte, und besonders erklärter Offenbahrung Johannis unpartheyisch vorgestellt, und dem ungläubigen, irrigen, verkehrten Wesen und gottlosem Leben dieser letzten Zeit entgegen gesetzt wird von einem gerecht und christlichen Haushalter der Wahrheit. Frankf. und Leipzig 1754. in 8vo. 2 Alph. 16 Bogen. Der Verfasser dieses Werks versichert, daß ihn keine lange Weile, kein Fürwitz, keine Seuche zu schreiben, keine blähende Phantasie, kein fanatisches Jucken, keine Gernmeisterey, keine Ruhmbegierde, keine Sectenlust, zum Autor gemacht habe, sondern daß er einzig und allein aus Eifer für die Wahrheit schreibe, um seinem Nächsten mit demjenigen zu dienen, was ihn GOtt in dem Laufe seiner Betrachtungen habe einsehen lassen. Er weiß es sehr zuverläßlich, daß die Welt bey GOtt, gleichsam das letzte im Rauffen hat (ein Ausdruk den wir nicht verstehen) und daß allem schriftmäßigen Vermuthen nach, der grosse Sabbath und die ewigtausendjährige Ruhe nahe sey. Er erbarmet sich also aller in den Irrgärten der falschen Weisheit herumirrender, und schließt das göttliche Cabinet auf, woraus

[1] [26. Stück. Donnerstag, den 28. Februar 1754.]

er ihnen die Erkenntniß der wahren göttlichen Absicht und Beschaffenheit mit dieser und jener Welt mildiglich mittheilt. Man wird es nunmehr bald merken, daß dieser neue Prometheus ein ehrlicher Chiliaste ist, der in das Innere der Gottesgelahrtheit eben so verrätherische Blicke thut, als der Kannegiesser des Herrn Barons von Holberg in das Innere der Staatskunst. Sein Buch besteht aus 12 Kapiteln, welche von der Existenz GOttes, vom Ebenbilde, von der Kirche, von dem Prüfungsstande der Welt, von der Gnadenwahl, von dem jüngsten Gerichte, von der neuen Erde und von noch viel andern Dingen handeln, von welchen eine erhizte Einbildungskraft sehr viel neues, aber auch sehr viel abgeschmaktes sagen kan. Das Titelkupfer stellt einen christmuthmaßlichen Prospect des neuen Himmels vor, welcher wenigstens sehr andächtig gezeichnet ist. So viel wir uns erinnern, ist dieses Buch schon im Jahre 1750 zum ersten male gedrukt worden. Kostet in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 20 Gr.

Früchte[1] einer Vernunft und Belustigung geweihten Stille; gesammelt von einem ächten Verehrer der Wissenschaften. Breslau verlegts Carl Gottfried Meyer. 1754. in 8vo 8 Bogen. Ein furchtsamer Leser könnte sich leicht unter diesem Titel den Anfang einer neuen Monatschrift vorstellen, wenn wir ihm nicht sogleich sagten, daß man nirgends mit einer etwanigen Fortsetzung gedroht finde. Dieser Umstand giebt den darinne enthaltenen Aufsätzen, welche Theils prosaisch, Theils metrisch sind, einen eignen Werth, und wir dürfen sie nur nennen, um einen jeden selbst urtheilen zu lassen, ob er sich viel davon versprechen könne. Sie sind folgende: 1) Ob die Regel, man solle nicht glauben, daß andre Leute so dächten, als wir, erheblich sey? 2) Poetische Frühlingsgedanken. 3) Ob das Nativitätstellen verwerflich sey? 4) Ein poetisches Sendschreiben. 5) Ob es einem Jünglinge unanständig sey, an den Ehestand zu gedenken? 6) Poetisches Schreiben an die Wahrheit. 7) Ob man die Tugend mehr bey den Gelehrten, als bey dem Pöbel suchen müsse? 8) Poetisches Schreiben an die Musen. 9) Die mit wichtigen Vortheilen verknüpfte Kenntniß der Sprachen. 10) Poetische Gedanken über den Gebrauch der fünf Sinne. 11) Die Niederträchtigkeit der Spötter. 12) Die bestrittene

[1] [27. Stück. Sonnabend, den 2. März 1754.]

Unwahrheit, daß man ohne zu sündigen, das schöne Geschlecht nicht lieben könne. 13) Das angenehme in einer gewissen Unverschwiegenheit. 14) Ein Gedicht. 15) Ob die Entfernung die Freundschaft edler machen könne? 16) Gedicht über die Schönheit. 17) Die Niederträchtigkeit Niedre zu verachten. Kostet in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 3 Gr.

London.[1] Herr Mylius, welcher, wie bekannt, aus Deutschland übergesendet worden, eine physikalische Reise nach Amerika zu thun, ist zwar noch hier, man hat aber Ursache zu hoffen, daß sein Aufenthalt in dieser Stadt viel dazu beytragen wird, seine Reise desto besser nach dem Wunsche derer, welche Theil daran nehmen, ausschlagen zu lassen. Er ist dabey so wenig müßig, daß er sich bereits durch verschiedne Schriften unter den Englischen Gelehrten bekannt gemacht hat. Ausser der Beschreibung einer neuen Grönländischen Thierpflanze in einem Sendschreiben an den Herrn von Haller, von welcher auch sogleich eine englische Uebersetzung an das Licht gekommen, hat er A letter to Mr. Richard Glover on occasion of his new Tragedy Boadicia[2] herausgegeben, und eine deutsche Uebersetzung von des Herrn William Hogarths Analysis of Beauty besorgt. Seine wirkliche Abreise ist nun nicht mehr weit entfernt, und man wird bald die Nachricht davon melden können. Die Jahrszeit wenigstens hat keinen Einfluß dabey, indem sowohl im Sommer, als im Winter von hier fast täglich Schiffe nach Westindien abgehen.

Leben des Moliere,[3] aus dem Französischen des Herrn von Voltaire übersetzt, nebst einem Anhange von übersetzten und selbst verfertigten Poesien. Leipzig bey Fr. Lankischens Erben 1754. in 8vo auf 12 Bogen. Der Herr von Voltaire hat sich niemals zu dieser Lebensbeschreibung verstehen wollen, man findet sie daher auch nur bey einer einzigen Ausgabe seiner Werke von Amsterdam, die er niemals für authentisch erklärt hat. Gleichwohl wollen Kenner seine Art zu denken und zu schreiben darinne finden, mit dem Zusatze, daß es nicht die erste Schrift sey, die er ableugne. Wenigstens wird man auf der 100 Seite dieser Uebersetzung einen historischen Umstand aus dem Vittorio Siri antreffen, welcher fast mit

[1] [29. Stück. Donnerstag, den 7. März 1754.] [2] [vielleicht nur verdruckt für] Boadicea

[3] [30. Stück. Sonnabend, den 9. März 1754.]

eben denselben Worten in das Jahrhundert Ludwigs des XIV. gekommen ist; und dieses könnte also eine Vermuthung wider ihn mehr seyn. Unterdessen mag der Verfasser seyn wer er will, so ist sein Aufsatz einer Uebersetzung doch sehr wohl werth gewesen, besonders jetzt, da Moliere durch die deutsche Uebersetzung auch denen bekannt seyn kann, die ihn in seiner Sprache nicht lesen können. Man findet verschiedne kleine Nachrichten darinne, die angenehm seyn würden, wann sie auch noch weniger wichtig wären, und wann die Critik der Molierischen Schauspiele nicht von dem Herrn von Voltaire ist, so muß sie doch von einem Manne seyn, der nicht weniger Geschmack und Einsicht in die Regeln der Bühne hat, als er. Die angehängten Gedichte gehören dem Hn. Uebersetzer, welcher sich hier nicht zum erstenmale als einen geschickten Poeten zeigt. Sie bestehen aus Fabeln, Erzehlungen, Sinnschriften, und einem scherzhaften Heldengedichte, das Quadrille, in fünf Gesängen, welches besonders gefallen wird. Kostet in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 6 Gr.

Lettres[1] *du Comte de Cataneo à l'illustre Monsieur de Voltaire sur l'edition de ses Ouvrages à Dresde. à Berlin chez Chr. Fr. Voss. 1754.* in 12. auf 240 Seiten. Der Herr Graf Cataneo in Venedig, hat sich schon durch seinen wahren Geist der Gesetze, welchen auch die Engländer einer Uebersetzung werth geschätzt haben, so vortheilhaft bekannt gemacht, daß auch nur sein Name die Neugierde erwecken kann, Briefe nicht ungelesen zu lassen, die er an einen von den berühmtesten Schriftstellern unsrer Zeit gerichtet hat. Sie enthalten verschiedne Zweifel, die ihm bey Lesung der Voltairischen Schriften eingefallen sind, und die er mit weniger Bescheidenheit größten Theils starke Einwürfe hätte nennen können. Der erste Brief ist statt der Einleitung, und enthält einige Complimente, wie sie die Fechter zu machen pflegen, ehe sie einander wund zu stossen anfangen. Der zweyte Brief betrift die Historie, worinne der Herr Graf besonders den Unglauben des Dichters in Ansehung der alten Geschichte untersucht, und sonst einige Widersprüche aufdeckt, die bey einem Verfasser, der überall witzig seyn will, nichts seltnes seyn können. Der dritte Brief handelt von einigen falschen Begriffen des Herrn von Voltaire in der Metaphysik, so wie der vierte von seinen Irr-

[1] [32. Stück. Donnerstag, den 14. März 1754.]

thümern in der Naturlehre. Diese beyden Briefe müssen auch schon deswegen sehr augenehm zu lesen seyn, weil es einen sehr artigen Anblick giebt, wenn zwey Blinde einander mit Steinen werfen. In dem letztern wiederhohlt der Herr Graf eine Beobachtung, die er wegen der Acceleration der falleuden Körper unter der Horizontallinie will gemacht haben; aber auch hier wird man ihn eben so wenig als in den Beryberischen Briefen verstehen. Der fünfte Brief ist der Moral, der sechste der Religion, uud der siebende der Poesie bestimmt. Es wundert uns daben, daß gleich der sechste der kürzeste geworden ist, da er doch der längste hätte werden können, wenn es anders wahr ist, daß bey einem witzigen Kopfe die Religion immer das problematischste ist. Ueberall wo der Herr Graf Cataneo seinem Gegner Einwürfe macht, wird die neueste Dresdner Ausgabe von seinen Werken angeführt, ohne Zweifel weil diese der Herr von Voltaire für ächt erkannt, und sich also ausser Stand gesetzt hat, seine Gedanken für verändert und verstümmelt anzugeben, welches er wohl sonst zu thun soll gewohnt gewesen.[1] Kostet in deu Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 6 Gr.

Annales[2] *de l'Empire depuis Charlemagne, par l'Auteur du Siecle de Louis XIV. à Francf. aux depens de la Compagnie 1754.* in 8vo 1 Alph. 4 Bogen. Man weiß, daß vor einiger Zeit unter dem Namen des Herrn von Voltaire in Holland ein Abregé de l'histoire universelle depuis Charlemagne jusqu'à Charlequint erschien. Nach dem Vorgeben dieses Gelehrten, soll es nichts als ein Theil einer unvollständigen Handschrift von einem grössern Werke seyn, welches er ehedem unter der Feder gehabt. Es sey bey einem Treffen in Böhmen in die Hände der Husaren gefallen, und er vermuthet, daß eben diese Husaren den Druck müßten besorgt haben, weil alles auf das grausamste darinne verstümmelt und verfälscht worden. Damit aber eine solche Mißgeburt nicht auf seiner Rechnung bleibe, so habe er nunmehr selbst Hand angelegt, und es in Ansehung der deutschen Reichsgeschichte so umgearbeitet, daß es anstatt eines Inbegrifs derselben dienen könne, welcher weder troken noch bis zum Ekel umständlich sey. Nach dieser neuen Einrichtung ist es unter dem Titel Annales in Holland in zwey Duodezbänden

[1] [wahrscheinlich verdruckt für] gewohnt seyn. [oder] gewohnt gewesen seyn. [oder auch für] zu thun gewohnt gewesen.

[2] [33. Stück. Sonnabend, den 16. März 1754.]

gedruckt, und auch in Frankfurt bereits nachgedruckt worden. Von diesem Nachdrucke ist das oben angeführte der erste Theil, welcher von Carl dem grossen bis auf Ludewig den fünften geht; der zweyte Theil enthält die Geschichte von diesem Ludewig bis auf den Tod Carls des sechsten. In der Einrichtung scheint der Herr von Voltaire die Chronologie des Präsidenten Henault zum Muster genommen zu haben; die Art des Vortrags aber ist völlig sein eigen; denn niemand weiß so gut als er, die wichtigsten Begebenheiten in ein Epigramma zu bringen, und alles mit einer gewissen Spitze zu sagen, die den zum Geschichtschreiber gewordenen Poeten nicht unverrathen läßt. Das merkwürdigste bey diesem ganzen Werke sind wohl die Vers tecniques, in welche der Herr von Voltaire alle Namen der Kayser und ihre wichtigsten Thaten nach einer chronologischen Ordnung gebracht hat; eine Arbeit mit der sich bey uns Berkenmeyer und andre abgegeben haben. Diese Probe giebt Anlaß zu fürchten, daß der Dichter, wenn er noch lange in Deutschland bleiben sollte, zuletzt Chronodisticha machen dürfe, und vielleicht aus keiner andern Absicht, als sich nach dem Geschmacke der Nation zu richten, unter welcher er lebt, so wie er zum Exempel in Frankreich die Henriade, und in England den Brutus und den Tod des Cäsars gemacht hat. Kostet in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 16 Gr.

Lankischens Erben in Leipzig haben drucken lassen: *L'Electricité.*[1] *son origine et ses progrés; Poeme en deux livres par Mr. George Matthias Bose, Prof. Publ. ordin. en physique à Wittenbergue, traduit de l'Allemand par Mr. l'Abbé Joseph Antoine de C***.* in 8vo. auf sechs Bogen. Die Verdienste des Herrn Prof. Bosens um die Elektricität sind zu bekannt, als daß wir viel davon zu sagen nöthig haben sollten. Auch sein Gedicht, welches er über diesen neuen physikalischen Gegenstand vor einigen Jahren gemacht hat, kann nicht unbekannt seyn; eben so wenig als der Beyfall, mit welchem es aufgenommen worden. Wir zweifeln nicht, daß diese französische Uebersetzung von Kennern nicht eben diesen Beyfall erhalten werde, wenn sie es auch schon etwa merken sollten, daß der Herr Abt Joseph Anton von C*** ein guter ehrlicher Deutscher seyn müsse, der sich einige kleine Freyheiten in der Sprache und Prosodie nicht übel nimmt. Es sind verschiedne Anmerkungen zu dieser

[1] [36. Stück. Sonnabend, den 23. März 1754.]

französischen Uebersetzung hinzu gekommen, und auf dem Rande hat man die Seiten der deutschen Ausgabe hinzuzusetzen für gut befunden, vielleicht damit man gleich sehen könne, wo der Uebersetzer geblieben ist. Die Zueignungsschrift ist von einem gewissen Langbein an die Gräfin von Rex gerichtet. Kostet in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 4 Gr.

Auf[1] die Nachricht, die wir vor kurzem von den gelehrten Beschäftigungen des Hr. Mylius in England und der weitern Fortsetzung seiner Reise gegeben haben, müssen wir jetzt eine andre folgen lassen, die seinen Freunden höchst unangenehm, und dem Publico selbst, welches sich noch manches von seinem Fleisse versprach, nicht gleichgültig seyn wird. Er ist nemlich am 6ten dieses Monats in London an einer Peripnevmonie gestorben. Es ist nicht gnung zu betauren, daß die Kräfte seines Körpers nicht seinem Eifer und seiner Begierde etwas vorzügliches zu thun, gleich gewesen sind. Sein fester Entschluß sich den Wissenschaften und besonders der Erforschung der Natur aufzuopfern, seine schon erlangte Geschicklichkeit und die unabläßige Sorgfalt, sie auf allen Seiten zu erweitern, machen seinen Verlust der gelehrten Welt wichtig, die ihn schon längst aus seinen Schriften als einen eben so schönen als gründlichen Geist gekannt hat. Es ist bereits schon über ein Jahr, daß er seine Physikalische Reise von hier aus antrat, und nur seine Lust, sich nirgends eine Gelegenheit zu Beobachtungen entgehen zu lassen, ist Schuld, daß er nicht weiter damit gekommen ist. Auf Verlangen einiger vornehmen Theilhaber an seiner Reise machte er nicht nur gleich Anfangs auf dem Harze verschiedne Versuche mit dem Thermometer und Barometer, sowohl unter der Erde in den tiefsten Schachten, als hernach auf den Spitzen der höchsten Berge; sondern stellte auch gleiche Versuche bey seiner Ueberfahrt von Holland nach England, über und unter dem Wasser mit vieler Genauigkeit an. Weil übrigens seine erste Reise auf englische Kolonien in Amerika gehen sollte, so sahe er gar bald in England die unvermeidliche Nothwendigkeit sich die englische Sprache, die er schon zum Theil verstand, noch mehr bekannt zu machen, und sonst verschiedne Erkundigungen einzuziehen, die seine Untersuchungen in den dasigen Gegenden erleichtern könnten. Diese und noch andere Ursachen,

[1] [37. Stück. Dienstag, den 26. März 1754.]

wozu besonders seine Unbäßlichkeit kam, aus welcher er aber durchaus seinen Gönnern, um sie nicht abzuschrecken, ein Geheimniß machen wollte, nöthigten ihn länger in England zu bleiben, als er jemals daselbst zu bleiben geglaubt hatte. Noch vielweniger aber werden weder er noch seine Freunde geglaubt haben, daß England gar der Ort seyn sollte, wo die Vorsicht seiner mühsamen irdischen Wißbegierde auf immer stille zu stehen befehlen sollte, um sie in einer bessern Welt zu sättigen.

Pensées[1] *sur la Liberté, tirées d'un Ouvrage manuscrit qui a pour titre: Protestations et Declarations philosophiques sur les principaux objets des connoissances humaines par Mr. de Premontval de l'Academie de Berlin. à Berlin chez Chr. Fr. Voſs. 1754.* in 8v. 10 Bogen. Diese Gedanken über die Freyheit haben den Innhalt dreyer akademischen Vorlesungen ausgemacht. Der Verfasser legt sie hier der Welt vor, um ein grösſres Werk dadurch anzukündigen, dessen innere Beschaffenheit aus dieser Probe einigermassen erhellen könne. Sie enthalten Zweifel wider die Freyheit, welche, wenn sie nicht alle neu sind, doch alle auf eine durchaus neue Art vorgetragen werden. Da sie von einem Weltweisen herkommen, der nicht zweifelt, um nur seinen Witz zu zeigen, sondern um die Wahrheit zu ergründen, und sie von allen falschen Beweisen zu reinigen, so verdienen sie um desto grössere Aufmerksamkeit. Er erwartet von den Gelehrten entweder ihre Auflösung oder das Bekenntniß ihrer Unauflößlichkeit und der daraus folgenden Nothwendigkeit in einer so wichtigen Lehre auf neue und festere Grundsätze zu denken. Von dem Werke selbst, welches er damit ankündiget, soll gegen das Ende dieses Jahres der erste Band erscheinen, und diesem jedes Jahr ein neuer folgen. Alles was dem Verfasser Gelegenheit geben wird, entweder sich wider Irrthümer zu erklären, oder seine Gedanken über die vornehmsten Gegenstände der menschlichen Kenntnisse zu entdecken, es betreffe Geschmack oder Wissenschaften, Philosophie oder Religion, soll einen Platz unter allerley Gestalten von Abhandlungen darinne finden. Er macht zugleich bekannt, daß man auch dasjenige, was Anfangs den vierten Theil der Monogamie ausmachen sollen, in verschiedne Aufsätze zertheilt darinne antreffen werde. Die Stücke welche den ersten Band ausmachen sollen, werden in der Vorrede genannt, und wie wir sehen, so sind sie

[1] [42. Stück. Sonnabend, den 6. April 1754.]

alle, ein einziges ausgenommen, in der Akademie gelesen worden, welches die Begierde nach denselben ungleich vermehren muß. Der Herr von Premontval hat diesen Gedanken auch eine Zueignungsschrift vorgesetzt, die sich von allen Zueignungsschriften durch die Feinheit der Wendungen unterscheidet, und seinem Geschmacke eben so viel Ehre macht, als die Gedanken selbst seiner philosophischen Scharfsinnigkeit. Kostet in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 6 Gr.

Natürlichste und leichteste Anweisung[1] zum Briefstellen so wohl überhaupt als auch in besondern Fällen, nebst Beyspielen von J. G. H. Weber v. R. Frankfurt am Mayn bey R. F. Möller 1754. in 8v. Dieser Briefsteller ist nicht stärker als drey Alphabet und vier Bogen, und hat nicht mehr als vier besondere Titel. Der erste ist der jetzt angeführte, und die übrigen drey wollen wir auch anführen, damit jeder Leser sieht, was er alles darinne finden kann. Er findet also noch dabey II. eine ausführliche und deutliche Anweisung zur Titulatur, so wohl überhaupt, als auch in eignen und besondern Titeln, nebst einem deutschen und französischen Titularlexiko. Ferner III. eine so gründlich als kurzgefaßte Anweisung zur Orthographie nebst einem Anhange grammatikalischer Anmerkungen und einem orthographischen Lexiko. Und endlich IV. Ein Wörterbuch, darinne sowohl lateinische und französische, als einige unbekannte deutsche Wörter nicht allein kurz und deutlich erklärt, sondern auch die erstern in reines Hochdeutsch übersetzt und dasselbe zu einem kleinen Zeitungslexiko eingerichtet worden. Alles dieses zusammen genommen, macht eine vollständige Bibliothek aus, wie sie ein expedirter Schreiber, im Fall der Noth, braucht. Wir wollen zu ihrem Lobe nichts weiter hinzuthun, als dieses, daß die Anweisung zum Briefschreiben selbst, nichts als ein neuer Abdruck eines alten Werkchens ist, das man mit einigen nach der allerneuesten Manier stylisirten Briefen vermehrt hat. Wer aber der eigentliche Verfasser von dem erstern sey, kann uns der Vorredner nicht sagen, weil zu allem Unglücke die Ratten den Titel davon weggefressen hatten. Kostet in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 1 Thlr.

[1] [52. Stück. Dienstag, den 30. April 1754.]

Königsberg.[1] Am dritten des vorigen Monats brachte der Hr. M. Paul Christian Weiß eine Streitschrift zu Katheder, in welcher er den Abraham als einen Logicum, nach Anleitung der Stelle Hebr. XI. 19., ausführte. Der Patriarch wird daselbst λογισαμενος genennt, und diesem Wörtchen haben wir die gelehrte Arbeit des Hrn. Magisters, welche auf 2½ Bogen gedruckt ist, zu danken. Er untersucht gleich Anfangs was λογος und λογιζομαι heisse, und entdeckt, daß jenes die Vernunft und dieses vernünftig schliessen bedeute. Er zeigt ferner, was die Vernunft sey, und erhärtet, daß sie eine herrliche Gabe Gottes ist, die uns zu vielerley nützlich und nöthig seyn könne. Er kömmt alsdenn auf die Vernunftlehre, und theilt sie in die natürliche und künstliche ein. Von der künstlichen gesteht er, daß Abraham nicht viel möge gewußt haben; desto stärker aber müsse er in der natürlichen gewesen seyn; denn diese habe ihn einsehen gelehrt, daß wenn ein Gott sey, dieser Gott auch Todte auferwecken könne. Man wende nicht ein, daß Hr. Weiß also in dem Worte λογισαμενος nichts weiter finde, als was Luther darinne gefunden hat, welcher es durch Abraham dachte giebt; er findet noch dieses darinne, daß er vernünftig gedacht habe, und daß das bekannte Sprichwort bey ihm nicht eingetroffen sey. Eines wundert uns, daß Hr. M. Weiß seiner Dissertation, die sich mit Tantum abest anfängt, keine carmina gratulatoria, hat beyfügen lassen? Wir nehmen uns die Freyheit diesen Mangel mit folgenden zu ersetzen:[2]

O Neid, dies Werk wirst du verschonen müssen!
Mit Tantum abest fängt es an.
Nur eines fehlet noch daran!
Mit parum adest sollt es schliessen.

Ein anders.

Die Logik Abrahams? Wer hätte das gedacht?
Vielleicht daß Weiß sich bald an Sarens Physik macht.

Geschichte[3] des Herrn Carl Grandison; in einer Folge von Briefen entworfen von dem Verfasser der Pamela und Clarissa. Aus dem Englischen übersetzt. I. und IIter Band. Leipzig in der Weidemannischen Handlung 1754.

[1] [53. Stück. Donnerstag, den 2. May 1754.]
[2] [Vgl. zum Folgenden Bd. I, S. 41.]
[3] [56. Stück. Donnerstag, den 9 May 1754.]

in 8vo. Zusammen 3 Alphb. Dieser Titel enthält alles, was man zur Anpreisung einer neuen Roman sagen kann, die nichts weniger als eine blosse Ergötzung zu ihrer vornehmsten Absicht hat. Ein viel edlerer Zweck ist von je her der Gegenstand des unterrichtenden Richardson gewesen, dessen schönem Geiste man es zu danken hat, daß man die schärffste Moral in seinen Schriften mit so viel reitzenden Bluhmen ausgeschmückt findet. Die erste Sammlung seiner erzehlenden Briefe, Pamela betitelt, zeigte die Schönheit und das vorzüglich Erhabene der Tugend in einem unschuldigen und unausgeputzten Gemüthe, nebst der Belohnung, welche die schützende Vorsicht derselben oft auch in diesem Leben wiederfahren läßt. Die zwente Sammlung, deren Aufschrift Clarissa heißt, enthält betrübtre Vorfälle. Ein junges Frauenzimmer von höherm Stande und zu grössern Hofnungen berechtiget, wird in eine Mannigfaltigkeit tiefer Unglücksfälle verwückelt, die sie zu einem frühzeitigen Tode führen. Gegenwärtige dritte Sammlung endlich legt der Welt die Abschilderung und die Begebenheiten eines wahrhaftig redlichen Mannes vor, welcher in vielen und mancherley prüfenden Umständen stets übereinstimmend und wohl handelt, weil alle sein Thun von einem einzigen unveränderlichen Grundsatze regieret wird; es ist ein Mann, der Religion und Tugend hat, Lebhaftigkeit und Feuer besizt, der vollkommen und angenehm, für sich glücklich ist, und andere glücklich macht. Das ist der Hauptinhalt dieser ersten zwey und der nachfolgenden Bände, der aber durch die verschiedenen Correspondenten, welches meistentheils junge Frauenzimmer von guter Erziehung, und muntrer Gemüthsart sind, so mannigfaltig und angenehm gemacht wird, daß der Leser überall fortgerissen wird, und sich für nichts als dem Beschluß fürchtet, den man in tausend andern Romanen schon auf der ersten Seite zu wünschen anfängt. Kostet in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 1 Rthlr.

Le Procès sans fin[1] *ou l'Histoire de John Bull, publiée sur un Manuscrit trouvé dans le Cabinet du fameux Sire Humfroy Polesworth en l'année 1712. par le Docteur Swift. à Londres chez Nourse. 1754. in Octavo 17 Bogen.* Die Geschichte des Johann Bulls ist eine allegorische Critik des eben so langen als blutigen Krieges von 1702, in welchem die mächtigsten Monarchen Europens alle ihre Kräfte erschöpften. Der

[1] [57. Stück. Sonnabend, den 11 May 1754.]

Verfasser davon ist Swift, welcher auch unter uns nunmehr bekannt genug ist. Er stellet den Krieg unter dem Bilde eines grossen Processes vor; die Schlachten sind die Klageschriften, und die Siege die Urthel: die Könige werden in Kaufleute verwandelt, die Generals in Procurators und die Soldaten in Häscher und Büttel. Der Stof des Processes ist eine reiche Erbschaft. Ein grosser Herr sahe sich ohne Nachkommenschaft. Er hatte zwey Vettern; der eine hieß Philipp Baboon, und war der Enkel eines reichen Kaufmannes; der andre hieß der Ritter South, und war aus einer guten Familie entsprossen, die aber in Verfall gerathen war. Der gute Alte machte ein Testament und sezte den erstern zu seinem Universalerben ein. Der Ritter gerieth darüber in Verzweiflung, und fing mit seinem Vetter einen Proceß an, um ihm die Gültigkeit des Testaments streitig zu machen. Er würde aber gar bald haben unterliegen müssen, wenn nicht alle Kaufleute in der Provinz sich seiner angenommen hätten. Die vornehmsten davon waren John Bull, ein Tuchhändler, und Nicolaus Fog, ein Leinwandhändler. Der einzige Lewis Baboon erklärte sich für den Philipp und hielt allen andern Mitbuhlern einzig und allein das Gegengewicht. Der Ausgang dieses Processes war der gewöhnliche Ausgang vieler andern Processe: die Unkosten ruinirten die Partheyen, und endlich mußten sie es zu einem Vergleiche kommen lassen. Man wird hoffentlich bey einer mäßigen Kenntniß der neuern Geschichte diese Anspielung sehr leicht verstehen, welche in dem Werke selbst durch verschiedene Episoden noch um vieles angenehmer gemacht wird. Swift war ein kühner Philosoph, der keine Verstellungen brauchte; ein strenger Richter, bey dem kein Ansehen der Person galt, und endlich ein englischer witziger Kopf, welcher oft das Lächerliche übertrieb, um es desto glücklicher zu bestreiten. Aus allen diesem wird man auf den Ton dieser satyrischen Geschichte schliessen können, von welcher es uns wundert, daß sie die Franzosen nicht eher in ihre Sprache übersezt haben. Kostet in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 12 Gr.

Beyträge[1] zu den Gedanken des Herrn von Beaumelle nebst einer neuen Uebersetzung dieser Gedanken, nach der siebenten Französischen Auflage. Berlin und Leipzig, verlegts Chr. Fr. Günther, Buchhändler zu

[1] [59. Stück. Donnerstag, den 16 May 1754.]

Glogau. 1754 in groß Octavo, 1 Alphb. 4 Bogen. Die Gedanken des Herrn von Beaumelle sind, wie bekannt, mit vielem Beyfalle aufgenommen worden; ein Glück, welches sich heut zu Tage alle diejenige Schriftsteller versprechen können, die so frey als möglich sind, wenn es ihnen nur nicht an Witze fehlt, ihre Freyheit angenehm zu machen. Bey dem allen aber kann man doch nicht leugnen, daß sie nicht einen Mann verrathen sollten, welcher selbst denkt, und mit einer grossen Kenntniß der Welt, viel Einsicht in die Geschichte und in die Staatswissenschaft verbindet. Es sind bis auf sieben Auflagen in kurzer Zeit davon ans Licht getreten, und auch eine Deutsche Uebersetzung derselben haben wir schon vor einiger Zeit erhalten. Da diese aber, ausser ihrer Unvollständigkeit, ungemein schlecht ausfiel, so hat man diese gegenwärtige um so viel weniger für überflüßig anzusehen. Sie ist richtig und zierlich gerathen, und, was ihren vornehmsten Werth ausmacht, mit Anmerkungen versehen, die den Lesern nicht anders als sehr angenehm seyn können. Beaumelle hat die meisten seiner Gedanken größtentheils auf verschiedene historische Begebenheiten, so wohl alter als neuer Zeit, gebauet; weder sein Endzweck noch seine Schreibart verstatteten, die von ihm angeführten Geschichten umständlich zu erzehlen; er beruft sich öfters nur mit einem Worte darauf, und das blosse nahmhaft machen berühmter Männer, muß seinen Sätzen schon zum Beweise dienen. Hieraus wird man auf die Nothwendigkeit der Anmerkungen, besonders für Leser, die in den mancherley Theilen der Geschichte nicht vorzüglich gewiegt sind, leicht schliessen können; und wir müssen mit Vergnügen bekennen, daß sie viel dunkles deutlich, viel zweydeutiges bestimmt, und viel unrichtiges durch kleine Verbesserungen zuverläßig machen. Kostet in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 16 Gr.

Herrn von Burigny[1] Historie der Staatsveränderungen des Kaiserthums zu Constantinopel von Erbauung dieser Stadt bis aufs Jahr 1453, da sich die Türken derselben bemächtiget haben. Aus dem Französischen übersetzt. Erster und zweyter Theil. Hamburg, in der Hertelischen Handlung im Dom 1754, in Octavo. Beyde Theile 2 Alphb 8 Bogen. Die Geschichte der Morgenländischen Kayser ist

[1] [60. Stück. Sonnabend, den 18 May 1754.]

unstreitig eine von den fruchtbarsten an grossen und ausserordentlichen Veränderungen; sie würde daher auch eine von den lehrreichsten seyn, wenn sie nicht, besonders durch die Partheylichkeit der griechischen Geschichtschreiber, sehr zweydeutig wäre gemacht worden. Unterdessen verdienet doch die Arbeit eines Schriftstellers, der uns das Glaubwürdigste aus ihnen sammelt und in eine vernünftige Ordnung bringet, allen Dank. Herr Burigny hat sie in zehn Bücher abgetheilet, wovon die ersten neune bloß die weltliche Geschichte in sich fassen, das letzte aber einzig und allein von Kirchensachen handelt. Er hat für gut befunden, alles was die Religion angeht, auf diese Art von den verschiedenen Regierungen abzusondern, damit man mit einem Blicke die vornehmsten Streitigkeiten der constantinopolischen Kirche mit der römischen, den Fortgang der Spaltung und alle verschiedene Versuche, die man zu beyder Vereinigung vorgenommen hat, übersehen könne. Diese zwey ersten Theile der Uebersetzung enthalten nur die ersten acht Bücher; das rückständige wird den dritten Theil ausmachen, welcher künftige Michaelismesse herauskommen soll. Man wird demselben einen Nachtrag zum Leben des Kayser Julians I., den der Herr von Burigny dem Uebersetzer im Manuscripte zugesandt hat, und ein vollständiges Register über alle drey Theile beyfügen. Was die Uebersetzung selbst anbelangt, so läßt sie sich sehr wohl lesen, nur daß es scheint als ob ihr Urheber die eigenthümlichen Redensarten der französischen Sprache oft nicht gehörig genug verstanden habe: er übersetzt, zum Exempel, il parla le premier, er redete der erste anstatt daß er sagen sollte zu erst. Kostet in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 18 Gr.

G. E. Leßings Schriften.[1] Dritter und vierter Theil. Berlin bey Chr. Fr. Voß. In 12mo 1 Alphb. 2 Bogen. Wir wollen den Inhalt dieser Theile mit den eignen Worten des Verfassers anführen.[2] „Den dritten Theil, sagt er, habe ich mit einem Mischmasche von Critik und Litteratur angefüllt, der sonst einen Autor „Deutscher Nation nicht übel zu kleiden pflegte. Es ist Schade, daß ich „mit diesem Bändchen, nicht einige zwanzig Jahre vor meiner Geburt, „in Lateinischer Sprache habe erscheinen können. Die wenigen Abhand„lungen desselben sind alle Rettungen überschrieben. Und wen glaubt

[1] [61. Stück. Dienstag, den 21 May 1754.] [2] [Vgl. oben S. 268.]

„man wohl, daß ich darinne gerettet habe? Lauter verstorbene Männer, „die mir es nicht dancken können. Und gegen wen? Fast gegen lauter „Lebendige, die mir vielleicht ein sauer Gesicht dafür machen werden.“ — — Es sind dieser Rettungen an der Zahl viere 1) Rettungen des Horaz. 2) Rettung des Cardanus. 3) Rettung des Inepti Religiosi und seines ungenannten Verfassers. 4) Rettung des Cochläus, aber nur in einer Kleinigkeit. Die blossen Titel sind für diejenigen lange genug, die sie nicht selbst lesen wollen. — — Der vierte Theil enthält zwey Lustspiele, wovon das eine der junge Gelehrte, und das andere die Juden, heißt. Das erste ist schon 1748 in Leipzig auf dem Neuberischen Schauplatze, nicht ohne Beyfall, aufgeführet worden. Kostet in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 16 Gr.

Le Theatre[1] *de Monsieur de Marivaux de l'Academie Françoise; nouvelle Edition. en IV Tomes, à Amsterdam et Leipzig, chez Arkstée et Merkus 1754. In 12mo.* Jeder Theil von 18 Bogen. Diese Ausgabe der theatralischen Werke des Hrn. von Marivaux ist schon vor einigen Jahren angekündiget worden. Sie ist eigentlich nichts als ein sehr saubrer und correcter Nachdruck der Parisischen, welche aus sieben Bänden besteht, und mehr als noch einmal so viel kostet. Marivaux behauptet unter den neuern schönen Geistern der Franzosen eine sehr vorzügliche Stelle. Es werden es ihm wenige an Witze und Fruchtbarkeit zuvor thun; Romanen, Lustspiele, Moralische Blätter sind mit Haufen aus seiner Feder geflossen, und haben alle eine sehr glänzende Aufnahme genossen. Man lobt an ihm besonders seine Kenntniß des menschlichen Herzens und die Kunst seiner kritischen Schilderungen; man nennt ihn einen zweyten la Bruyere, welcher ehedem so vielen Personen die Larve abriß, und ihre Eitelkeit beschämte. Nicht weniger rühmt man an ihm die blühende Schreibart, welche voll kühner Metaphern und unerwarteter Wendungen ist. Allein man tadelt auch an eben denselben die allzu grosse Kühnheit, und die zu übertriebene Begierde, überall seinen Witz schimmern zu lassen. Hiermit verbindet man noch einen andern Tadel, welcher bey strengen Freunden der Tugend weit wichtiger ist. Er soll das Laster, und besonders die Wollust, oft mit so lebhaften und so feinen Farben schildern, daß sie auf den Leser einen ganz andern

[1] [62. Stück. Donnerstag, den 23 May 1754.]

Eindruck machen, als sich ein tugendhafter Schriftsteller zu machen, vorsetzen darf; seine Beschreibungen sollen verführen, weil sie all zu natürlich sind. Von allen diesen wird man sich auch schon aus der Lesung seiner Lustspiele überzeugen können, deren Titel wir nur noch anführen wollen, weil sie ohnedem, fast alle, schon durch Uebersetzung bey uns bekannt sind. Der erste Theil bestehet aus vier Stücken: der durch die Liebe artig gewordene Harlequin; die Ueberraschung der Liebe; die gedoppelte Unbeständigkeit, und der verkleidete Prinz.[1] Der zweyte Theil enthält acht Stücke: der Bauer mit der reichen Erbschaft; das Spiel der Liebe und des Glücks; der Triumph der Liebe; die Probe; die unvermuthete Freude; der Streit; das besiegte Vorurtheil, und die Aufrichtigen. Die Stücke des dritten Theiles heissen: Hannibal, ein Trauerspiel; die unvermuthete Entwicklung; die Insel der Vernunft; die zweyte Ueberraschung der Liebe; die Aussöhnung der Liebesgötter; die unbedachtsamen Eidschwüre und das Vermächtniß. Der vierte Theil endlich schließt in sich: den gebesserten Stutzer; die falschen Vertrauten; die vertraute Mutter; den Irrthum; die glückliche List; die Schule der Mütter, und den Triumph des Plutus. Kostet in der Voßischen Buchhandlung hier und in Potsdam 2 Rthlr. 12 Gr.

Tagereisen[2] von Großcairo nach dem Berge Sinai und wieder zurück. Aus einer Handschrift des Präfektus der Franciskaner in Egipten übersezt. Mit Anmerkungen über den Ursprung der Hieroglifen und Mythologie der alten Heiden; der Gesellschaft der Alterthümer in London zugeeignet von dem hochwürdigen Robert Clayton, Bischof zu Clogher. Aus der verbesserten englischen Ausgabe übersezt von J. P. Cassel. Mit Kupfern. Hannover bey Försters Erben 1754 in 8vo auf 12 Bogen. Diese Reise ist von einem Vorsteher der Franciskaner in Aegypten, dessen Name aber unbekannt ist, im Jahre 1722 angestellet worden. Pocok hatte derselben in seinen Reisen durch die Morgenländer erwehnt, und weil der Bischof Clayton das Original davon in seiner Bibliothek hatte, so hielt er es wegen der vielen besondern und genauen Nachrichten, für werth, von ihm übersezt und der Gesellschaft der Alterthümer in London vor-

[1] den verkleideten Prinzen. [1754]

[2] [64. Stück. Dienstag, den 28 May 1754.]

gelegt zu werden. Der Franciskaner giebt besonders eine sehr umständliche Beschreibung von den alten Charaktern, die in der Wüste von Sinai, in einer Gegend, die durch den Namen Gebel el Mokatab, d. i. der beschriebenen Berge bekannt ist, anzutreffen sind. Eine ziemliche Strecke von marmornen Klippen ist damit angefüllt, und man hat hinlängliche Ursache, sie für eine uralte Schrift zu halten, die, wenn sie zu entziffern wäre, ohne Zweifel das wunderbarste Denkmal des Alterthums seyn würde. Der Bischof hält sie für ein Werk der in der Wüsten herumirrenden Kinder Israel, die zur Nachahmung der steinern Gesetztafeln Gottes, in den damals üblichen, jezt aber unbekannten Hebräischen Charaktern, vielleicht Nachrichten von der wunderbaren göttlichen Führung, zum ewigen Andenken, in diese harte Felsen eingegraben haben. Diese nun vornehmlich näher zu untersuchen, abzuzeichnen und nach England zu bringen, ermuntert er die Gesellschaft, einen Gelehrten dahin zu schicken, und erbietet sich einen Theil der dazu nöthigen Kosten zu tragen. Es ist sehr zu wünschen, daß diese gelehrte Reise zu Stande kommen möge, und es würde kein geringer Ruhm für die neuern Zeiten seyn, wenn sie den wahren Sinn dieser alten Charaktere wieder herstellen könnte, die aller Wahrscheinlichkeit nach, sehr viel übereinstimmendes mit den Nachrichten der H. Schrift enthalten müssen. Die dieser Tagreise beygefügten Anmerkungen und Untersuchungen des Bischofs, von der Bildersprache und Götterlehre der alten Heiden, und besonders der Aegypter, sind voller Gelehrsamkeit und scharfsinnigen Muthmassungen. Die deutsche Uebersetzung ist so zierlich, als es das Original und die kritische Materie zulassen wollen, gerathen. Kostet in der Voßischen Buchhandlung hier und in Potsdam 6 Gr.

Zergliederung der Schönheit,[1] die schwankenden Begriffe von dem Geschmacke festzusetzen, geschrieben von Wilhelm Hogarth. Aus dem Englischen übersezt von C. Mylius. London bey And. Linde 1754. in 4to auf 20 Bogen nebst zwey grossen Kupfertafeln. Herr Hogarth ist unstreitig einer der größten Mahler, welche England jemals gehabt hat. Was ihn besonders berühmt gemacht, ist dieses, daß er in alle seine Gemählde eine Art von satyrischer Moral zu bringen gewußt, die das Herz

[1] [65. Stück. Donnerstag, den 30 May 1754.]

an dem Vergnügen der Augen Theil zu nehmen, nöthiget. Natur, Leben und Reitz, hat man durchgängig darinne bewundert, und diese bey ihm für die Wirkungen eines glücklichen Genies gehalten, bis er in dem gegenwärtigen Werke zeigte, daß auch ein tiefes Nachdenken über die Gegenstände seiner Kunst damit verbunden gewesen. Und diesem Nachdenken eben haben wir eine Menge neuer Ideen zu danken, die in der ganzen Materie von der Schönheit ein Licht anzünden, das man nur von einem Manne erwarten konnte, dem auf der Seite des Gelehrten eben so wenig, als auf der Seite des Künstlers fehlte. Er hat seine Schrift in siebenzehn Hauptstücke abgetheilt. In den ersten sechsen handelt er von den schon bekannten Gründen, von welchen man durchgängig zugesteht, daß sie, wenn sie wohl vermischt werden, allen Arten von Zusammensetzungen, Annehmlichkeit und Schönheit geben. Diese Gründe sind: die Richtigkeit, die Mannigfaltigkeit, die Gleichförmigkeit, die Einfachheit, die Verwicklung und die Grösse, welche alle bey Hervorbringung der Schönheit zusammen wircken, indem sie einander gelegentlich verbessern und einschrenken. In dem siebenden Hauptstücke wendet er sich zu den Linien, in welche alle Formen eingeschlossen seyn müssen, und findet, daß die Wellenförmige Linie die wahre Linie der Schönheit, und die Schlangenlinie die wahre Linie des Reitzes sey. Auf der Betrachtung dieser beyden Linien beruht das ganze Hogarthsche System von der Schönheit. Er zeigt nehmlich, wie aus ihrer Zusammensetzung alle angenehme Formen entstehen, und wie wunderbar sie besonders in dem Meisterstücke aller sinnlichen Schönheit, in dem menschlichen Körper, angebracht sind. Auch in den übrigen Hauptstücken, wo er von den Verhältnissen, von dem Lichte und Schatten, und von den Farben redet, zeigt er ihren Einfluß, welcher sich besonders in dem 16ten Hauptstücke von der Stellung, am meisten äussert. Man darf nicht glauben, daß bloß Mahler und Bildhauer oder Kenner diesen beyden Künste, das Hogarthsche Werk mit Nutzen lesen können. Auch Tanzmeister, Redner und Schauspieler, werden die vortreflichsten Anmerkungen darinnen finden, und noch mehrere durch kleine Anwendungen selbst daraus ziehen können. Ja so gar Dichter und Tonkünstler, werden, vermöge der Verbindung welche alle Schönen Künste und Wissenschaften untereinander haben, ähnliche Gründe der Schönheit in den Werken des Geistes und der Töne darinne entdecken, und ihren schwankenden Geschmack auf feste und unwandelbare

Begriffe zurückbringen lernen. Die zwey darbey befindlichen Kupfertafeln sind von der eignen Hand des Herrn Hogarths, die ihnen mit Fleiß nicht mehr Schönheit gegeben hat, als sie zum Unterrichten nöthig haben. Von der Güte der Uebersetzung dürfen wir hoffentlich nicht viel Worte machen, da sie sich von einem Manne herschreibt, der selbst mit dem Schönen in der Natur und Kunst bekannt war, und den wir zu beyder Ausbreitung viel zu zeitig verlohren haben. Sein Aufenthalt in London verschafte ihm Gelegenheit, den Herrn Hogarth selbst bey der Uebersetzung zu Rathe zu ziehen, welches er auch so oft gethan zu haben versichert, daß man seiner Uebersetzung dadurch eine Art von Avthenticität beylegen kan. Kostet in der Voßischen Buchhandlung hier und in Potsdam 5 Rthlr.

La Philosophie[1] *du bon-sens ou Reflexions philosophiques sur l'incertitude des connoissances humaines; à l'usage des Cavaliers et du beau sexe; huitieme edition, corrigée, augmentée de deux Dissertations morales etc. par Mr. le Marquis d'Argens. en II Tomes. à Dresde 1754. chez G. C. Walther. In 8vo.* 2 Alphb. 20 Bogen. Dieses ist eine neue Ausgabe eines Buchs, welches man, wie fast alle Schriften des Herrn Marquis d'Argens, mit vieler Begierde gelesen hat. Wenn man die vorhergehenden Ausgaben dagegen stellt, so wird man finden, daß diese, in Betrachtung der vielen jezt dazugekommenen Vermehrungen und Verbesserungen, kaum als Versuche anzusehen sind. Doch hat der Verfasser bey dieser neuen Umarbeitung seinen alten Plan nirgends aus den Augen gelassen, welcher darinne bestand, daß er vornehmlich Leuten vom Stande nützlich seyn und sie an dem pedantischen Stolze der Halbgelehrten rächen möge. In dieser Absicht suchte er überall zu zeigen, daß alle die Männer, die man als Orakel in den Wissenschaften betrachte, nichts als kühne Ignoranten wären, die sich durch ihre Eitelkeit selbst am ersten betrögen, und sich bloß durch Hülfe einiger unverständlichen Worte gegen die Anfälle der gesunden Vernunft und des natürlichen Lichts vertheidigten. Ein kühnes Unternehmen, in der That; welches aber doch ein merkliches von seinem Sonderbaren dadurch verliert, daß sich der Herr Marquis gleichwohl nichts bessers, als jene Männer, zu seyn dünkt. Sein ganzes Werk theilt sich in sieben Betrachtungen. Die erste Betrachtung handelt von der Ungewißheit der Geschichte; die zweyte betrift die Vernunft-

[1] [68. Stück. Donnerstag, den 6 Junius 1754.]

lehre; und die dritte handelt von den allgemeinen Gründen der Naturlehre. Diese drey machen den ersten Band aus. Die vierte Betrachtung ist der Metaphysik, so wie die fünfte der Sterndeuterey, gewidmet. Aber hat es sich wohl der Mühe verlohnt, diese letztere zu unsern Zeiten zu verschreyen? Die sechste Betrachtung handelt von den Annehmlichkeiten der Gesellschaft, und die siebende von dem glücklichen Leben. Diese zwey hat der Verfasser ganz neu hinzugefügt, und man hat sie als den Inbegrif der ganzen Moral anzusehen, welche zur Vollständigkeit seines Werks noch mangelte. Gleichergestalt hat er eine critische Untersuchung der Betrachtungen des Abts von Olivet über die Theologie der griechischen Philosophen beygefügt, in welcher er mehr Gelehrsamkeit zeigt, als ihm vielleicht mancher möchte zugetrauet haben. Kostet in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 1 Rthlr. 16 Gr.

Der Schwärmer,[1] oder Herumstreifer. Eine Sittenschrift aus dem Englischen. Erster und zweyter Band. Stralsund und Leipzig auf Kosten J. J. Weitbrechts. 1754. In groß 8vo. Jeder Band von 22 Bogen. Diese Wochenschrift ist in England unter dem Titel the Rambler, vor einigen Jahren ans Licht getreten. Dieses Wort bedeutet eigentlich einen Landläufer, der nirgends eine bleibende Stäte hat; hier aber soll ein Schriftsteller darunter verstanden werden, der sich weder an eine gewisse Ordnung, noch an eine gewisse Materie bindet, sondern seinen Betrachtungen freyen Lauf läßt, so daß er die Worte des Horaz zu seinem Sinnspruche machen kann:

Nullius addictus jurare in verba magistri,
Quo me cumque rapit tempestas deferor hospes.

Das eigentliche Feld, worinne er herumschweift, ist die Moral; ein Feld, durch welches schon so mancher Autor seine Leser geführet und geschleppet hat. Gleichwohl ist noch genug darinne zu entdecken, wenn man nur das Glücke hat, in die Hände eines Mannes zu fallen, dem es weder an Einsicht noch an Geschmack fehlt, wo nicht immer ein neues Licht auf unsre Seele strahlen zu lassen, und unserm Blicke neue Aussichten zu eröfnen, wenigstens die Stellung und den Anputz gemeiner Gegenstände so abzuändern, daß er ihnen neue Anmuth und kräftigere Reitze mittheilet. Die letztere Geschicklichkeit besitzet der Schwärmer vorzüg-

[1] [71. Stück. Donnerstag, den 13 Junius 1754.]

lich, und er weiß immer über die Gefielde, durch welche der Verstand bereits fortgerückt ist, Bluhmen zu streuen, welche ihn antreiben können zurückzukehren, und Dinge, bey denen er zu eilfertig vorüber gegangen war, oder die er nur obenhin betrachtet hatte, zum zweytenmale eines Anblicks zu würdigen. Auch in der Einkleidung ist er ungemein reich. Bald ist es eine Allegorie, bald eine Geschichte, bald eine Fabel, bald ein Traum, bald ein Charakter, in die er den Ernst seiner Betrachtungen hüllet, die überall eben so heuter als gründlich sind. Dann und wann wagt er auch einige Streifereyen in das Reich des Geschmacks und der Critik, wohin in dem ersten Bande besonders die Abhandlung von dem Schäfergedichte, und in dem zweyten, die Untersuchung der Versification des Miltons gehören. Wir müssen bekennen, daß es ihm nirgends mißlingt, und daß wir uns im voraus auf den dritten und vierten Band freuen, deren Uebersetzung auf künftige Michael Messe gewiß folgen soll. Die Arbeit welche die Uebersetzer daran gewandt haben, ist sehr glücklich ausgefallen; nur Schade daß sie dann und wann durch ziemliche Druckfehler verstellet wird. So finden wir z. E. daß auf der 217 Seite des zweyten Bandes eine Anmerkung des Uebersetzers mit in den Text gekommen ist, welches manchem vielleicht eine unangenehme Verwirrung machen wird. Kostet in der Voßischen Buchhandlung hier und in Potsdam 1 Rthlr. 18 Gr.

Anton Baniers,[1] Mitglieds der Akademie der Inschriften und schönen Wissenschaften, Erleuterung der Götterlehre und Fabeln aus der Geschichte, aus dem Französischen übersetzt, in seinen Allegaten berichtiget, und mit Anmerkungen begleitet, von Joh. Adolf Schlegeln. Erster Band. Leipzig bey Joh. Gottfr. Dyck. 1754. In groß 8vo. 2 Alphb. 20 Bogen. Die Erlernung der Mythologie ist auch noch jetzt unentbehrlich. Zwar ist die Nothwendigkeit derselben, in Absicht auf die Religion weggefallen, und wir können jetzt der Mühe völlig überhoben seyn, sie nach dem Exempel der erstern Kirchenväter deswegen zu studiren, um ernstliche Wiederlegungen des heidnischen Aberglaubens daraus herzuhohlen. Desto fester aber hat sie sich unter den schönen Künsten und Wissenschaften gesetzt, welche kein geringes Hilfsmittel ent-

[1] [72. Stück. Sonnabend, den 15 Junius 1754.]

behren würden, wenn die Götterlehre und Fabel unbebaut liegen blieben. Ohne sie würde uns die Hälfte der Schönheiten der alten Dichter und Redner unverständliche Räthsel bleiben; und ohne sie würden wir nur halb von den theuern Resten der alten Bildhauerkunst urtheilen können. Doch auch ausser diesen Vortheilen, welche, wenn sie auch die einzigen wären, schon groß genug seyn würden, können auch die wichtigern Wissenschaften Kenntnisse daraus schöpfen, die zu ihrer Erweiterung und Erklärung nicht wenig beytragen. Ohne der Sittenlehre, der Naturkunde und der reinen Gottesgelahrtheit zu gedenken, ist es besonders die Historie, welche sehr wichtige Dienste von ihr erhält. In Beziehung auf diese letztre hat sie besonders Banier, wie bekannt, in dem gegenwärtigen Werke erläutert, welches längst, in unsre Sprache übergetragen zu werden, verdient hätte. Doch es ist eben so gut, daß diese Arbeit dem Herrn Schlegel vorbehalten worden, weil es sehr zweifelhaft ist, ob sie irgend ein andrer mit eben so viel Gelehrsamkeit und Geschmack würde ausgeführt haben. Der erste Theil seiner Uebersetzung erscheinet zwar, dem Versprechen nach, um ein halbes Jahr später; allein man wird diesen Aufschub leicht entschuldigen, wenn man die unsägliche Mühe nur ein wenig überlegt, die vornehmlich die Berichtigung der Allegaten in einem solchen Werke gekostet hat. Herr Schlegel hat ihm dadurch eine Art der Zuverläßigkeit gegeben, die es für sich selbst bey nahe nicht haben konnte, indem es die Gelehrten fast für nichts weiter, als für einen Zusammenhang wohlgewählter Auszüge aus den dahin gehörigen Schriften der Neuern wollten gelten lassen. Nebst diesen richtigen Allegaten sind von ihm auch Anmerkungen hinzu gekommen, welche seine Urschrift oft wiederlegen, öftrer erläutern, allezeit aber ergänzen, und seiner Brauchbarkeit einen Grad der Vollkommenheit geben, der ihr ohne dieselben gewiß mangeln würde. Die Leser werden selbst am besten davon urtheilen können, und deswegen den übrigen Bänden eben so begierig, als wir, entgegen sehen. Kostet in der Voßischen Buchhandlung hier und in Potsdam 2 Rthlr. 8 Gr.

Caspar Abels[1] Stifts- Stadt- und Landchronik des jetzigen Fürstenthums Halberstadt, worinne die Geschichte dieses ehemaligen Bischofthums, und der vor Alters

[1] [74. Stück. Donnerstag, den 20 Junius 1754.]

unter dessen Kirchensprengel mit gehörigen benachbarten Länder, des Erzstifts Magdeburg, und der Abtey Quedlinburg und Gernrode, wie auch anderer Fürstenthümer und Grafschaften, Hohenstein und Regenstein rc. als nehmlich die ordentliche Folge der Bischöfe, Erzbischöfe und Aebtißinnen, samt einer accuraten Liste aller Stifter und Klöster, Gauen, Graf- und Herrschaften, Städte, Schlösser und Dörfer, deren wichtigsten Begebenheiten in Krieg und Friedenszeiten rc. aus vielen alten und neuen Chroniken und Scribenten, Manuscripten und Diplomaten, mit vieljährigem Fleisse zusammen getragen, und nach der Wahrheit beschrieben worden. Mit Kupfern. Bernburg verlegts Chr. Gottfr. Cörner 1754. In 4to 3 Alphb. 12 Bogen. Die Verdienste des Herrn Prediger Abels um die Geschichte und Alterthümer Deutschlands sind bekannt, und es ist wahrscheinlich, daß sie durch das gegenwärtige neue Werk keinen geringen Zuwachs erhalten werden. Er hat an dieser Halberstädtischen Chronik schon seit funfzig Jahren gearbeitet, und es würde gewiß ein Foliante daraus geworden seyn, wenn nicht Herr Gensch, der sie verlegen sollen, keine andre Bücher aber als Folianten zu verlegen pflegte, zu zeitig gestorben wäre. Unterdessen ist ein Quartant doch auch keine Kleinigkeit, besonders wenn er so viel Mühe und Fleiß ihn zusammen zu tragen gekostet hat. Herr Abel hat nicht allein die Schriften des Winnigstädts, Sagittarius, Reumanns, Leuckfelds, Spangenbergs, Dressers und andrer, die sich mit der Halberstädtischen Historie beschäftigt, zu Hülfe genommen, sondern auch aus den grossen historischen Sammlungen eines Meiboms, eines Maders, eines Leibnitz, eines Eckards, eines Menkens, alles zusammen gesucht, was zur gehörigen Ausdehnung und Bebauung seines Feldes nöthig und nützlich war. Da er aber nicht nur für die Gelehrten, sondern auch für die Ungelehrten schreiben wollen, so ist keine blosse diplomatische Stiftshistorie, dergleichen der Herr Hofrath Lenz geliefert hat, daraus entstanden; sondern eine Historie die mit den wichtigsten Begebenheiten, und mit allem angefüllt ist, was so wohl in den bürgerlichen Verfassungen, als in dem Reiche der Natur, an Pest, theurer Zeit, Feuer und Wassersnoth, merkwürdiges vorgefallen. Er theilet die ganze Geschichte in drey Bücher, wovon wir nur die Haupttittel anführen

wollen, da sie ohnedem keines umständlichern Auszugs fähig ist. Das erste Buch handelt also von dem alten Zustande der zum Stift Halberstadt gehörigen Länder; das zweyte von den Bischöfen zu Halberstadt und Erzbischöfen zu Magdeburg bis auf die Vereinigung beyder Stifter; und das dritte von den Erzbischöfen und Bischöfen zu Magdeburg und Halberstadt, nach der Vereinigung beyder Stifter, bis auf die Verwandlung in weltliche Staaten. Kostet in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 1 Rthlr. 12 Gr.

Theophrasts[1] Kennzeichen der Sitten; nebst des Herrn Johann de la Bruyere moralischen Abschilderungen der Sitten dieser Zeit. Aus dem Französischen übersetzt von einem Mitgliede der Königl. Deutschen Gesellschaft zu Königsberg in Preussen. Zwey Theile. Regenspurg und Wien; verlegts E. Fr. Bader 1754. In 8vo. 1 Alphb. 18 Bogen. Bey der erstaunlichen Menge Bücher, die man in den neuern Zeiten aus dem Französischen übersetzt hat, ist es ein wahres Wunder, daß man nicht schon längst dem gegenwärtigen Werke diesen kleinen Dienst erwiesen. Zwanzig andre Schriften, die doch nichts als mittelmäßige Nachahmungen desselben sind, hat man deutsch lesen können, nur das Original hat man in seiner Grundsprache gelassen, und unsre Landsleute lieber zu abgeleiteten Bächen, als zu den Quellen führen wollen. Aber so geht es; gute Bücher verlangen gute Uebersetzer, und diese sind unter uns seltner als man denkt. Bruyere ist einer von den schwersten Schriftstellern; seine Gedanken sind fein, und eben so fein ist auch der Ausdruck, in den er sie eingekleidet. Diese Feinheit also, und die kleinen Schattierungen die in seinen moralischen Gemählden befindlich sind, verlangen eine sehr saubre Bearbeitung, und der geschickteste Uebersetzer sieht sie wohl oft unter seinen Händen verfliegen. Endlich aber haben wir in vergangner Messe auf einmal zwey Uebersetzungen der gedachten Charaktere erhalten, welche beyde aus Federn, die in dergleichen Dingen geübt sind, geflossen zu seyn scheinen. Besonders ist die angeführte so gerathen, daß man den Geist des la Bruyere überall erblickt, und daß wir wohl sagen können, er werde sich selbst nicht anders ausgedrückt haben, wenn ihn das Glück, in deutscher Sprache zu schreiben, verurtheilt

[1] [75. Stück. Sonnabend, den 22 Junius 1754.]

gehabt hätte. Der Herr Uebersetzer hat fünf Jahre über seiner Arbeit zugebracht, und auch dieses erweckt schon ein sehr gutes Vorurtheil, weil man sonst wohl nichts weniger, als Uebersetzungen, mühsam auszufeilen gewohnt ist. Den so genannten Schlüssel hat er wohlbedächtig weggelassen. Dergleichen Dinge sind Nahrungen der Bosheit und Schadenfreude, welche sich am allerwenigsten zu einem Werke, das der allgemeinen Besserung gewidmet ist, schicken. Kostet in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 16 Gr.

Wir haben[1] vor weniger Zeit der Hogarthschen Zergliederung der Schönheit rc. gedacht, und sie als ein Werk, das voll neuer Gedanken sey, angepriesen. Wir haben gesagt, daß es ein Lehrgebäude enthalte, welches einzig und allein geschickt ist, die verschiedene Begriffe der Menschen von dem, was gefällt, auf etwas gewisses zu bringen, und das elende Sprichwort, daß man über den Geschmack weder streiten könne noch dürfe, aus dem Munde des Pöbels und der Gelehrten zu verbannen. Es enthält, wie wir berührt haben, keine leeren und unfruchtbaren Betrachtungen, die mit Recht den Namen Grillen verdienen, wenn sie keine praktische Anwendung leiden, sondern der Nutzen desselben erstreckt sich so weit, als sich das Schöne der Formen erstreckt. Alle Künste und Wissenschaften, die sich damit beschäftigen, werden ein neues Licht daraus entlehnen können. Der Philosoph, der Naturalist, der Antiquar, der Redner auf der Kanzel und auf der Bühne, der Mahler, der Bildhauer, der Tänzer, haben es fast für ein unentbehrliches Buch zu betrachten. Doch nicht sie allein, sondern auch alle, welche sich mit dem Titel der Kenner begnügen lassen, aber oft von Dingen, wobey es auf die Nachahmung der schönen Natur ankommt, so unbestimmte und widersprechende Urtheile fällen, daß sie den Mangel an festen und sichern Begriffen nur allzudeutlich verrathen. Ja es fehlt nicht viel, so wird der Nutzen des Hogarthschen Systems auch bis auf das Reich der Mode auszudehnen seyn, so daß man auch da, wo man sonst nichts als gelegentlichen Eigensinn wahrnahm, durch Hülfe desselben etwas gewisses wird angeben können. Man wird angemerkt haben, daß die deutsche Uebersetzung dieses vortreflichen Werks, welche Herr Mylius in Londen besorgt hat, sehr theuer sey. Sie beträgt, ausser 2 Kupfertafeln, nicht

[1] [76. Stück. Dienstag, den 25 Junius 1754.]

mehr als 22 Bogen in Quart, und kostet gleichwohl nicht weniger als fünf Thaler; ein Preis der ohne Zweifel die allgemeine Brauchbarkeit desselben sehr verhindern muß. In dieser Betrachtung hat sich der Verleger dieser Zeitungen entschlossen, einen neuen verbesserten Abdruck den Liebhabern in die Hände zu liefern, und einen Thaler Vorschuß darauf anzunehmen, für welchen er ihnen in sechs Wochen, ohne einigen Nachschuß, eingehändiget werden soll. Die Kupfer werden bereits mit möglichster Sorgfalt gestochen, und man schmeichelt sich, daß man auch sonst mit dem Aeussern zufrieden seyn werde. Nach Verlauf gedachter sechs Wochen, wird das Werk unter 2 Thalern nicht zu bekommen seyn. Einen verbesserten Abdruck wird man es deswegen mit Recht nennen können, weil man ihm durch verschiedne kleine Veränderungen im Style, diejenige Deutlichkeit gegeben hat, die ihm an vielen Stellen zu fehlen schien. Auch wird man, als eine kleine Vermehrung, die aus dem Französischen übersetzte Erklärung der Hogarthschen satyrischen Gemälde beyfügen. Ein mehreres kan man aus der gedruckten Nachricht ersehen, welche in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam ohne Entgeld ausgegeben wird.

Des Abts von Marigny[1] Geschichte der Araber unter der Regierung der Califen. Aus dem Französischen. Zweyter Theil. Berlin und Potsdam bey Chr. Fr. Voß 1754. In 8vo 1 Alphb. 15 Bogen. Dieser zweyte Theil fängt mit dem Hassan, dem fünften Califen an, und geht bis auf den sechs und zwanzigsten Califen, Namens Mamon. Er enthält also die Jahre der Hegire 40—213, welches die Jahre nach Christi Geburth 660—833 sind. Man wird auch in diesem eine Menge wichtiger Begebenheiten finden, deren Einfluß sich nicht allein auf das kleine Arabien, sondern zugleich auf die ganze christliche Welt erstreckte, die dem Verluste, den sie in dem Verfalle des griechischen Kayserthums leiden sollte, immer näher und näher kam. Doch nicht die kriegrischen Vorfälle allein sind es, die diesen Zeitpunkt merkwürdig machen. Einen besondern und ganz eignen Glanz erhält er von den allmäligen Bemühungen seiner letztern Califen, besonders des Harun-al-Raschid und des Mamon, die Wissenschaften in ihren Ländern einzuführen, und ihre Unterthanen einer

[1] [79. Stück. Dienstag, den 2 Julius 1754.]

Barbarey zu entreissen, die um so viel härter auf ihnen lag, je mehr sie von den Vorurtheilen der Religion gerechtfertiget ward. Der Anfang einer so wichtigen Epoche für den menschlichen Verstand, der sich plötzlich unter ungesitteten kriegrischen Völkern aufzuklären anfing, so daß sie in kurzem eben so viel Gelehrte als Helden aufzuweisen hatten, wird nicht anders als mit vielem Vergnügen können gelesen werden. Es wird ein Schauspiel von einer ganz besondern Art seyn, Nachfolger des Mahomets, ohne Unterscheid der Religion, unter Dichtern, Meßkünstlern und Weltweisen leben, und sich so erniedrigen zu sehen, daß sie bey ihren Feinden, mit Versprechung eines ewigen Friedens, um die Ueberlassung eines Philosophen bitten, und bloß deswegen, weil man ihnen denselben versagt, aufs neue gegen die Christen zu den Waffen greifen. Kostet in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 12 Gr.

Der[1] mit seiner Donna Charmante herumirrende Ritter Don Felix. Frankfurt und Leipzig 1754. In 8vo. 1. Alphb. 10 Bogen. Wenn dieser Titel nicht schon einen elenden Roman verriethe, so dürften wir nur sagen, daß es ohngefehr eine Nachahmung der bekannten Felsenburg seyn solle. Sie ist, welches wir zugestehen müssen, unendlich elender als das Original; aber eben deswegen, wenn wir uns nicht irren, weit lesbarer. Was wir sagen ist leicht zu begreifen, wenn man nur erwägen will, daß in den Werken des Witzes nichts ekelhafter als das Mittelmäßige ist; und daß hingegen das ganz Schlechte, wenn es einen gewissen Grad der Tiefe erlangt hat, eben deswegen, weil man es sich schwerlich schlechter einbilden kann, eine Art von Belustigung bey sich führt. Man fängt nehmlich alsdann an, sich an der Armuth des Schriftstellers, an den Martern, die er seiner Einbildungskraft hat anthun müssen, an den gestohlnen Blümchen, und an dem Wirwarre seines Ausdrucks zu ergötzen; man urtheilt, wie sehr er selbst seine Einfälle möge bewundert haben; man ist im Geiste bey ihm, und genießt mit ihm das Vergnügen, durch ganze Alphabete nicht die geringste Spur eines gesunden Verstandes zu finden; und endlich verläßt man ihn mit einem wahren Erstaunen, welches in Satyre und Galle ausbrechen würde, wenn sich nicht die Barmherzigkeit für ihn ins Mittel schlüge. Aus diesen Gründen also wagen wir es, auch Lesern von Ge-

[1] [80. Stück. Donnerstag, den 4 Julius 1754.]

schmack die Donna Charmante anzupreisen; sie kostet ein weniges, und erweckt ganz gewiß Appetit nach etwas bessern. In den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 10 Gr.

Nachricht[1] von einem neuen Abdrucke der Hogarthschen Zergliederung der Schönheit x. Wenn irgend ein neues Werk viele Lobsprüche erhalten, und noch mehrere verdient hat, so ist es gewiß des Herrn Hogarths Analisis of Beauty (Zergliederung der Schönheit x.) Die gelehrten Tagebücher und Zeitungen haben seiner schon zu oft gedacht, als daß der Inhalt nicht den meisten schon bekannt seyn sollte. Hr. Hogarth hatte das Schöne der Formen, als den Gegenstand seiner Kunst auch zum Gegenstande seines philosophischen Nachdenkens gemacht, und war endlich auf ein Lehrgebäude gekommen, welches einzig und allein geschickt ist, die verschiedenen Begriffe der Menschen von dem, was gefällt, auf etwas gewisses zu bringen, und das elende Sprichwort, daß man über den Geschmack weder streiten könne noch dürfe, aus dem Munde des Pöbels und der Gelehrten zu verbannen. Ihm werden wir es also zu verdanken haben, wenn man bey dem Worte schön, das man täglich tausend Dingen beylegt, künftig eben so viel denken wird, als man bisher nur empfunden hat. Es enthält aber dieses Werk des Hrn. Hogarths keine leeren und unfruchtbaren Betrachtungen, die mit Recht den Namen Grillen verdienen, wenn sie keine praktische Anwendung leiden; sondern der Nutzen desselben erstreckt sich so weit, als sich das Schöne der Formen erstreckt. Alle Künste und Wissenschaften, die sich damit beschäftigen, werden ein neues Licht daraus entlehnen können. Der Philosoph, der Naturalist, der Antiquar, der Redner auf der Kanzel und auf der Bühne, der Mahler, der Bildhauer, der Tänzer, haben es fast für ein unentbehrliches Buch zu betrachten. Doch nicht sie allein, sondern auch alle, welche sich mit dem Tittel der Kenner begnügen lassen, aber oft von Dingen, wobey es auf die Nachahmung der schönen Natur ankomt, so unbestimmte und widersprechende Urtheile fällen, daß sie den Mangel an festen und sichern Begriffen nur allzudeutlich verrathen. Ja es fehlt nicht viel, so wird der Nutzen des Hogarthschen Systems auch bis auf das Reich der Mode aus-

[1] [80. Stück. Donnerstag, den 4 Julius 1754. Wiederholt im 90. Stück (Sonnabend, den 27 Julius 1754).]

zudehnen seyn, so daß man auch da, wo man sonst nichts als gelegentlichen Eigensinn wahrnahm, durch Hülfe desselben etwas gewisses wird angeben können. Man weis, daß Hr. Mylius bey seinem Aufenthalte in England dieses Hogarthsche Werk, unter der Aufsicht des Verfassers, ins Deutsche übersetzt hat. Die Uebersetzung ist in London gedruckt, und beträgt, ausser den zwey grossen Kupfertafeln, nicht mehr als 22 Bogen in Quart. Gleichwohl aber kostet sie weniger nicht als fünf Thaler, welches ohne Zweifel ein Preis ist, der die allgemeine Brauchbarkeit derselben sehr verhindert. Was aber nutzt das vortreflichste Buch, wenn es nicht allen denen in die Hände kommen kann, die es mit Vortheil zu brauchen im Stande sind? Ich habe mich daher entschlossen, diese Myliussische Uebersetzung der Welt durch einen neuen verbesserten Abdruck zu überliefern, und mache in dieser Absicht bekannt, daß er in einer Zeit von sechs Wochen wird an das Licht treten können. Die Kupfer werden bereits mit der größten Sorgfalt nachgestochen, und ich schmeichle mir im voraus, daß man sowohl mit diesen, als mit dem Aeusserlichen des Drucks zufrieden seyn soll. Als eine kleine Vermehrung wird man noch eine aus dem Französischen übersetzte Erklärung der Hogarthschen satyrischen Gemählde beyfügen. Zu mehrerer Bekanntmachung des Werks bin ich gesonnen bis zu Ablauf dieser sechs Wochen, einen Thaler Vorschuß anzunehmen, für welchen es zu gesetzter Zeit den Herrn Pränumeranten ohne einigen Nachschuß eingehändiget werden soll. Nach Verlauf dieses Termins, werde ich es unter zwey Thaler nicht verlassen können. Die Liebhaber werden sich deßwegen an mich selbst hier und in Potsdam, oder an jede Buchhandlung, die ihnen ihres Orts am nächsten ist, zu wenden belieben. Für diejenigen, welche allzuweit entfernt sind, wird man auch in Ansehung des Termins gehörige Nachsicht zu haben nicht unterlassen. Berlin, den 1sten Julius 1754. Ch. Fr. Voß.

Leipzig.[1] Im Lanckischen Verlage allhier wird verkauft: Joh. Gottfr. Ohnes. Richters Ichthyotheologie, oder Vernunft- und Schriftmäßiger Versuch, die Menschen aus Betrachtung der Fische zur Bewunderung, Ehrfurcht und Liebe ihres Schöpfers zu führen. Mit Kupfern, in groß Octav 2 Alphb. 14 Bogen. Wir sehen nunmehro mit Vergnügen,

[1] [83. Stück. Donnerstag, den 11 Julius 1754.]

daß sich ein Mann, der lange Zeit Gelegenheit gehabt, zu Rampitz an der Oder, die Fische zu betrachten, einem solchen mühsamen Geschäfte mit so vielem Fleisse unterzogen hat. Es scheinet als wenn die Wassergeschöpfe insgesammt genommen, unter allen unvernünftigen Thieren auf dem Erdboden fast am geschicktesten dazu sind, die überschwenglich grossen Eigenschaften GOttes an den Tag zu legen. Der Hr. Pastor Richter hat es auch zur Gnüge gewiesen. Er betrachtet anfänglich, den Ursprung, Namen, das Wesen, nebst den Arten und Eigenschaften der Fische; hernach ihren mannigfaltigen Gebrauch und Nutzen; ferner die göttlichen Absichten bey den Fischen, besonders dasjenige, dessen von ihnen in der Bibel gedacht wird. Alsdenn kömt er auf die fabelhaften, fremden und wunderbaren Fische; wie Gott aus ihnen zu erkennen, und wie die Pflichten der Menschen daraus herzuleiten sind. Der zweyte Theil enthält eine ausführliche Beschreibung von zwölf Oderfischen, die er so wohl prosaisch als poetisch entworfen hat. Weil ihm der Raum mangelte, so hat er noch zwölf andere Fische nur sehr kurtz beschreiben müssen. Was das Werk noch besonders schätzbar machet, ist das S. 650—694 vorkommende Verzeichniß aller Fische in Meeren, Seen, Flüssen, Strömen und Teichen der bekannten Welttheile, so viel deren aus der Erfahrung bekannt sind; wo der Hr. Pastor so wohl die lateinischen als deutschen Namen hinzufüget, welches den Lesern, und überhaupt den Liebhabern dieser Dinge, einen guten Vortheil verschaffet. Dem Werke ist durch ein dienliches Register gleichfals ein Vorzug verschaffet worden. Kostet in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 20 Gr.

Hamburgische Beyträge[1] zu den Werken des Witzes und der Sittenlehre. Zweyter Band, erstes Stück. Hamb. Bey Ch. W. Brandt. Wir haben diese periodische Schrift schon zu verschiedenenmalen angepriesen. Auch von diesem Anfange des zweyten Bandes müssen wir sagen, daß er mit schönen und lesenswürdigen Stücken angefüllt ist. Besonders wird es jeder Vernünftige ihren Verfassern danken, daß sie in Ermanglung guter Originalstücke, sich nicht schämen das Beste den Ausländern abzuborgen; nur Erweitrer können glauben, daß sie zum übersetzen zu groß sind. Ausser verschiedenen Briefen des

[1] [85. Stück. Dienstag, den 16 Julius 1754.]

St. Mard, und einigen Stücken aus den Versuchen des Hr. Hume, wird man eine poetische Uebersetzung einer von den Youngischen Nächten, des Rückfalls, finden. Sie hat den sel. Herrn Oeder zum Verfasser, den man allezeit als einen starken Dichter gekannt hat. Das angenehmste in diesem Stücke aber werden ohne Zweifel die kleinen Gedichte des Herrn Gray seyn, die gewiß in ihrer Art vollkommen sind. Kostet in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 6 Gr.

Gedanken[1] mit einer Uebersetzung des Hymne über die vier Jahrszeiten, aus dem Englischen des Thomsons. Frankfurt und Leipzig, bey J. Ch. Kleyb 1754. In 12mo auf 2 Bogen. Die Art durch einzelne abgesonderte Gedanken ein Schriftsteller zu werden, scheinet leichter zu seyn, als sie in der That ist. Da sie sich der Mühe der Einkleidung überhebt, so giebt sie uns ein Recht, in dem Wesentlichen dessen, was vorgetragen wird, einen desto grössern Grad der Vollkommenheit zu erwarten. Vornehmlich müssen alle ihre Gedanken neu und nicht gemein seyn, weil alte und gemeine Gedanken nur bey dem Ausfüllen, und bey Verfolgung einer Materie erträglich sind. Ja diese neue Gedanken müssen auch mit neuen Wendungen vorgetragen werden, und eine gewisse sinnreiche Kürze haben, um auch dadurch den Namen Gedanken zu verdienen, daß sie dem Leser zu mehr und mehr Gedanken Anlaß geben. — — Was wir hier in allgemeinen Ausdrücken gesagt haben, hätten wir auch in besondern von den angeführten zwey Bogen sagen können, wenn sie unser Lob nicht mehr verdienten als bedürften. Wir wollen eine einzige Stelle daraus anführen, welche aus mehr als einer Ursache von einem Deutschen überdacht zu werden verdienet. „Die meisten, heißt es auf der 24 Seite, sind ge„wohnt, sich im Urtheilen nach andern zu richten, ihnen nachzurühmen „und nachzutadeln. Wäre dieses nicht, so hätte man längst unter den „Deutschen kühn gesagt: Wolf sey grösser als Newton. Newton schrieb „eine bessere Optik und Astronomie, als sein Lehrer Kepler. Wolf aber „übersah zuerst in einem System alle physische und moralische Wissen„schaften. Er schrieb zuerst eine Kosmologie, eine Aerometrie, ein zu„sammenhangendes Recht der Natur und eine Moral. Hätte Newton in „der Metaphysik, wie der Herr von Voltaire sich ausdrückt, den Ball

[1] [86. Stück. Dienstag, den 16 Julius 1754.]

„gut genug schlagen können; so würde er über die Offenbarung Johannis „nicht närrisch geworden seyn. Newton hatte aber in den Wissenschaften „nur einen Geschmack. Die Deutschen, die nur allein zu philosophiren „gewußt, haben sich zu verwundern Ursache, daß die Engländer sich be„rechtigt zu seyn geglaubt, einer neuen Optik und Astronomie des New„tons den vielbedeutenden Namen der Philosophie desselben zu geben.“ — — Kostet in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 2 Gr.

Freundschaftliche Briefe[1] von J. S. Patzke. Frankfurt und Leipzig bey Joh. Chr. Kleyb 1754. In 8vo 11 Bogen. Man kennet den Herrn Patzke schon längst als einen sehr guten Dichter, und weiß, daß ihm muntre, witzige und empfindungsreiche Gedanken nicht schwer fallen. Man kennt ihn aber auch als den glücklichen Uebersetzer des Terenz, und kann sich leicht einbilden, daß er diesem Muster die edle Einfalt des Ausdrucks werde abgelernt haben. Sollte es wohl möglich seyn, daß er kein schöner Verfasser freundschaftlicher Briefe seyn könnte? Da man ihn also auch ohne Beweis dafür würde gehalten haben, so ist man ihm um so viel mehr Dank schuldig, daß er seine Exempel zu einer Anweisung für diejenigen gemacht hat, welche vertraute Briefe schreiben wollen. Er gesteht zwar, daß sie nicht durchgängig von ihm sind; allein, da sie sich wenigstens von seinen Freunden herschreiben, so kann man wegen ihrer Güte hinlänglich gesichert seyn. Der Tittel zeigt es schon, was für eine Sprache darinne geführt wird; es ist die Sprache der Freundschaft wie man sie unter schönen Geistern von zärtlichen Empfindungen höret. Diejenigen werden zu beklagen seyn, denen sie dunkel oder schwermerisch vorkommen sollte. Schönheiten, die für das Herz bestimmt sind, sind dem, welchem es nicht an der rechten Stelle liegt, freylich unbegreiflich; sie hören aber deswegen nicht auf Schönheiten zu seyn. Kostet in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 5 Gr.

Mocquerien,[1] aus dem Französischen übersetzt. Neue Auflage. Cölln 1754. In 8vo. 16 Bogen. Unter diesem Tittel setzt man uns aufgewärmte Charaktere vor. Es sollen Schilderungen verschiedner lächerlichen oder lasterhaften Gemüthsarten seyn, die am Ende

[1] [90. Stück. Sonnabend, den 27 Julius 1754.]
[2] [91. Stück Dienstag, den 30 Julius 1754.]

allezeit mit einem kleinen Gedichte verbrämt sind, wodurch wir in der Ungewißheit gelassen werden, ob die Prose oder die Poesie elender ist. Die Gegenstände der Schilderungen sind trivial; die Seiten, von welchen sie uns gezeigt werden, sind die häßlichsten und nichtswürdigsten, die Züge sind grob, die Farben sind aufgekleckt; kurz alles verräth die Hand eines Stümpers, welcher eher Gurken als Portraits hätte mahlen sollen. Gleichwohl soll diese Hirngeburth aus dem Französischen übersetzt seyn? — — Beynahe aber sollten wir daran zweifeln; denn da die Sitten und Moden, auf welche darinne angespielt wird, fast alle englisch sind, und da sonst verschiedne Wendungen und Ausdrücke vorkommen, welche, auf gut brittisch, mehr nachdrücklich, als ehrbar sind, so kann man, glauben wir, das Original eher für eine englische Mißgeburth halten. Sie besteht aus zwey Theilen; der erste will weibliche und der andere männliche Charaktere mahlen. Hier ist das Verzeichniß der weiblichen, welches man hoffentlich so finden wird, daß man uns das Verzeichniß der männlichen gerne schenken kann. Man findet also 1. das scheinheilige Frauenzimmer. 2. Das gelehrte Frauenzimmer, oder der Student im langen Rocke. 3. Den weiblichen Satyr. 4. Die verschmitzte Hure. 5. Die Gräfin von Brandtewein. 6. Das eifersüchtige Frauenzimmer. 7. Das spielsüchtige Frauenzimmer. 8. Den weiblichen geheimen Rath. 9. Die geadelte Bauerdirne. 10. Das hochgebohrne Frauenzimmer. 11. Die ehrbare Kupplerin, oder des Frauenzimmers liebe Getreue. 12. Die ehrbare Hure. 13. Das allzu lustige Frauenzimmer mit hochgelben Haaren. 14. Das alamodische Frauenzimmer, und endlich 15. die gastfreye Dame. Eine schöne Mandel! Kostet in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 8 Gr.

Reponse[1] *au supplement du siecle de Louis XIV. à Colmar 1754.* In 8vo auf 11 Bogen. Der Streit, welchen der Herr von Voltaire mit dem Herrn la Beaumelle über einige Unrichtigkeiten in dem Jahrhunderte Ludewigs des 14ten bekommen, ist genugsam unter den Gelehrten, noch mehr aber unter den Petitmaiters der gelehrten Republik bekannt. La Beaumelle ließ unter eine frankfurtische Ausgabe des Jahrhunderts verschiedne Anmerkungen setzen; auf diese Anmerkungen antwortete Voltaire durch ein Ergänzungsstück zu

[1] [93. Stück. Sonnabend, den 3 Augustus 1754.]

seinem Werke, und gegen dieses Ergänzungsstück erwiedert der erstre nunmehr durch angeführte Bogen. Es ist nicht wohl möglich etwas daraus anzuführen, es müßte denn ein Einfall oder eine Ungereimtheit, oder beydes zugleich seyn; denn darinne besteht die grosse Kunst des Verfassers, daß er selten eines ohne das andere sagt. Vor allen Dingen versichert er, daß er nur den allerkleinsten Theil von den obgedachten Anmerkungen verfertiget habe; und wenn dieses ist, so hat er gut fechten; was er nicht vertheidigen kann, darf er nur auf den Fortsetzer seiner Arbeit schieben. Es ist nur Schade, daß auch bey dieser Zänkerey der deutsche Name wieder ins Gedrenge kömmt. Können sich denn ein Paar französische Witzlinge nicht streiten, ohne es wenigstens ein oder zweymal einfliessen zu lassen, daß es den Deutschen an Witz und Geschmack fehle? Werfen wir denn ihnen so oft vor, daß es ihnen nicht selten an gesundem und gesetzten Verstande fehle? Kostet in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 6 Gr.

Der[1] neue Abdruck der Hogarthschen Zergliederung der Schönheit, ist nunmehr, versprochner Maassen, fertig geworden. Wir finden nicht nöthig zum Lobe des Werks selbst nochmals etwas beyzubringen; wir wollen nur bemerken, was man bey dieser neuen Ausgabe geleistet hat. Was die Kupfer Anfangs anbelangt, so wird man finden, daß sie so sorgfältig und glücklich nachgestochen worden, als man es nur immer von einer Copie verlangen kann. Der Text selbst ist nicht nur hin und wieder, in Ansehung der Schreibart, verbessert worden, sondern hat auch eine kleine Vermehrung erhalten, welche in den übersetzten Briefen des Herrn Rouquets bestehet, worinne er eine Erklärung über die vornehmsten Kupferstiche des Herrn Hogarths ertheilt. Die Liebhaber welche darauf pränumerirt haben, werden es selbst am besten beurtheilen können, ob man ihre Hofnung hinlänglich erfüllt hat. Sie werden ihre Exemplare für die Zurücksendung der Scheine, in den Voßischen Buchläden abfordern lassen, allwo es diejenigen, die sich des Weges der Pränumeration nicht zu bedienen beliebt haben, für 2 Rthlr. bekommen können.

Die ganze Aesthetik[2] in einer Nuß, oder Neologisches Wörterbuch; als ein sichrer Kunstgrif, in 24 Stunden ein

[1] [97. Stück. Dienstag, den 13 August 1754.]
[2] [98. Stück. Donnerstag, den 15 August 1754.]

geistvoller Dichter und Redner zu werden, und sich über alle schale und hirnlose Reimer zu schwingen. Alles aus den Accenten der heil. Männer und Barden des jetzigen überreichlich begeisterten Jahrhunderts zusammengetragen, und den größten Wortschöpfern unter denselben aus dunkler Ferne geheiliget von einigen demüthigen Verehrern der sehraffischen Dichtkunst 1754. In 8vo. 1 Alphb. 10 Bogen. Dieser Titel ist hoffentlich lang und närrisch genug, um einen hinlänglichen Begrif von dem Buche selbst zu machen. Wenn man es eine Nachahmung des französischen Dictionaire Neologique nennen will, so vergesse man nur nicht, es eine elende Nachahmung zu nennen, so wie man sie von einem geschwornen Gottschedianer erwarten konnte. Wir machen uns Hofnung, diese Scharteke in dem nächsten Stücke des Neuesten aus der anmuthigen Gelehrsamkeit, etwann folgender Maassen, angepriesen zu finden: „Endlich einmal ist ein Patriot „unter uns aufgestanden, welcher den deutschen Sprachverderbern den „Text gelesen, und zu Rettung meiner Ehre bewiesen hat, daß alle „diejenigen Ochsen seyn müssen, welche an Hallern, Bodmern und Klop„stocken, einen Geschmack finden. Man kann ihm für seinen rühmlichen „Eifer, meine Sprachkunst den Dichtern als das einzige anzupreisen, „wider welches sie nicht sündigen dürfen, nicht genug danken. Ein gram„matikalischer Fehler, und wenn er auch oft nur auf einen Druckfehler „hinauslaufen sollte, ist ihm, wie billig, ein Schandfleck, der alle Schön„heit des Gedanken vernichtet, von welcher ich längst gesagt habe, daß „sie einzig und allein auf die richtigen, fliessenden und gewöhnlichen Aus„drücke ankomme, wie ich sie in meinen Werken habe, die in jeder Art, „ohne Ruhm zu melden, Muster seyn können. Mit dem Geiste der Satyre „ist unser Verfasser vortrefflich ausgerüstet; er schreibt in Tag hinein, „er schimpft, er macht Zoten, welches ich alles denjenigen, Kraft meiner „Dictatur, erlaube, die sich meiner gerechten Sache annehmen. Nun„mehr habe ich, Gott sey Dank, noch Hofnung, daß unser Herrmann „über den Meßias, meine Gedichte über Hallers, Grimms Tra„gödien über Schlegels, Lichtwehrs Fabeln über Gellerts, meine „Atalanta über Rosts Schäfergedichte, und alle Geburthen meiner ge„treuen Schüler, über alle Werke derjenigen, die meinen Namen nicht „anbeten, siegen werden. Ich wünsche dieses herzlich zur Ehre des ge-

„sammten Vaterlandes, und will in guter Hofnung auch diese Monat„schrift mit einigen Artickeln aus angezognem Buche bereichern." — — Das mag er thun; wir wollen weiter davon nichts sagen, als daß es 12 Gr. kostet, und in den Voßschen Buchläden hier und in Potsdam zu haben ist.

Grundriß[1] einer Beschreibung des Kayserthums Marocco, nebst einem Versuch einer Vergleichung der Maroccaner und der Deutschen; in 21 vertrauten Briefen aus Tetuan, Feß und Mequineß. Frankf. und Leipzig 1754. In 8vo. Es kam zu Ende des vorigen Jahres ein Wochenblatt in Hamburg heraus, welches den Titel hatte: eines Deutschen vertraute Briefe aus dem Kayserthum Marocco. Die Correspondenz ging bis auf das 20 Blatt ziemlich richtig; nachher aber mußte entweder der Briefsteller das Schreiben, oder das Publicum das Lesen satt geworden seyn, kurz die vertrauten Nachrichten blieben aus, und der Herausgeber schob die Schuld noch listig genug auf die Post, welche ihre Zeit nicht mehr so ordentlich halten wollte. Endlich aber war man noch listiger, und ließ einen Bogen unter angeführtem Titel darum drucken, um dadurch 21 halbe Bogen zu einem Buche zu machen. Es läßt sich lesen; ausser dem aber wissen wir nichts zu dessen Anpreisung zu sagen. Viel sittliches wird man darinne nicht antreffen, und wenn es auch wahr wäre, daß das, was zur Geschichte und Geographie gehört, von einem Augenzeugen seyn sollte, so ist es doch darum nichts besser, als man es schon in andern Reisebeschreibungen findet. In dem Vorberichte versichert man uns, daß der Verfasser der Briefe gewisser massen eine Person sey, wie Herr Mylius gewesen ist, welcher auf Kosten eines Vornehmen nach Marocco gereiset sey, so wie dieser nach Amerika reisen sollen. Man weiß daß dieser gestorben ist, ehe er dahin gekommen; und wenn jener gleichfalls gestorben wäre, ehe er Marocco gesehen hätte, so wäre der Schade, ohne Zweifel, bey weiten nicht so groß gewesen. Kostet in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 4 Gr.

Vermischte Aufsätze[2] zum Nutzen und Vergnügen der menschlichen Gesellschaft von T... Frankfurt und Leipzig

[1] [100. Stück. Dienstag, den 20 August 1754.]
[2] [101. Stück. Donnerstag, den 22 August 1754.]

1754. In 8vo. 7 Bogen. Dieses ist eine neue Sammlung vermischter moralischer Aufsätze, wovon eine Fortsetzung versprochen wird, wenn diese Probe Leser und Beyfall finden sollte. Es kommen vier Stücke darinne vor; das erste handelt von den Mitteln zur Zufriedenheit; das zweyte ist ein Gespräch vom artigen Wesen; das dritte ist eine Abbildung des Herrn Gutsinns, und das vierte ist ein Lob der Schnupftabacksdosen. Man wird viel artige Gedanken und eine ziemlich muntre Schreibart darinne antreffen. Der Verfasser versichert von sich, daß er keine geringe Liebe zu Tugend besitze, und nach Maaßgebung derselben auf eine Vermehrung derjenigen bedacht sey, die mit ihm sich derselben ergeben sollen. Dieses nennt er den Hauptgrund, woraus er seine Bemühungen herleitet, und aus dieser Absicht verspricht er sich Mühe zu geben, die Natur und den Zustand des Menschen genauer zu betrachten, und daraus Folgen zu ziehen, die in ihre Glückseligkeit einen nothwendigen Einfluß haben sollen. Wer zweifelt daran, daß ein solcher Vorsatz, wenn er von einem aufgeklärten Verstande und von einem einnehmenden Witze ausgeführet wird, nicht die vortreflichsten Wirkungen haben könnte? Kostet in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 2 Gr.

Berlin.[1] Von der sittlichen Wochenschrift, welche wöchentlich allhier unter dem Titel der Vernünftler, aus der Birnstielschen Druckerey erscheinet, ist nunmehr auch der zweyte Band mit dem zwey und dreyßigsten Stücke beschlossen worden. Man wird ihrem Verfasser das Lob eines nützlichen Sittenlehrers, welchen der Ernst eben so wohl als die Satyre kleidet, nicht absprechen können. Auch die eingestreueten poetischen Stücke, können nicht anders als aus einer geübten Feder geflossen seyn. Feuer und Empfindung sind ihre unterscheidenden Merkmale.

Amilec[2] *ou la Graine d'Hommes qui sert à peupler les Planetes par l'A. d. P. Troisieme Edition, augmentée tres considerablement. à Luneville, aux depens de Chr. Hugene, à l'enseigne de Fontenelle.* In 12mo. 15 Bogen. Wie soll man diese französische Neuigkeit nennen? Einen Traum? Eine Reisebeschreibung in andre Welten? Eine Satyre? Einen philosophischen Roman? Sie ist alles zusammen. Der Verfasser oder die Verfasserin, hatte einsmals sieben ganze Stunden über einem

[1] [104. Stück. Donnerstag, den 29 August 1754.]
[2] [108. Stück. Sonnabend, den 7 September 1754.]

Buche, welches von der Erzeugung handelt, nachdenkend zugebracht, und seine Lebensgeister so angestrengt, daß er endlich eingeschlafen war. Er schlief also, und im Traume erschien ihm Amilek, der Genius, welcher der Vermehrung des menschlichen Geschlechts vorgesetzt ist. Der gute Geist war mitleidig und entdeckte ihm, daß die Menschen sich auf eben die Art fortpflanzten, als die Bäume, nehmlich vermittelst ganz kleiner Saamenkörne, die sie unmerklich von sich streueten, und zu deren Aufsammlung ein ganzes Heer Geister bestimmet sey. Er erklärte ihm weitläuftig alle kleine Umstände und nahm ihn endlich mit, ihm die Magazine dieser Saamenkörner zu zeigen. Mehr braucht man, sollten wir glauben, nicht zu wissen, um alle die andern Einfälle von selbst dazu denken zu können. Sie scheinen viel zu gedehnt zu seyn, als daß sie nicht eckel werden sollten, ob es ihnen schon sonst an Witz und Satyre nicht fehlt. Kostet in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 10 Gr.

Leipzig.[1] In der Lanckischen Handlung ist herausgekommen: Begebenheiten des Mylord Kingston von ihm selbst beschrieben. Aus dem Englischen übersetzt. 1755. in klein 8vo. 9 Bogen. Mylord Kingston eröfnet den Schauplatz seiner Begebenheiten auf eine sehr tragische Weise. Er muß einen ungetreuen Liebhaber der Gräfin Beauchamp im Duell erlegen, ehe er sich auf ihr Herz einige Rechnung machen darf. Allein nachdem er die That vollführet, so schwöret die Gräfin ihm statt der Liebe einen ewigen Haß. Sie will ihn nicht sehen, und verweiset ihn auf Lebenslang von sich. Er wird hierauf nach einiger Zeit an eine adeliche Dame verheyrathet, deren Gemahl unglücklicher Weise in Zweykampfe umgekommen war. Er lebet mit derselben eine Zeitlang sehr vergnügt bis der Bruder seiner Gemahlin entdeckt, daß Kingston der Mörder des ehemahligen Gemahls seiner Schwester sey. Der Schrecken ist bey der Frau von Hervey (dieses ist der Name des Ermordeten) eben so groß, als er bey dem Kingston ist, der selbst nicht einmal weis, wen er, in Zweykampf erleget hatte. Denn die Gräfin von Beauchamp hatte es ihm alles Nachforschens ungeachtet geheim gehalten. Die Frau von Hervey verabscheuet also unsern Mylord, und er selbst geräth in so grosse Verzweiflung, daß er nach Frankreich gehet. Hier wird er bald in neue Begebenheiten verwickelt. Er sieht

[1] [110. Stück. Donnerstag, den 12 September 1754.]

allenthalben die Thorheiten über seine Vernunft siegen, und geräth nicht eher aus dem Labyrinthe seines Schicksals bis er durch einige seltene und unglückliche Zufälle seinem Verstande wiederum die Herrschaft einräumet. Die Begebenheiten enthalten überall eine gute Moral; der Knoten ist aneinander hängend, und die Auflösung unerwartet, und lehrreich. Die schöne Schreibart giebt der Schrift auch im Deutschen einen Vorzug. Kostet in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 4 Gr.

Nouvelle[1] *et parfaite Methode pour aprendre le François et l'Allemand sans le secours d'un Maitre.* Das ist neue und vollkommne Sprachkunst die französische und deutsche Sprache ohne Hülfe eines Sprachmeisters zu erlernen, durch *Pierre Surleau, à Francf. sur le Meyn chez Jean Fred. Fleischer 1754.* In 8vo 2 Alph. 3 Bogen. Dieser Titel verspricht so viel gutes, daß wir uns kaum unterstehen, von der Ausführung etwas schlechtes zu sagen. Eine vollkommene Anweisung zwey Sprachen auf einmal zu lernen, ist mehr als man verlangen und wünschen kann. Ohne Zweifel aber auch mehr, als man finden wird. Man darf nur das Deutsche ansehen, um nicht die beste Meinung davon zu bekommen. Der Verfasser ist in unsrer Litteratur so erfahren, daß er den Franzosen, wenn sie schon etwas Deutsch können, die asiatische Banise und die Begebenheiten der Seefahrer, als gute deutsche Schriften zu lesen anräth. (Aprés quoi ils pouront prendre un Paragraphe d'un bon Auteur allemand, comme de *l'Asiatische Banise,* des *Begebenheiten der Seefahrer* d'Albertus Julius, ou de quelque autre livre.) Wahrhaftig, er hätte von beyden Extremis keine bessere Muster nennen können. Das eine ist so schwülstig geschrieben, als kriechend das andre. Doch müssen wir auch nicht verschweigen, daß unter den am Ende des Buchs beygefügten Uebungen, auch verschiedne Briefe des Herrn Gellerts, nebst der Uebersetzung des Herrn Surleau, vorkommen. Wir würden sagen, daß der Herr Sprachmeister, seinem Namen gemäß, den Herrn Gellert vortreflich gewässert habe; wenn wir nicht besorgen müßten, er möchte böse werden, und dieses einen deutschen Einfall nennen. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 20 Gr.

[1] [111. Stück. Sonnabend, den 14 September 1754.]

Leipzig.[1] Allda sind vor kurzen drey Bogen in Duodez auf Schreibpapier unter dem Titel: Possen im Taschenformate, gedruckt worden. Ihr Verfasser, oder wenigstens ein guter Freund von ihm, hat die Vorsicht gehabt, uns folgende Recension davon zuzuschicken. „Wir sind für das feine und für das muntere in der Satyre viel zu „stark eingenommen, als daß wir gegenwärtigen Bogen nicht ihr gebüh„rendes Recht sollten wiederfahren lassen. Der Herr Verfasser hat seine „Possen in lauter kleine Kapitel getheilet, in deren jedem er ein gewisses „Etwas abhandelt. Als z. E. etwas moralisches, etwas poetisches, etwas „historisches, etwas kritisches u. s. w. Die Herren Kunstrichter bekommen „hier eben so wohl ihren Theil, als die strengen Philosophen, die jede „sonnenklare Wahrheit auf das abstrakteste demonstriren wollen. Der „Verfasser hat dem Frauenzimmer eben so lachend die Wahrheit gesagt, „als den finstern Alterthumsforschern. Ein Lustspiel von 5 Handlungen „ist hier auf 5 Duodezseiten zu sehen. Es hat alle erforderliche Eigen„schaften eines Lustspiels, und der Leser wird über dieses eben so gut „lachen müssen, als er über eines von 4 Stunden lacht. Die Handlung „des gegenwärtigen dauert 6 Stunden. Die Beschreibung von Utopien „ist sehr lehrreich, und die verschiednen Arten der Waffen sind voller „Witz; kurz diese drey Bogen enthalten so viel, als manche Satyre von „drey Alphabeten." — — Daß wir diese Lobsprüche unverändert mittheilen, kann man aus dem 142 Blatte der Hallischen Zeitung erkennen, wo man eben dasselbe Formular, nur mit einem etwas veränderten Anfange, finden wird. Es heißt nehmlich daselbst: „es ist bekannt, bey was für Gelegenheit diese Art kleiner Schriften jüngst Mode „zu werden angefangen hat." Man versteht Sie, mein Herr Panegyrist! Und damit Sie auch alle und jede verstehen mögen, so wollen wir es nur gerade heraussagen, daß diese Possen, welche

— — — — — — ipse
Non sani esse hominis, non sanus juret Orestes,

eine Satyre auf das Format und die zufällige Einrichtung der Leßingschen Schriften, allem Ansehen nach, seyn sollen. Sie kosten drey Groschen; aber auch drey Groschen giebt man nicht für Possen hin. Was war also zu thun, damit sie gleichwohl bekannt würden? Ohne Zweifel hat der Verleger dieser Blätter den besten Einfall gehabt, den man in

[1] [112. Stück. Dienstag, den 17 September 1754.]

dieser Absicht nur haben kann. Er hat sie nehmlich nachdrucken lassen, und ist entschlossen sie für ihren innerlichen Werth zu verkaufen, d. ist, sie umsonst auszugeben. Sie stehen in den Voßischen Buchläden, hier und in Potsdam den Liebhabern zu Dienste.

Bibliotheque[1] *curieuse historique et critique ou Catalogue raisonné de livres difficiles à trouver par David Clement. Tome cinquieme. à Hannover chez J. G. Schmid 1754.* In 4to 2 Alphb. 15 Bogen. Dieser fünfte Theil gehet von Boi—Bzo und enthält also gleichfalls nur einen mäßigen Theil eines einzigen Buchstabens. Man wird aber auch dafür in diesem kleinen Raume schwerlich etwas vermissen, welches in den Plan des Herrn Clement gehöret. Spuren einer erstaunlichen Belesenheit und glückliche critische Entdeckungen, wird man überall antreffen, und besonders wird den Kennern in diesem Theile die genaue und sorgfältige Bemerkung aller Schriften des Jordanus Brunus, welche allein auf 7 Bogen einnimt, nicht anders als angenehm seyn. Da der Herr Verfasser sie fast alle selbst bey der Hand gehabt hat, so ist er im Stande gewesen, verschiedene Zweifel zu heben, die besonders Bruker, in seiner critischen Geschichte der Philosophie, wider die Ausgaben derselben, und wider verschiedne Lebensumstände dieses berufenen Italiäners gemacht hat. Wir glauben nicht, daß es nöthig seyn wird, ein Werk weiter anzupreisen, welches einmal in dieser Art von Litteratur ohnfehlbar eine der vornehmsten Quellen werden wird. Die Grösse zu der es anwachsen muß, kann ein neuer Bewegungsgrund seyn, sich dasselbe theilweise anzuschaffen, ehe es noch durch seinen Preis selbst unter die raren Bücher gesetzt zu werden verdienet. Kostet in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 2 Rthlr. 12 Gr.

Julius Bernhards von Rohr ꝛc.[2] Physikalische Bibliothek, worinne die vornehmsten Schriften, die zur Naturlehre gehören, angezeigt werden, mit vielen Zusätzen und Verbesserungen herausgegeben von Abr. Gotthelf Kästner, *Math.* P. P. E. zu Leipzig. Leipzig, bey Joh. Wendlern 1754. In 8vo. 2 Alphb. Diese zweyte Auflage ist nach einer hinterlassenen Handschrift des Herrn von Rohr, welcher 1742

[1] [114. Stück. Sonnabend, den 21 September 1754.]
[2] [115. Stück. Dienstag, den 24 September 1754.]

in Leipzig gestorben, besorgt worden. Man kann aber mit Recht sagen, daß sie durch die Verbesserungen und Zusätze des Herrn Prof. Kästners beynahe ein gantz neues Buch geworden ist, wenigstens diejenige Glaubwürdigkeit erhalten hat, welche die Rohrschen Schriften vor sich niemals gehabt haben, noch jemals haben werden. Der berühmte Herausgeber gehört unter die seltenste Art von Bücherkennern; unter diejenigen nehmlich, welche viel Bücher kennen, weil sie viel Bücher gelesen haben, und die Wissenschaft der Titel für das, was sie ist, für eine Kleinigkeit ansehen, die sie so mit beyher behalten. Der Ruhm übrigens, welchen er sich mit so vielem Rechte noch in einem weitren Umfange der Gelehrsamkeit, als in der blossen Physik, erworben hat, leistet für die Gründlichkeit seiner Urtheile die Gewehr, welche einen jeden in den Stand setzen werden, sogleich die besten Bücher in ihrer Art zu wählen, ohne mit Verlust der Zeit, des Fleisses und der Kosten, durch unglückliche Versuche darauf zu gerathen. Die sechzehn Kapitel, in welche diese Bibliothek abgetheilet ist, haben folgende Ueberschriften: das erste Kapitel handelt von der Naturlehre überhaupt; das zweyte, von den ersten Grundtheilchen der natürlichen Körper und den Elementen überhaupt; das dritte von dem Weltgebäude; das vierte von dem Himmel; das fünfte von unserer Erdkugel überhaupt, und der Beschaffenheit der Erde insbesondere; das sechste vom Feuer; das siebende von der Luft; das achte vom Auffsteigen der Dünste; das neunte vom Wasser; das zehnte von dem Reiche der Gewächse; das eilfte von dem mineralischen Reiche; das zwölfte von dem Reiche der Thiere; das dreyzehnte von dem Menschen; das vierzehnte von den Gesundbrunnen; das funfzehnte von Länderbeschreibungen; und das sechzehnte von Gespenstern. Kostet in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 18 Gr.

Philosophisch-moralische und medicinische Betrachtungen[1] über mancherley zur Hoffart und Schönheit hervorgesuchte, schädliche Zwangmittel junger und erwachsener Leute beyderley Geschlechts; nebst dem schädlichen Mißbrauche der Schnürbrüste und Planchette oder so genannten Blankscheite der Frauenzimmer; bey ruhigen Abendstunden wohlmeinend entworfen von Gottlob Oelß-

[1] [117. Stück. Sonnabend, den 28 September 1754.]

nern, Med. Doct. und Stadtphysico in Ohlau. Breßlau und Leipzig verlegts D. Pitsch 1754. In 8vo. auf 5 Bogen. Es ist kein Zweifel, daß der Herr D. Gottlieb Oelßner nicht recht wohl gethan habe, indem er seine ruhigen Abendstunden lieber zum Schreiben als zum Schlafen hat anwenden wollen. Er zeigt sich auf allen Seiten als einen ehrlichen Mann, welchem das Wohl seines Nächsten, mehr als einem Medico vielleicht zuträglich ist, am Herzen liegt. Er gehet seine Zwangmittel nach Ordnung der Glieder des menschlichen Leibes, bey beyden Geschlechtern, durch, und macht hier und da gute Anmerkungen, die ihre Richtigkeit haben können, besonders wenn sie den Mißbrauch einer sonst ganz unschuldigen Sache betreffen. Seine Vorrede ist in Versen abgefaßt; seine Einleitung möchte lieber gar alle Schönheit zu einer Einbildung machen; seine eingestreuete Gelehrsamkeit ist curieus und seine Schreibart kann ein Muster seyn. Von dieser und seiner Poesie wollen wir eine kleine Probe geben. Er spricht zum Exempel: „Es giebt Frauenzimmer, denen die Natur ihre Gütigkeit entzogen, und bey dem Polo Arctico ihres Busens, entweder die Elevation desselben vergessen, oder diesen Lustgranaten in Ansehung ihrer Grösse, Figur, Qualität und Bewegung einen ziemlichen Theil ihrer Schönheit und ihres Feuers zurückgehalten hat, und diese bemühen sich dieselben mit aller Gewalt aufzuhelfen." — — Doch durch lange noch nicht so ausserordentliche Mittel, als der Herr Doctor seiner Schreibart aufhilft. Zur Probe seiner Poesie wollen wir die Sinnschrift anführen, die ein lustiger Kopf, wie er sagt, auf das Planchett gemacht. Wir glauben daß der Herr Oelßner selbst dieser lustige Kopf ist; wenigstens könnte er es, als ein schöner Geist, der Stoppen einen angenehmen und mit lustigen Einfällen recht gefütterten Poeten nennt, ganz wohl seyn. Die Sinnschrift lautet so:

Du artiges Planchet! Wem soll ich dich vergleichen?
Dir muß die beste Uhr an Kunst und Tugend weichen.
Sie weist nur Eine Zahl; du zeigest Beyderley:
Von oben ab, auf Eins, von unten auf auf Zwey.

So ein lehrreiches Büchelchen kostet in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam nur 2 Gr.

Geschichte des Fräuleins Elisabeth Thoughtleß,[1]

[1] [119. Stück. Donnerstag, den 3 October 1754.]

von dem Verfasser der Begebenheiten des Thomas Jones beschrieben. Aus dem Englischen übersetzt. Vier Theile. Leipzig in Gleditschens Handlung 1754. In 8vo. 3 Alphb. Ein Roman des berühmten Fildings wird weder unübersetzt noch ungelesen bleiben. Dieser Schriftsteller scheint an Erfindungen, an Schilderungen und Einfällen unerschöpflich zu seyn. Immer in einer Sphäre, und dennoch immer neue zu bleiben, ist nur das Vorrecht eines sehr grossen Genies. In der gegenwärtigen Geschichte der Fräulein Thoughtleß hat er vornehmlich zeigen wollen, daß nicht so viel Frauenzimmer durch Liebe, als durch Eitelkeit unglücklich werden, und daß die Fehler, deren sich das schöne Geschlecht bisweilen schuldig macht, größten Theils mehr aus Unbedachtsamkeit als aus einer lasterhaften Neigung herrühren. Er bringt daher seine Heldin in solche Umstände, die diese Moral auf die faßlichste Art erläutern, und hat schon in ihrem Namen ihren ganzen Charakter, den er auf allen möglichen Seiten zeiget, ausgedrucket. Er nennt sie nehmlich Thoughtleß, welches eine Gedankenlose bedeutet, und von dem französischen Uebersetzer (denn auch die Franzosen sind auf die englischen Romanen jetzt eben so erpicht als wir) durch l'Etourdie ist gegeben worden. Wir wollen zur Anpreisung dieses sehr angenehmen Werks weiter nichts hinzuthun, als dieses, daß die deutsche Uebersetzung mit aller Treue und Beobachtung der Reinigkeit unserer Sprache gemacht ist. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 1 Rthlr.

Gründliche Bemühungen[1] des vernünftigen Menschen im Reiche der Wahrheit. Den Verehrern der Wahrheit mitgetheilet von Christ. Ernst Simonetti. Zweyter Theil. Frankfurt an der Oder bey Joh. Ch. Kleyb. 1754. In 8vo. 1 Alphb. 16 Bogen. Vor einiger Zeit gab der berühmte Verfasser unter eben diesem Titel eine Vernunftlehre heraus; und jetzt ist es eine Metaphysik die er uns darunter vorlegt. Ohne Zweifel hat er vor, uns die ganze Philosophie unter so einer allgemeinen bescheidnen Aufschrift zu liefern, und es kann nicht fehlen, daß die Welt auch nicht diese seine Arbeit, wie alle übrigen mit Dank aufnehmen werde. Er bekennet von sich, daß er in der Weltweisheit dem verewigten Wolf

[1] [120. Stück. Sonnabend, den 5 October 1754.]

ohne Sektirerey folge, und preiset die Vorsicht daß sie seine Geburtszeit in den Zeitlauf dieses unsterblichen Mannes habe fallen lassen, um von ihm gebildet zu werden. Gleichwohl aber geht er in verschiednen Dingen von ihm ab, wie es einem Gelehrten anständig ist, der seinen Beyfall nicht der Person, sondern den Gründen schenket; und wenn er weiter nichts zu suchen gestehet, als durch einen deutlichen und überzeugenden Vortrag der Wahrheit Freunde und Verehrer zu gewinnen, so liegt es ohne Zweifel nur an seiner Bescheidenheit, daß er nicht eben so wohl als andere, die Grenzen der menschlichen Erkenntniß erweitern zu wollen, von sich rühmt. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 16 Gr.

Geschichte[1] Herrn Carl Grandisons. In Briefen entworfen von dem Verfasser der Pamela und der Clarissa. Aus dem Englischen übersetzt. III. Band. Leipzig in der Weidemannischen Handlung 1754. In 8vo. 1 Alphb. 16 Bogen. Man muß die ersten Theile dieser Geschichte nicht gelesen haben, wenn man auf die Fortsetzung derselben nicht äusserst begierig ist. Und es wird ohne Zweifel ein kleiner Streich[2] seyn, den man der Deutschen Neugierde spielt, daß sie jetzt nur einen Theil davon erhält, anstatt auf zwey gehoft zu haben. Das Meisterstück des Richardson sollte billig allen andern Büchern dieser Art die Leser entziehen; und wir hoffen auch daß es geschehen werde, wenn anders die in allen ihren Reitzungen geschilderte Tugend noch fähig ist, die Menschen für sich einzunehmen. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 14 Gr.

Seneca,[3] ein Trauerspiel. Frankfurt am Mayn bey Franz Varrentrapp. In 8vo. 7 Bogen. Ein sterbender Philosoph ist kein gemeines Schauspiel; und das Unternehmen eines deutschen Dichters, ihn auf die Bühne zu bringen, kein gemeines Unternehmen. Gesetzt, daß es auch nicht auf das vollkommenste ausfiele, so wird jener doch immer noch rühren; und dieses doch noch immer lobenswürdig seyn. — — Ein schmeichelhafter Hauptturtheil könnten wir von dem angeführten Originalstücke leicht fällen, aber ein gerechters schwerlich. Der Verfasser ist ein Dichter, dem es an Genie nicht fehlt, dem es aber an Fleisse desto mehr muß gefehlt haben. Und er macht hieraus auch selbst kein

[1] [121. Stück. Dienstag, den 8 October 1754.] [2] Strich [1754]
[3] [122. Stück. Donnerstag, den 10 October 1754.]

Geheimniß, sondern wundert sich vielmehr wie Racine zwey Jahr an seiner Phädra habe arbeiten können, und wie es möglich sey daß ein Gedicht, welches so viel Schweis und Zeit gekostet, gefallen könne. Wir wundern uns darüber nicht, und würden uns vielmehr wundern, wenn das seine ohne diese mühsame Ausarbeitung gefallen sollte. Man merkt es seinem Plane allzuwohl an, daß er in der Eil gemacht ist, die ihm nicht einmal vergönnt hat, gewisse mechanische Regeln zu beobachten. So kann man zum Exempel, niemals eine Ursache angeben, warum bey ihm die Aufzüge sich schliessen; er läßt die Personen aufhören zu reden: sie gehen weg, und wissen selbst nicht weswegen. Zwischen dem vierten und fünften Aufzuge ist so gar nicht einmal ein Unterscheid, es müßte denn das Stöckchen seyn, welches der Buchdrucker dazwischen gesetzt hat. Seneca spricht nehmlich zum Schlusse des vierten Aufzuges:

Ihr Freunde, welchen ich mein Herz auf ewig schenke,
Und du erlaube mir, daß ich jetzt einsam denke;
Pauline, gönne mir, im traurigsten Geschick
Von der mich fliehnden Ruh den letzten Augenblick.

Und mit diesen einsamen Gedanken des Seneca fängt sogleich der fünfte Aufzug an; so daß, wenn Seneca ja erst weggeht, er nur pro Forma weggehen muß, um sich seine lange Monologe noch vorher hinter der Scene zu überhören. Zum Beweise aber daß es diesem Trauerspiele wirklich nicht an schönen Stellen mangelt, wollen wir aus eben der gedachten Monologe eine anführen, die noch mehrere ihres gleichen hat:

— — — — Es ist ein Gott der Welt,
Ein Wesen, welches selbst dem Himmel Ziele stellt!
Ein ewigs Wesen, das vor unserm Aug verborgen,
Der Weisen stillen Gram, der Thoren laute Sorgen,
In gleicher Ruhe sieht, und jeder Frevelthat,
Noch eh ihr Tag erschien, den Lohn bestimmet hat;
Das, eh ein Wütrich war, das, eh ich noch entstunde,
Den Grund zu meinem Tod in Nerons Lastern funde;
Das was gewesen ist, und seyn wird und geschieht,
Mit einem Namen nennt, mit einem Blicke sieht. rc.

Es befinden sich auch bey diesem Trauerspiele noch einige prosaische Gedanken über das Trauerspiel überhaupt, die aber weiter nichts besonders haben, als daß sie das Sinnreiche in der Tragödie, besonders in dem

Ausdrucke des Schmerzes, noch artig genug vertheidigen. Druck und Papier sind sehr prächtig; welches den Preis zum Theil rechtfertigen wird. Es kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 10 Gr.

Kurze Sammlung[1] unterschiedlicher dem Menschen dienlicher Wissenschaften und Kunststücke, so wohl für curieuse Liebhaber, als Künstler und Handwerker zu gebrauchen; worinnen von allerhand Farben, Holz-Lacquiren, heimlichen und verborgnen Schriften, nebst Verfertigung der Dinte dazu, Wartung und Verbesserung der Weine, gold und silbernen Buchstaben, Marmorsteinen, Holz zu verwahren, sympathetischen Pulvern, Spitzen und Flor Zubereitung, gold und silbernen Sachen einen Glanz zu geben, und zu verneuern, nebst noch vielen andern Dingen hinlängliche Nachricht ertheilet wird, wobey ein Anhang von Salpeter- und Pulvermachen befindlich. Frankfurt und Leipzig bey Felßeckers Erben 1754. In 8vo. Kaum wird man es sich einbilden, daß auf acht Bogen, aus welchen diese Sammlung besteht, so viele und mancherley Künste, deren immer sieben und sieben, sollten wir meinen, ihren Mann ernehren könnten, verrathen und mitgetheilt seyn sollten. Allein wir können versichern, daß der Titel noch lange nicht einmal alles sagt, und daß ein neugieriger Leser nicht weniger als 161 der auserlesensten Geheimnisse darinne finden wird, die sich alle eines dem andern den Vorzug streitig machen. Das Geheimniß, zum Exempel, zu machen, daß die Stiefeln Wasser halten; das Geheimniß Mäusekückhlein zu backen; das Geheimniß Fliegen zu vertreiben; das Geheimniß Flöhe und noch eine andere Art Thierchen zu tödten; das Geheimniß eine sehr ausserordentliche Pomade zu verfertigen, die zur Schönheit des Angesichts dienlich ist; das Geheimniß sympathetische Pulver zu bereiten; die vortreflichen Geheimnisse für die Trödelweiber, wie sie alten Sammet, abgetragne und befleckte Zeuge und Bänder wieder aufputzen und erfrischen sollen; diese Geheimnisse, sagen wir, und noch viel mehrere, müßten entweder sehr schlecht entdeckt seyn, oder es wird nie einen Menschen reuen, die Recepte dazu für 3 Gr. gekauft zu haben. Mehr kosten sie in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam nicht.

[1] [123. Stück. Sonnabend, den 12 October 1754.]

Gedichte und Reden.[1] Hamburg bey Joh. Carl Bohn 1754. In 8vo. 21 Bogen. Diese Sammlung hat den Herrn Alardus, jetzigen geheimen Legationsrath Sr. Hochfürstl. Durchl. des Bischofs von Lübeck, zum Verfasser. Bereits 1747 sind verschiedene Stücke derselben gedruckt worden, und haben den Beyfall gefunden, welchen sie verdienen. Sie erscheint mit aller der Pracht, welche wir denjenigen Dichtern wünschen, die alsdenn, wenn sie eine Zierde des Buchladens sind, auch eine Ehre der Nation seyn können. Unter den Gedichten des Herrn Alardus findet man Hochzeitcarmina, Serenaten, Cantaten, Fabeln, Erzählungen, Lieder, Trauergedichte, und Sinngedichte. Die Reden bestehen aus einer Freymäurerrede, aus einer Strohkranzrede, und aus einer Leichenrede. Von den folgenden Sinnschriften, welche wir zur Probe anführen wollen, können wir versichern, daß wir sie nach Gewissen gewählt haben.

Matz.

Matz stimmt den Herrenhutern bey;
Sonst lebt er stets im Rausch.
Nicht daß er jetzo besser sey;
Er traf nur einen Tausch.

Die ruhige Ehe.

Hans schläft bey Märtens Frau; und Märten tritt ins Haus.
Er siehts und lacht und sagt: das sieht possirlich aus.
Hans ruft ihm gähnend zu: du hast ein braves Weib!
Mich trieb die Neubegierd nach deinem Zeitvertreib.
Nicht wahr? fragt Märten ihn, ists nicht ein braves Weib?

Die gute Ehefrau.

Heut ist Xantippe gut. Sie räumt dem Ehherrn ein,
Auf einen halben Tag sein eigner Herr zu seyn.

Der Handwerksneid.

Was doch der Handwerksneid in allen Ländern thut!
Dem Alcibiades war keine Griechin gut.

Zween Ungleiche.

Woher ist der geschickt? und jener ist verkehrt?
Der erste hat Verstand; der andre ist gelehrt.

[1] [124. Stück. Dienstag, den 15 October 1754.]

Zween unbarmherzige Richter.
So bald ein Criticus und Priester Urtheil fällt,
So lebt kein Autor hier, kein Christ in jener Welt.
Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 1 Rthlr.

Gotthold Ephraim Leßings[1] Theatralische Bibliothek. Erstes Stück. Berlin bey Chr. Fried. Voß. In 8vo. 19 Bogen. Man wird sich der Beyträge zur Historie und Aufnahme des Theaters erinnern, von welchen vor einigen Jahren vier Stück an das Licht traten. Gegenwärtige Bibliothek ist eine Fortsetzung jener Beyträge, nach einem in etwas veränderten und eingeschränkten Plane. Sie soll nehmlich kein Werk ohn Ende und kein blosser theatralischer Mischmasch werden, sondern wirklich eine kritische Geschichte des Theaters zu allen Zeiten und bey allen Völkern enthalten, obgleich ohne Ordnung weder nach den einen, noch nach den andern. In diesem ersten Stücke kommen lauter Aufsätze vor, welche die neuern Zeiten angehen, und folgende Aufschriften haben. 1. Abhandlungen von dem weinerlichen oder rührenden Lustspiele. Diese bestehen aus eines französischen Schriftstellers Betrachtungen wider diese neue Art des Komischen, aus des Herrn Prof. Gellerts Vertheidigung derselben, und aus des Verfassers eignen Gedanken. 2. Leben des Herrn Jacob Thomsons. 3. Auszug aus dem spanischen Trauerspiele Virginia, des Don Augustino de Montiano y Luyando. 4. Auszug aus dem Schauspieler des Herrn Remond von Sainte Albine. 5. Leben des Herrn Nericault Destouches. 6. Ueber das Lustspiel die Juden, in dem 4ten Theile der Lessingschen Schriften. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 8 Gr.

Reveries Poetiques[2] *sur des sujets differens, par l'Auteur des Epitres diverses. à Amsterdam chez Fr. Changuion 1754.* In 8vo. 19 Bogen. Dieses neue Werk ist als der dritte Theil der vermischten Briefe über verschiedene Gegenstände des Herrn von Barr, anzusehen. Man weis, mit was für besonderm Glück sich dieser Deutsche auf den französischen Parnaß gewagt hat; man weis was für eine Stelle die

[1] [125. Stück. Donnerstag, den 17 October 1754.]
[2] [126. Stück. Sonnabend, den 19 October 1754.]

Franzosen selbst, aus Billigkeit vielmehr, als aus einer eiteln und ruhmsüchtigen Höflichkeit gegen Fremde, ihm auf demselben eingeräumt haben. Wenn es unserm Vaterlande angenehm seyn muß, die höhnische Beschuldigung seiner nur allein witzigseynwollenden Nachbarn ohn Umschweif durch ihn widerlegen zu können; so kann es ihm auf der andern Seite nicht anders als unangenehm seyn, dieser unnöthigen Widerlegung wegen, eine so besondere Zierde unter den Dichtern in seiner Sprache zu entbehren. Gegenwärtige Poetische Grillen — — (aber wie viel besser, wird man sagen, klingt reveries!) enthalten eine beträchtliche Anzahl kleiner Gedichte, die alle von dem feinsten Geschmacke, und der schönsten Denkungsart zeigen. Wenn es uns erlaubt ist, zwey kleine Proben anzuführen, so soll die erste eine Sinnschrift seyn, welche der Verfasser auf das Edict Sr. Königl. Majestät in Preussen, die Ehescheidung betreffend, gemacht hat, und die andre, gleichfalls eine Sinnschrift auf die Erfindung des Pulvers.

Sur un Edit du Roi de Prusse.

Quand l'Hymen étonné, reçut l'edit royal
Ou la Discorde rompt le lien conjugal,
L'Hymen dit aux Chefs de ses Pretres:
Alexandre, en Soldat, coupa le Noeud Gordien,
Et Frederic, en Sage, a délié le mien.
Quel est le plus grand de ces Maîtres?

Sur l'invention de la Poudre à Canon.

Satan étant honteux, dit-on,
De lacher sa poudre à canon,
Pour mieux peupler son Patrimoine;
Il chargea de ce soin maudit
Un vil Chymiste, un noir Esprit,
Un Sot, un Allemand, un Moine.

Kostet in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 18 Gr.

Das[1] Publicum hatte vor einigen Wochen die Gütigkeit ein Paar Bogen Maculatur, unter der Aufschrift, Possen, in den Vossischen Buchläden abzuholen; aber doch nicht so häufig, als man wohl wünschen mögen: denn so wohlfeil der Verleger auch diese seine Auflage gemacht

[1] [128. Stück. Donnerstag, den 24 October 1754.]

hatte, so wäre sie ihm doch wenigstens zur Helfte auf dem Halse geblieben, wenn er sich nicht kurz und gut entschlossen hätte, noch in jeden Butterkeller ein Dutzend Exemplare zu schicken, um sie den Lesern mit Gewalt aufzudringen. Gleichwohl hat man in Leipzig noch eine dritte Auflage veranstaltet, und was das sonderbarste dabey ist, so verspricht man sich ausdrücklich auf dem Titel davon, daß man sie loszuwerden hoffe, ohne sie gratis auszugeben. Diese Hofnung kann sich unmöglich auf etwas anders, als auf die dazugekommenen Vermehrungen gründen, welche wir nothwendig anzeigen müssen, damit die Liebhaber selbst urtheilen können, ob sie wichtig genug sind, um dasjenige noch einmal für 3 Groschen zu kaufen, was sie bereits umsonst bekommen haben. Die erste Vermehrung also ist ein sauberes Stöckchen, welches das Titelblatt zieret. Es stellet einen Satyr vor, der mit einer Keule und einem Schwerde bewafnet ist, und neben sich, man kann nicht eigentlich erkennen, ob einen Hund, oder eine Katze, oder gar einen Bär stehen hat. Wen dieses Bildchen vorstelle, wollen wir gleich sagen. Der Verfasser der Possen, oder kürzer der Possenreisser, wollte sich Anfangs gar nicht nennen, ohne Zweifel, weil er ganz in der Stille den Beyfall der Welt abzuwarten gedachte. Nunmehr aber, da er sieht, daß dieser Beyfall so ausserordentlich gewesen ist, so ist sein Ehrgeitz auf einmal aufgewacht. Er fängt an aus dem Verborgnen hervorzutreten, und schikt deswegen sein Bildniß voraus, ehe er uns durch seinen Namen überraschen will. Erst war er ein Anonymus; jetzt ist er ein Pseudonymus, denn über das gedachte Stöckchen hat er den Namen Toelpel schneiden lassen, von welchem er aber leicht hätte voraus sehen können, daß er ihn gar zu deutlich verrathen würde. Die zweyte Vermehrung bestehet in einer Erklärung hinter der Titelseite, und welche dieses Inhalts ist, daß der Verfasser mit seinen Possen nicht nur einen Narren, d. i. nicht sich nur selbst, sondern noch hundert Narren zugleich, d. i. alle seine Bewunderer, wenn deren anders hundert seyn können, habe lächerlich machen wollen. — — Weiter finden wir nichts verändert noch hinzugesetzt, welches sich auch nicht wohl würde haben thun lassen, weil diese sogenannte dritte Auflage bloß aus einem umgedruckten Tittelbogen entstanden ist. Sollte man nun also durchaus nicht 3 Gr. dafür bezahlen wollen, so könnte doch wohl noch dazu Rath werden, daß man auch eine vierte Auflage nach dieser dritten, für eben den Preis, als die zweyte,

machte. Allein diejenigen, welche ein Exemplar davon verlangten, würden die Gütigkeit haben müssen, vorher darauf zu subscribiren, damit man ganz gewiß seyn könnte, daß sie es auch hernach umsonst nehmen würden. Wer sich mit zwey Exemplaren belästigen will, soll das zuvorbeschriebene Bildniß des Verfassers nach vergrössertem Maaßstabe gleichfals in Holz geschnitten, obenein bekommen. Es wird mit dem wahren Namen desselben prangen, welchen wir eben jetzt erfahren haben. Ein sehr berühmter Name; wahrhaftig! Und der noch berühmter werden soll!

Hamburgische Beyträge[1] zu den Werken des Witzes und der Sittenlehre. Zweyter Band, zweytes Stück. Hamburg bey Ch. Wilh. Brandt 1754. Die Verfasser dieser periodischen Schrift bestreben sich noch immer, die gute Meinung, die man gleich Anfangs von ihrer Geschicklichkeit gefaßt, zu erhalten, und so wohl in ihren witzigen als lehrreichen Aufsätzen sich durchgängig gleich zu bleiben. In diesem Stück kömmt unter den Uebersetzungen besonders ein kleiner Roman des Herrn von St. Mard vor, welcher sich, wie alles, was aus der Feder dieses Schriftstellers geflossen ist, sehr wohl lesen läßt. Als eine Probe der kleinen Poesien, wollen wir folgende Erzehlung hersetzen:

Die kluge Vorsicht.

Franz starb, nachdem er zwanzig Jahr
Ein Heuchler, Bösewicht und Mönch gewesen war.
Den dritten Tag nach seinem Sterben
Folgt ihm ein andrer Mönch, der alte Bruder Jost.
Sein Beichtger schrie ihm zu: Herr, sterben Sie getrost.
Zehn Messen helfen schon das Himmelreich erwerben.
Verlangen Sie zugleich, daß Brudern Franz und Sie
Der Tod nicht trennen soll? Ich will es schon verfügen,
Daß Sie in einem Sarg an Franzens Seite liegen.
Nein, schrie der Sterbende; nein, das gestatt ich nie!
O trennen Sie uns ja! Ich muß es frey gestehn:
Lies ich nach meinem Tod ein wahres Wunder sehn;
So spräch der Bösewicht: es sey von ihm geschehn.

Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 6 Gr.

[1] [129. Stück. Sonnabend, den 26 October 1754.]

Physikalische Belustigungen.[1] Drey und zwanzigstes Stück. Berlin bey Chr. Fr. Voß. Man wird es hoffentlich nicht ohne Vergnügen bemerken, daß dieses Journal nicht ins Stecken gerathen ist, sondern daß es wirklich, obgleich ein wenig langsam, auf eine Art fortgesetzt wird, welche die Leser zufrieden stellen kann. Es sind folgende Aufsätze darinne enthalten: 1. Gedächtnißschrift auf den Herrn Christlob Mylius von seinem Freunde dem Herrn Prof. Kästner. Da Herr Mylius der Urheber der Physikalischen Belustigungen ist, so verdienet sein Andenken mit allem Recht darinnen aufbehalten zu werden, und es ist keine gemeine Ehre, daß es durch einen Kästner geschehen ist. Ea demum vera laus est, quae ab iis proficiscitur, qui ipsi in laude vivunt. 2. Von einem merkwürdigen Echo bey Goslar, aus einer hinterlassenen Nachricht des Herrn Mylius. 3. Ein Mittel wider die rothe Ruhr, nebst Anmerkungen von der Chinarinde. 4. Die Ursache des Glanzes des Seewassers zur Nachtzeit, aus dem Gentlemans Magazine. 5. Patriotischer Wunsch wegen der Holzfuhren und der Gastwirthe. 6. Wie man sich den Miswachs des Obstes erträglich machen könne von Dr. G. B. 7. Vom Copäubaume und dem Milchholze aus des P. Labat Reisen. 8. Von den Vögeln, welche man Teufel nennt; eben daher. 9. Eine neue sinnreiche Art Orangeriebäume zu pfropfen. 10. Einige Erfahrungen mit gläsern Röhren. 11. Einige Anmerkungen über den Nachsommer und Nachwinter. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 2 Gr.

Das Chantillysche Mägdchen[2] oder die Geschichte eines Parisischen Frauenzimmers in den Briefen des Herrn *** an einen guten Freund; aus dem Französischen übersetzt. Breßlau und Leipzig verlegts Daniel Pietsch 1755. In 8vo. 1 Alphb. Man behauptet in der Vorrede, daß diese Geschichte aus einem französischen Manuscripte, welches in seiner Sprache noch nicht gedruckt worden, übersetzt sey. Vielleicht aber ist dieses Manuscript eine Erdichtung, und man hat ein deutsches Original mit einer guten Empfehlung wollen in die Welt bringen. Es mag das eine, oder das andre wahr seyn, so ist doch so viel gewiß, daß weder der deutsche

[1] [129. Stück. Sonnabend, den 26 October 1754.]
[2] [131. Stück. Donnerstag, den 31 October 1754.]

noch der französische Witz sich auf diese Geburth viel einbilden darf. Die Heldin ist die Tochter eines Gastwirths in Paris, aus Chantilly gebürtig; aber es ist nicht so wohl ihr Leben, welches man uns beschreibt, als das Leben eines ihres Anbethers,[1] welcher sie nur immer auf der tugendhaften Seite kennt, und sich mit Mühe und Noth von ihren Fesseln loswickeln kann. Der Briefsteller ist dieser Liebhaber selbst, und er läßt uns seine Göttin eben so wenig kennen lernen, als er sie selbst gekannt hat. Das wichtigste von ihr zeigt er uns nur immer in der Entfernung; der Leser muß nur rathen, aber er wird müde, immer einerley zu rathen. Kurz, er muß viel Geduld haben, wenn er dieses Alphabet durchlesen will. Unterdessen wollen wir ihm ein Mittel, es so weit zu bringen, nicht verbergen. Der weise Setzer hat die Namen der Personen durch das ganze Buch mit lateinischen Buchstaben ausgedrückt. Durch Hülfe dieser Buchstaben also, welche deutlich genug in die Augen fallen, kann man fein alle Moral, die der Verfasser, bis zum Gähnen reichlich, eingestreuet hat, überhüpfen, und sich beständig an den Faden der Geschichte halten, welcher kurz genung ist. Man darf nur Acht geben, wenn eine neue Person dazu kömmt, von dieser ein Paar Worte mit auffangen, und immer fortlesen, so lange man noch ungefehr weis, was geschieht. Man wird auf diese Art in einer Stunde durch 72 Briefe durch seyn, die man sonst in sechs Stunden, und wenn man den Eckel, den sie erwecken können, mit in Betrachtung ziehet, in Jahr und Tag nicht würde durchgelesen haben. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 6 Gr.

Begebenheiten des Roderich Random.[2] Aus der dritten Englischen Ausgabe übersetzt. Erster Theil. Hamburg bey Chr. Wilh. Brandt 1755. Es wäre zu viel Nachsicht, wenn man das Vorurtheil, welches die englischen Romane für sich haben, auch diesen Begebenheiten wollte zu gute kommen lassen. Ihr Verfasser ist weder ein Richardson noch ein Fielding; er ist ein Schriftsteller, wie man sie bey den Deutschen und Franzosen in der Menge antrift. Er gesteht, daß er sich besonders den Herrn le Sage zum Muster gewehlt habe, dessen Gil Blas wohl ein Meisterstück des komischen Romans bleiben wird. Aber wie weit ist er unter ihm geblieben! Es müßte sehr

[1] [vielleicht verdruckt für] eines ihrer Anbether,
[2] [133. Stück. Dienstag, den 5 November 1754.]

wunderbar zugehen, wenn deutsche Leser von Geschmack an den Schulstreichen, an den Bordellhistörchen, an den Balgereyen und an den Schifsabentheuern, eben so viel Wohlgefallen finden sollten, als der englische Pöbel daran muß gefunden haben, der bereits drey Ausgaben davon unter sich getheilet hat. Am Ende dieses Theils findet man den Held in sehr mißlichen Umständen, so daß er den verzweifelten Entschluß faßt, zu sterben. Man darf sich aber nicht bange seyn lassen, weil er noch den zweyten Theil geschrieben hat, den man hoffentlich wohl auch bald deutsch zu lesen bekommen wird. Die Uebersetzung scheinet ein wenig in Eil gemacht zu seyn. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 10 Gr.

D. John Lelands[1] Abriß der vornehmsten Deistischen Schriften, die in dem vorigen und gegenwärtigen Jahrhunderte in England bekannt geworden sind; nebst Anmerkungen über dieselben und Nachrichten von den gegen sie herausgekommenen Antworten übersetzt von H. G. Schmid, Conrector der Altstädter Schule in Hannover. Hannover 1755 bey Joh. Wilh. Schmid. In 8vo. 1 Alphb. 20 Bogen. Dieses ist weder das einzige noch das erste Werk, in welchem sich D. Leland als einen scharfsinnigen und unpartheyischen Vertheidiger der christlichen Religion gezeigt hat. Schon vorlängst ist er in den Streitigkeiten wider den Tindal und Morgan rühmlich von den kleinen Fechtern unterschieden worden, die mit in Eil zusammengerafften Waffen blindlings auf alles losgehen, was nicht zu ihrer Fahne geschworen hat. Seine jetzigen Gegner sind die Deisten unter seinen Landsleuten überhaupt, die er mit einem durchdringenden Auge mustert. Er thut dieses in 15 Briefen, in welchen er, nach der Ordnung der Zeit, alle ihre Stürme auf das Christenthum erzehlt, und diejenigen bekannt macht, welche sie muthig abgeschlagen haben. An die Spitze der erstern stellt er den Lord Herbert von Cherbury, welcher zwar nicht der erste Deiste, aber doch der erste ist, welcher den Deismus in ein System zu bringen gesucht hat. Er ist noch jetzt unter allen seinen Nachfolgern derjenige, welcher die wenigste Abneigung von der christlichen Religion blicken lassen, und die natürliche Religion in einem Umfange angenommen hat, von welchem nur noch ein

[1] [134. Stück. Donnerstag, den 7 November 1754.]

sehr kleiner Schritt bis zu der geoffenbarten zu thun ist. Seine Gründe werden in den zwey ersten Briefen untersucht. Nach ihm hat Hobbes den nächsten Platz, welcher zwar eigentlich nicht wider das Christenthum schrieb, aber doch viel Nachtheiliges in Ansehung der Eingebung, der Richtigkeit des Kanons, und andrer Stücke, in seinen Schriften einfliessen ließ. Ihm ist der dritte Brief bestimmt. Der vierte Brief betrift den Carl Blount und den Toland. Jener ist ein blosser Nachbeter des Herberts, und was er eigenthümliches hat, sind Spöttereyen; dieser ist mehr ein Spinoziste als ein Deiste, und seine vornehmsten Anfälle gehen auf den Kanon des N. Testaments, welchen er in seinem Amyntor durch die Menge der falschen Evangelien verdächtig machen wollte. Der fünfte Brief enthält Anmerkungen über den Grafen von Schaftesbury, welcher vielleicht weniger Anstößiges, besonders in seiner Characteristik würde vorgetragen haben, wenn er weniger munter und spöttisch hätte seyn wollen. Auf ihn folgt in dem sechsten Briefe Anton Collins, welcher seine Anfälle besonders gegen die Prophezeyungen des alten Testaments richtete, und bloß den falschen Verstand derselben zum Grunde des Christenthums machte. Der siebende Brief ist dem Woolston gewidmet, welcher die Wunder des Heilandes angrif, und sie für keine wahre Begebenheiten, sondern bloß für Allegorien wollte gelten lassen. Der achte Brief ist wider den Tindal und sein Christenthum so alt als die Schöpfung. Der neunte Brief streitet wider des Morgans Moralischen Philosophen, welcher die Offenbarung zwar anzunehmen vorgiebt, aber keinen Weg übrig läßt, sich von der Wahrheit derselben zu überzeigen. Der zehnte Brief geht wider die anonymische Schrift, das Christenthum nicht gegründet auf Beweis, und der eilfte wider einige fliegende Blätter unter dem Titel, die betrachtete Auferstehung. Der zwölfte und dreyzehende Brief beschäftigen sich mit den Schriften des Herrn Chubbs, eines Mannes der zwar eigentlich kein Gelehrter war, aber doch sehr viel Witz besaß, den er nicht besser als wider die Religion anwenden zu können glaubte. Der vierzehente Brief macht einige Anmerkungen über die Schrift die richtig bestimmte Sache des Deismus und wider die Briefe des Lord Bolingbrockes, worauf einige allgemeine Betrachtungen über die Deisten überhaupt folgen, welchen in dem funfzehenten Briefe eine kurze Vorstellung der wahren Gründe des Christenthums beygefügt ist. In

einem Anhange wird noch eine sehr wunderbare Anekdote von dem Lord Herbert und seinem Buche von der Wahrheit ungemein scharfsinnig beurtheilet. Die deutsche Uebersetzung dieses vortreflichen Werks ist so wohl gerathen, als wenige Uebersetzungen aus dem Englischen gerathen, die ohne die Vorreden eines berühmten Mannes die elendesten von der Welt seyn würden. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 16 Gr.

Ragout à la Mode[1] oder des Neologischen Wörterbuchs erste Zugabe von mir selbst 1755. In 8vo. 1½ Bogen. Wenn das Neologische Wörterbuch, oder, es bey dem abgeschmacktern Titel zu nennen, wenn die Aesthetik in einer Nuß nur den geringsten Schaden angerichtet oder auch nur Leser gefunden hätte, so würden wir nicht ermangeln, dieses Ragout als ein vortrefliches Gegengift anzupreisen. Da sie aber in einem Augenblicke erschien und vergessen ward, so befürchten wir fast, daß ein gleiches Schicksal auch ihre Zugabe, unschuldiger Weise, treffen werde. Unterdessen ist es doch recht gut daß man den Narren nach ihrer Narrheit antworte, und ihnen keine Gegenrede schuldig bleibe, damit sie es auch selbst erfahren, daß sie Narren sind. Das Ragout bestehet aus einer Unterredung zwischen einem Schüler und seinem Lehrmeister. Man hat diese katechetische Methode ohne Zweifel wegen der Deutlichkeit gewählt, um es fein einem jeden begreiflich zu machen, daß nicht allein der Verfasser des Wörterbuchs ein seichter Kopf und förmlicher Pasquillant sey, sondern auch daß der Herr Prof. Gottsched mit mehrerm Rechte als Bodmer und Klopstock unter die Neologischen Schriftsteller gehöre; es müßte ihm denn etwa dieses zur Entschuldigung dienen, daß er bloß aus kriechender Armuth, und gar nicht aus Begierde etwas kühnes und unerwartetes zu sagen, neologisire. Die Beweise hiervon kann man in der Zugabe selbst nachsehen. Wir wollen uns nicht länger dabey aufhalten, sondern dem Leser nur noch eine Sinnschrift mittheilen, die der Träumer eines gewissen Traumes als das von uns verlangte Recepisse ansehen kann. Man wird sich der vortreflichen vier Zeilen des Herrn von Hallers erinnern:

Kurzsichtiger! dein Gram hat dein Gesicht vergället,
Du siehst die Dinge schwarz, gebrochen und verstellet:

[1] [135. Stück. Sonnabend, den 9 November 1754.]

Mach deinen Raupenstand und deinen Tropfen Zeit,
Den nicht zu deinem Zweck, die nicht zur Ewigkeit.

Weil diese Zeilen den poetischen Maulwürfen von jeher ein mächtiger Anstoß gewesen sind, so machen wir uns ein Vergnügen daraus ihnen eine Parodie darauf mitzutheilen, die wir von guter Hand bekommen haben. Sie ist an den Verfasser des Wörterbuchs gerichtet, und lautet also:[1]

Kurzsichtiger! der Neid hat dein Gesicht vergället,
Du siehest Hallern schwarz, gebrochen und verstellet:
Mach deinen matten Witz, dein wenig Wissen, Flegel,
Dies nicht zur Deutlichkeit, den nicht zur Schreibart Regel.

Wenn er, oder diejenigen Herren Gottschedianer, die an dem Wörterbuche Theil haben, das Flegel zu hart finden sollten, so mögen sie überlegen, daß man des Reimes wegen vielmal etwas sagen muß, was man ausser dem Reime nicht gesagt hätte. Doch man hat es nicht einmal nöthig, ihnen diese Entschuldigung zu machen, weil sie weit grössere Grobheiten wider andre Leute, als sie sind, ausgestossen haben. — — Das Ragout kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 2 Gr.

Richtige Vorstellung[2] der Deistischen Grundsätze in zwey Unterredungen zwischen einem Zweifler und einem Deisten. Aus dem Englischen übersetzt, und mit einem Anhange vermehrt. Leipzig bey Joh. Jacob Weitbrecht 1755. In 8vo. 12 Bogen. Das Original dieses kleinen aber sehr schätzbaren Werks ist zu erst im Jahre 1711 ans Licht getreten, und seit dem sehr oft aufgelegt worden. Es scheinet, daß sein Verfasser, welcher unbekannt geblieben ist, hauptsächlich durch die Tolandischen Schriften bewogen worden, die Sache des Christenthums auf eine so besondere Art zu vertheidigen. Er läßt keinen Christen, sondern einen Zweifler oder vielmehr einen Menschen das Wort wider den Deisten führen, welcher Verstand und Unpartheylichkeit genug hat, der christlichen Religion wenigstens durch keine falsche Beschuldigungen zu nahe treten zu lassen, und die Gründe wider dieselbe auf ihren wahren Werth herab zu setzen. Dieser Zweifler findet am Ende, daß der Deismus eine Larve sey, unter welcher man bloß die verhaßten Beschuldigungen der

---

[1] [Vgl. zum Folgenden Bd. I, S. 41 dieser Ausgabe.]
[2] [137. Stück. Donnerstag, den 14 November 1754.]

Gottesleugnung von sich abzulehnen, oder die christliche Religion desto geschickter zu bestreiten suche. Wem dieses Endurtheil zu strenge scheinen sollte, der muß wissen, daß der Verfasser nur die allerhäßlichste Art von Deisten annimt, diejenigen nehmlich, welche zwar einen Gott, aber keine Verbindlichkeit ihm zu gehorchen, noch ein künftiges Leben zugeben. So schwerlich ein Herbert diese für wahre Deisten erkennen würde, so gewiß ist es doch, daß sie zu unsern Zeiten unter ihren Namensbrüdern die größte Zahl ausmachen, und auch leider die größten Verführungen anrichten! Auf dieser Horizont also ist das gegenwärtige Gespräch mit Fleis eingerichtet, und besonders geschickt die Freydenkerey, so wie sie gemeiniglich im Umgange geäussert wird, wo man sie mehr mit Einfällen als tiefsinnigen Erörterungen verficht, ablaufen zu lassen. — — Der Anhang, welcher dieser Uebersetzung beygefügt ist, bestehet aus einigen Briefen, welche den Streit über die Religion betreffen. Statt aller Lobsprüche dürfen wir dem Leser nur entdecken, daß sie, so wie die Uebersetzung selbst, aus der Feder des berühmten Verfassers der Bestimmung des Menschen geflossen sind. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 4 Gr.

Idioticon Hamburgense[1] oder Wörterbuch zur Erklärung der eignen in Hamburg gebräuchlichen Niedersächsischen Mundart. Jetzo vielfältig vermehrt und mit Anmerkungen und Zusätzen zweener berühmten Männer nebst einem vierfachen Anhange ausgefertiget von Michael Richey, *P. P.* Hamburg verlegt von Conr. König 1755. In 8vo. 1 Alphb. 9 Bogen. Die erste Anlage dieses Werks ist bereits vor eilf Jahren ans Licht getreten. Der Nutzen und die Nothwendigkeit dieser Art Verzeichnisse kann keinem zweifelhaft vorkommen, der nur einigermassen einen Begrif von der allgemeinen Wortforschung der deutschen Sprache hat. Es ist eher an kein etymologisches Lexicon derselben zu denken, bevor wir nicht die eignen Wörter aller Provinzen gesammelt, und sie unter einander verglichen haben. Dieses aber würde vielleicht noch zu erhalten seyn, wenn sich nur mehrere Gelehrte bemühen wollten, dem Exempel des Herrn Prof. Richeys zu folgen. Die Mühe ist erstaunlich, die ihm diese neue Ausfertigung seines Wörterbuchs muß gekostet haben,

[1] [138. Stück. Sonnabend, den 16 November 1754.]

und verdienet um so viel mehr Dank, je weniger sie bey vielen in die Augen fällt. Ausser den Vermehrungen des Wörterbuchs selbst, welche man größten Theils den Beyträgen des Dänischen Justitzraths Herrn Gramms und des Herrn Legationsraths Matthesons mit schuldig ist, sind noch vier Anhänge hinzugekommen. Der erste besteht in einer Hamburgischen Dialectologie, oder in einer Sammlung allgemeiner Anmerkungen über das eigene der Hamburgisch-niedersächsischen Sprache, welche man als die Regeln dieser Mundart ansehen kann. Der zweyte Anhang ist ein Verzeichniß einiger Wörter, die größten Theils nur in Ditmarschen gebräuchlich sind, von dem Hrn. Pastor Ziegler. Der dritte ist eine Nachricht von des Gerhard de Schueren Wörterbuche, welches er Theutonista genannt hat, und als ein Idioticon Clivense kann betrachtet werden. Der vierte endlich ist ein Verzeichniß der Ausgaben des Catholicons Johannis de Balbis. In der Vorrede führt der Herr Professor alle deutsche Idiotica an, die ihm bekannt geworden sind. Es wird auch das wenige dabey nicht vergessen, was Joachim Fromm in seiner Nomenclatura etc. von den Märkischen Idiotismis beygebracht hat, und wir unterschreiben hier mit Vergnügen den Wunsch, daß sich bald ein redlicher Märker finden möge, der das Rückständige dazu nachtrage, wozu unser Verfasser besonders den Hrn. D. Benzky aufmuntert. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 1 Rthlr.

Cours complet[1] *de la Langue françoise distribué par Exercices; à l'usage des personnes pour qui cette Langue est étrangere par Mr. Mauvillon. Tome premier et second. à Dresde 1754 chez J. C. Walther.* In 8vo. Beyde Theile 3 Alph. Da Hr. Mauvillon schon seit vielen Jahren der berühmteste französische Sprachmeister in Leipzig ist, so kann es ohne Zweifel nicht anders seyn, als daß er nicht durch eigne Erfahrung das Unzulängliche und Falsche so mancher Sprachlehren sollte eingesehen haben. Er hat sich auch bereits durch seine Remarques sur les Germanismes so viel Ansehen erworben, daß man sich mit Grund die Verbesserung desselben von ihm versprechen kann. Auch eine nur flüchtige Durchblätterung des gegenwärtigen Werks wird dieses Vorurtheil genugsam rechtfertigen, indem man mit Vergnügen eine Menge

[1] [139. Stück. Dienstag, den 19 November 1754.]

der vortreflichsten Anmerkungen darinnen antrift, durch die man das Eigenthümliche der französischen Sprache erkennen, und sich geläufig machen kann. Der erste Theil ist theoretisch und der andre practisch. Dieser letztere ins besondre ist von einer sehr vortreflichen Einrichtung. Anstatt der elenden und kindischen Gespräche, anstatt der erbärmlichen kleinen Erzählungen, die man sonst hinter den Grammairen findet, theilt er erstlich ein klein Verzeichniß derjenigen Wörter mit, welche den Künsten und dem gemeinen Leben eigenthümlich zugehören, und zeiget hierauf an eingestreuten Stücken guter Schriftsteller, wie man sie überhaupt mit Nutzen lesen müsse. Als eine sehr nützliche Uebung schlägt er auch die Vergleichung der Uebersetzungen mit ihren Urschriften vor, und giebt in dem 59ten Abschnitte einige Proben davon. Er beurtheilt darinne die deutsche Uebersetzung des Herrn Straubens von den Briefen einer Marquisin durch den jüngern Crebillon, desgleichen die Steinwehrsche Uebersetzung der Briefe des Herrn von Fontenelle, und die unlängst herausgekommene Uebersetzung des Montagne. Er findet an allen dreyen ungemein viel auszusetzen, und zeigt daß sie voll unverantwortlicher Fehler sind. Man wird ihm überhaupt nicht Unrecht geben können, ob man schon auch nicht selten entdecken wird, daß Herr Mauvillon sich mehr Deutsch zu verstehen einbilden muß, als er wircklich versteht. Z. E. Wenn er in der Uebersetzung des Herrn Straube le fade Marquis durch der a[illegible] Marquis übersetzt findet, so versichert er, daß er m[illegible]andern ha[illegible]ten Deutschen gefragt habe, was das Wort abgesch[illegible]sse, und daß ihm alle geantwortet hätten, daß es so viel als envoyé oder deputé heisse. Hierauf nun verdammt er den Hrn. Straube, welches er schwerlich würde gethan haben, wenn er nur einen halben Deutschen zu Rathe gezogen hätte. Es ist hier nehmlich ein Druckfehler, und anstatt abgeschickt soll es abgeschmackt heissen, wie es sogleich einem jeden Leser in die Augen fällt. An einer andern Stelle behauptet Herr Mauvillon, daß man Coquette nicht durch Buhlerin übersetzen dürfe, weil Buhlerin eine Maitresse d'un grand, eine Concubine bedeute. Woher muß er dieses haben? Und hat er wohl jemals einen Deutschen sagen hören: der oder jener Grosse hält sich eine Buhlerin? Eine Beyschläferin sagt man, und das ist ein ganz ander Wort. Es ist falsch, daß die Deutschen mit Buhlerin allezeit den Begrif eines häßlichen Lebens verbinden, indem

das Zeitwort **buhlen**, **um etwas buhlen**, oft weiter nichts heißt, als sich um etwas bewerben, und also auch eine Buhlerin eine Person bedeuten kann, die sich zu gefallen bemüht. Im bösen Verstande sagt man **Buhlschwester**. Den Unterscheid dieser drey Wörter muß er sich erklären lassen, ehe er einen gebohrnen Deutschen darüber tadeln will. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 2 Rthlr.

Des Abts von Marigny[1] **Geschichte der Araber unter der Regierung der Califen. Aus dem Französischen übersetzt. Dritter und letzter Theil. Berlin und Potsdam bey Chr. Fr. Voß 1754. In 8vo 1 Alphb. 21 Bogen.** Wir haben bereits bey den vorhergehenden Theilen von dem nützlichen Gebrauche dieses Werks geredet, und jetzt können wir bey dem Beschlusse desselben nicht anders, als es den Liebhabern einer kurz und lehrreich vorgetragnen Geschichte nochmals anzupreisen. Es ist gewisser Maassen als eine Fortsetzung der alten Geschichte des **Rollins** anzusehen, und völlig mit der Leichtigkeit geschrieben, die die Arbeit dieses Vorgängers so beliebt gemacht hat. Schon in der Vorrede zu dem ersten Theile hat man gezeigt, daß die Vorwürfe, welche der Herr Doctor **Baumgarten** dem **Marigny** gemacht hat, Theils ganz ungegründet, Theils nicht von der Wichtigkeit sind, daß man die Lesung des Buches selbst deswegen unterlassen müßte. Da es übrigens die einzige Compilation von dieser Materie ist, so muß man dem V[illegible] wegen seines Fleisses um so vielmehr verbunden seyn, je grösser die [illegible] seyn würde, wenn man den Stoff aus hundert Büchern selbst zusammensuchen müßte. Anmerkungen kann mit Hülfe zweyer oder dreyer Quellen über einen Geschichtschreiber ein jeder machen, aber nicht ein jeder kann eben sowohl ein zusammenhangendes Werk schreiben. — — Dieser dritte Theil fängt von dem 213[2] Jahre der Hegire an und geht bis auf das 656 derselben, in welchem unter dem **Mostazem** der Regierung der Abbassiden und der Califen überhaupt von den Tartarn ein Ende gemacht ward; denn die sogenannte zweyte Herrschaft der Abbassiden, welche kurz darauf in Aegypten errichtet ward, kömmt in keine Betrachtung, indem sie nichts als eine Reihe von Prinzen war, welche weder Land noch zeitliche Gewalt hatten, sondern einzig und allein als die obersten Priester angesehen wurden.

[1] [145 Stück. Dienstag, den 3 December 1754.] [2] 218 [1754]

Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 16 Gr. Alle drey Theile zusammen kosten 1 Rthlr. 16 Gr.

Physikalische Belustigungen.[1] Vier und zwanzigstes Stück. Berlin bey Chr. Fr. Voß 1754. Es sind folgende Aufsätze darinne enthalten: 1. Chr. Mylius Beschreibung einer neuen Thierpflanze in einem Schreiben an den Herrn von Haller. 2. Ebendesselben Nachricht von einer sonderbaren Begierde nach Brantwein. 3. Eine Erfahrung vom Zerspringen eines nordhäusischen Alabasters, von eben demselben. 4. Eben desselben Reise auf den Blocksberg. 5. M. E. F. Schmersahls Gedanken von Anlegung einheimischer Manufacturen. 6. Chr. Fr. Lessers zufällige Gedanken über die Schnecken und Muscheln. 7. Eben desselben Beschreibung einiger versteinerten Conchylien. 8. Nachricht, wie die Feigen auf der griechischen Insel Zia durch Fliegen zur Reife gebracht werden, aus des Tournefort Reisen. 9. Carl W. Schulzens von einigen im Blut gefundenen widernatürlichen Gewächsen. 10. Herrn Vosmaer Schreiben an den Herrn Prof. Kästner eine holländische Versteinerung betreffend. Der zweyte, dritte und vierte Aufsatz ist aus des Herrn Mylius hinterlassenen Reisenachrichten genommen, aus welchen man auch noch künftig verschiedene merkwürdige Dinge mittheilen wird. Man kann daraus schliessen, wie aufmerksam Herr Mylius auf alles gewesen, und wie sehr es zu betauern ist, daß er diese Aufmerksamkeit nicht auch in entlegenen Ländern hat anwenden sollen. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 2 Gr.

Der[2] Königl. Akademie der Wissenschaften in Paris Anatomische, Chymische und Botanische Abhandlungen; Sechster Theil, welcher die Jahre von 1722 bis 1726 in sich enthält. Aus dem Französischen übersetzt von Wolf Balth. Adolph von Steinwehr, der Königl. Akademie der Wissenschaften in Berlin Mitgliede. Breslau, verlegts Joh. Jakob Korn 1755. Der schwatzhafteste Panegyrist würde sich erschöpfen, wenn er dieses Werk bey jedem neuen Theile anpreisen wollte; er müßte denn immer einerley sagen. Man kann also schwerlich etwas anders thun, als das Publicum versichern, daß der Fleiß des Herrn

[1] [147. Stück. Sonnabend, den 7 December 1754.]
[2] [148. Stück. Dienstag, den 10 December 1754.]

von Steinwehr noch immer gleich glücklich ausfällt, und daß man es demjenigen nicht gnug verdanken kann, welcher die Erfahrungen und Einsichten eines Reaumür, eines Petit, eines Winslow, eines Morand, eines Jüssieu, eines Senac und wie sie alle heissen, unter uns eben so bekannt zu machen sucht, als sie es in Frankreich sind. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 1 Rthlr. 8 Gr.

Versuch[1] einer Geschichte der Oesterreichischen Gelehrten; herausgegeben von Franz Constantin Florian von Khautz. Frankfurt und Leipzig bey Joh. Fried. Jahn 1755. In 8vo 22 Bogen. Es ist nicht zu leugnen, daß die meisten von den Oesterreichischen Gelehrten unbekannter geblieben sind, als sie es verdienen, und daß man längst einen fleissigen Mann gewünscht hat, welcher sich der Erneuerung ihres Gedächtnisses annehmen möchte. Dieser Wunsch würde größten Theils erfüllt werden, wenn es dem Herrn Verfasser des gegenwärtigen Versuchs gefallen wollte, seine Arbeit fortzusetzen. Er scheinet vollkommen mit der dazugehörigen Belesenheit und erforderlichen Hülfsmitteln versehen zu seyn, und die zwölf Lebensbeschreibungen, die er uns diesesmal liefert, beweisen, daß er jene anzubringen und diese zu brauchen weis. Es sind nicht allein eigentlich sogenannte Oesterreicher, mit welchen er sich beschäftiget, sondern er hat sie auch in andern Oesterreichischen Erblanden, in Steyermark, Kärndten, Crain und Tyrol aufgesucht. Den Anfang machen zwey Dichter; der eine aus dem 13ten Jahrhunderte, Johann Ennenkel, und der andere aus dem vierzehnten, Ottokar von Horneck. Die dritte Stelle hat Johann von Gmunden, der erste welcher sich in Deutschland um die Astronomie verdient machte, die er in Wien öffentlich lehrte. Er starb 1442. Auf diesen folgt Georg von Peurbach, gleichfalls einer von den ersten Astronomis in Deutschland. Ferner Thomas Ebendorfer, Professor der Gottesgelahrtheit in Wien, welcher 1464 als Hofkapellan Friedrichs des 3ten starb. Den sechsten Platz zieret der Kayser Maximilian der erste; den siebenden bekleidet Wolfgang Laz; den achten Erasmus Oswald Schreckenfuchs; den neunten Julius Alexandrinus von Neustain; den zehnten Reichard Strein; den eilften Johann Stephan Strobelberger, und den zwölften Christoph

[1] [149. Stück. Donnerstag, den 12 December 1754.]

Forstner, Kanzler zu Mümpelgard, welcher im Jahr 1667 starb. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 16 Gr.

Mémoires[1] *de deux Amis ou les Avantures de Messieurs Barniwal et Rinville par M. Delasolle. IV. Parties. à Amsterdam chez Fr. Changuion 1754.* In 8vo. 1 Alphb. Der Verfasser dieses Romans hat sich bereits durch andere bekannt gemacht, nehmlich durch die Memoires de Versorand, und durch die Anecdotes de la Cour de Bonhommie. Sie sind wohl aufgenommen worden; und ist wohl das Publicum gewohnt etwas übel aufzunehmen, was keine andere Absicht, als ihm zu gefallen, hat? Wenn man seinen Geschmack zu schmeicheln weis, so wird man schwerlich ungelesen bleiben. Verwöhnt freylich darf dieser Geschmack, in Ansehung der erdichteten Geschichte, durch allzuviel Grandisons und Clarissens nicht werden; oder es ist um die Aufnahme der Herren Delasolle auf einmal geschehen. Er läßt sich übrigens selbst die Gerechtigkeit wiederfahren, daß er kein Prevot und auch kein Marivaux sey. Wir bitten also seine etwanigen Leser, daß sie diesem bescheidnen Manne ja keine Ehre aufdringen mögen, die er selbst nicht zu verdienen glaubt, ob er gleich sonst nicht ganz ohne Zärtlichkeit für seine Geburthen ist. Er versichert daß einen empfindlichen Leser das gehäufte Unglück des Barniwals rühren werde, und daß die meisten dabey vorkommenden Charaktere nicht anders als gefallen könnten. Wir versichern auf sein Wort ein gleiches. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 16 Gr.

Berlin.[2] In der Birnstielischen Buchdruckerey sind die bisherigen moralischen Blätter, unter folgendem Hauptitel beschlossen worden: Der Vernünftler, eine sittliche Wochenschrift, auf das Jahr 1754, in dreyen Theilen abgefasset von Christian Nicolaus Naumann. Der Verfasser, der sich und andre, auf eine gefällige Art, zu unterrichten suchete, glaubet seine Absichten erfüllet zu haben, indem er sich durchgängig bestrebete, Erfahrung, Geschmack, Nachdenken und Empfindung, so viel möglich, zu vereinigen. In dem angezeigten Inhalte der abgehandelten Materien hat er die Klugheit, den meisten Critiken, die über seine Arbeit entstehen können, durch seine eigene Be-

[1] [152. Stück. Donnerstag, den 19 December 1754.]
[2] [153. Stück. Sonnabend, den 21 December 1754.]

urtheilung zuvorzukommen. Er bekennet, daß die beyden letztern Theile mit mehr Fleiß und Lebhaftigkeit abgefasset sind, als der erstere. Da er auf die Art den innern Werth dieser Bogen selbst bestimmete: so überhob er sich der Sorge, in einer entbehrlichen Vorrede, wegen des Beyfalls der Leser, durch ein minderanständiges Selbstlob, sich im voraus zu beruhigen. Dem Verleger läßt man das Recht wiederfahren, daß er an Schönheit des Drucks und Papiers, so wohl, als an der äusserlichen Zierde der Stöckchen, nicht das geringste hat ermangeln lassen. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 1 Rthlr. 12 Gr.

Scherzhafte Neujahrswünsche[1] auf das Jahr 1755. Leipzig, bey Joh. Gottl. Imm. Breitkopf. Man wird sich vielleicht noch vom vorigen Jahre her auf diese Leipziger Galanterie besinnen. Es ist eine Spielkarte von vier Dutzend Blättern, auf deren jedem ein Neuerjahrswunsch in Versen stehet; die eine Helfte für das Frauenzimmer und die andre für Mannspersonen. Hier sind einige Proben davon, welche zugleich zeigen werden, daß es nicht ebendieselben sind, welche man schon gelesen und gebraucht hat.

*

Die Karten, junger Herr, vergeßt die Karten nicht;
Eilt, lasset keine Zeit zerrinnen.
Ich wünsch Euch Glück; denn wie man spricht,
Wer heut gewinnt, der wird das ganze Jahr gewinnen.

*

Die Freyheit nehm ich mir, viel Glück
Auf Sie, mein Herr, heut zu trassiren.
Sie werden es doch acceptiren?
Sonst schick ich Ihren Wunsch auch mit Protest zurück.

*

Ihr Musen, steigt von euern Höhen,
Und eilt mir jetzund beyzustehen.
Ich tön ein würdig Lied, dergleichen niemals war.
Ich hebe mich auf Dichter Schwingen;
Najaden höret mich jetzt singen:
Ich wünsche dir, mein Freund, ein gutes neues Jahr.

[1] [154. Stück. Dienstag, den 24 December 1754.]

Für ein Frauenzimmer.

Was wünsch ich dir? Schön bist du schon.
Desgleichen bist du reich.
Ich weis es: einen Grandison,
Sey nur der Byron gleich.

Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 9 Gr.

Histoire moderne[1] *des Chinois, des Japonnois, des Indiens, des Persans, des Turcs, des Russiens etc. pour servir de suite à l'Histoire ancienne de M. Rollin. Tome premier et second. à Paris chez Desaint et Saillant 1754. in 12mo.* Jeder Theil 20 Bogen. Die historischen Werke des Herrn Rollin sind mit so allgemeinem Beyfalle aufgenommen worden, daß es kein Wunder ist, wenn man von allen Seiten Fortsetzer derselben auftreten sieht. Wir müssen gestehen, daß der gegenwärtige völlig das Ansehen hat, als ob er einer von den glücklichsten derselben werden würde. Er hat sich folgenden Plan gemacht: Vor allen Dingen, spricht er, will ich mich bemühen, das, was den Ursprung und den Wachsthum eines jeden Volks betrift, aus einander zu wickeln. Ich will die Epoche und die vornehmsten Umstände seines Aufnehmens, die Ordnung seiner Dynästien, seine berümtesten Regenten, und die merkwürdigsten Veränderungen, die es erlitten hat, anzeigen. Hierauf will ich mit einer Art von Genauigkeit die Lage, den Umfang und die Grenzen seines Reichs, desgleichen die vornehmsten Städte desselben, die Merkwürdigkeiten, die sie enthalten, die Denkmähler der Kunst, und die Hervorbringungen der Natur bemerken. Endlich will ich mich bestreben, das Genie eines jeden Volks, ihre Regierungsart, ihre Künste, ihre gottesdienstlichen Gebräuche, ihre Sitten und ihre Gewohnheiten kennen zu lehren. Dieses, fährt er fort, war ungefehr die Methode, welche der Verfasser der Geschichte aller Zeiten und Völker in den ersten Theilen seines vortreflichen Werks beobachtete. Es ist nur zu betauern, daß sich Rollin manchmal davon entfernet hat, und daß uns z. E. seine Geschichte der Perser, der Macedonier und der Römer, ganz und gar nicht diese Verschiedenheit von Gemählden darstellet. Er ist hier nichts als ein eilfertiger Compilator von Belagerungen, Schlachten, Veränderungen und Kriegen; die lehrreichen Ausschweifungen sind sehr selten, und die Begebenheiten folgen überall nach eben der

[1] [156. Stück. Sonnabend, den 28 December 1754.]

methodischen und einförmigen Art aufeinander, nach welcher sie in langwierigen Jahrbüchern erzehlt werden. — — Kann man nunmehr wohl noch zweifeln, daß ein Nachahmer, welcher die Fehler seines Musters eben so wohl als die Vollkommenheiten einsieht, nicht etwas vorzügliches liefern sollte? Wenigstens bestätigen die ersten beyden Theile, welche die Geschichte der Chineser und Japanneser enthalten, diese vortheilhafte Vermuthung sehr. Er ist überall pragmatisch und hält sich bey den historischen Kleinigkeiten n'ht auf, welche das Gedächtniß beschweren, ohne den Verstand zu erleuchten. Dieses macht, daß er sich mit einer Leichtigkeit lesen läßt, die seinem Werke auch auf der Seite des Anmuthigen vor manchen schwer geschriebenen Romanen den Vorzug giebt. Wir werden hoffentlich Gelegenheit haben, ein andermal umständlicher davon zu reden, wenn nehmlich die deutsche Uebersetzung zum Vorscheine kommen wird, welche ein Mann übernommen hat, von dem man sich nicht allein alle Treue, sondern auch sehr nützliche Anmerkungen und Zusätze versprechen kann. Sie wird gegen Ostern in den Vossischen Buchläden zu haben seyn, wo man jetzt die ersten Theile des Originals für 1 Rthlr. 12 Gr. bekommen kann.

—



UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 06715 3901

